

DEUTSCHER  
LOKALJOURNALISTENPREIS 2016

# REZEPTE FÜR DIE REDAKTION

Ergänzungsband 12 | Heike Groll (Hg.), Robert Domes

## Die Jury

HEIKE GROLL

Magdeburg, seit 2012

Vorsitzende seit 2015

PETER PAULS

Köln, seit 2015

DR. WOLFGANG RÖHM

Sindelfingen, seit 1999

ANTON SAHLENDER

Würzburg, seit 2015

DR. DIETLIND TIEMANN

Brandenburg, seit 2012

HANS-JOSEF VOGEL

Arnsberg, seit 2015

St. Augustin 2017

© Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Heike Groll, Robert Domes

### Herausgeber und Redaktion

Heike Groll, Robert Domes

### Gestaltung und Produktion

SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln

workstation, Niederkassel

### Mitarbeit

Michael Köhler, Lektorat

### Druck

Kern GmbH, Bexbach



ISBN 978-3-95721-372-3

Heike Groll (Hg.), Robert Domes

## Ausgezeichnet

Deutscher Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung

Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten

Einsendungen des Jahres 2016

## Rezepte für die Redaktion

Ergänzungsband 12



## Der Stiftungsvorsitzende

# Die Bedürfnisse der Menschen ernst nehmen

Ein Buch, das den Titel „Rezepte“ trägt, will nicht einfach gelesen werden, sondern ausgiebig genutzt. Die Gerichte, die sich als herausragend und schmackhaft bewährt haben, sollen nachgekocht werden. Dieses Ziel hat die Konrad-Adenauer-Stiftung und die Macher der „Rezepte für die Redaktion“ von Anbeginn geleitet. Wir wollen Ihnen Themen, Geschichten, Konzepte und Ideen vorstellen und Sie zugleich einladen, sie aufzugreifen und nachzumachen.

Es gäbe die „Rezepte“ nicht ohne Dr. Dieter Golombek. Er hat nicht nur den Lokaljournalistenpreis erfunden, sondern auch die Dokumentation der herausragenden Arbeiten jahrzehntelang gepflegt. Mit diesem Band geht nun die Herausgeberschaft für die „Rezepte“ in neue Hände über. Für seinen unermüdlichen Einsatz für den Lokaljournalismus sind wir Dr. Golombek zu großem Dank verpflichtet.

Wie Sie erkennen, haben wir die „Rezepte“ einem Relaunch unterzogen. Die neue Optik, neues Format und eine aktualisierte Gliederung sorgen für mehr Übersicht. Dem Prinzip der „Rezepte“ sind wir jedoch treu geblieben. Wie es seit vielen Jahren guter Brauch ist, werden nicht nur die preisgekrönten Geschichten und Projekte präsentiert, sondern auch diejenigen, die in der engeren Wahl der Jury standen und einen Preis nur knapp verpasst haben.

In diesem Jahr stellen wir Ihnen 50 Projekte aus 335 Einsendungen genauer vor. Sie umfassen die ganze bunte Welt des Lokaljournalismus, die immer auch ein Abbild der „großen“ Welt ist. Sie alle haben Vorbildliches für den deutschen Lokaljournalismus geleistet. Die Geschichten und Konzepte verdienen es, dass viele Kolleginnen und Kollegen ihnen naheifern, sie variieren und sich inspirieren lassen.

Doch dieser Band ist mehr als ein Kochbuch für ambitionierte Journalistinnen und Journalisten. Er ist zugleich eine Hommage an und eine Verbeugung vor gutem Lokaljournalismus. Und Anerkennung haben die Kolleginnen und Kollegen in den Lokalredaktionen verdient. Sie stehen in der ersten Reihe einer Zunft, die von der Gesellschaft mit wachsendem Argwohn und Skepsis betrachtet wird. Von ihrer Glaubwürdigkeit, ihrer Qualifikation, von ihrem Anspruch und ihrem Mut hängt es ab, ob die Menschen wieder mehr Vertrauen in die Medien gewinnen.

Die Einsendungen für den Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung beweisen, dass viele Redaktionen diese Aufgabe mit Bravour bewältigen. Sie planen und realisieren bürgernahe Konzepte, greifen schwierige und strittige Themen auf, machen sich zum Anwalt der Leser, bieten engagierten Service. Und erfüllen damit die anspruchsvollen Kriterien, die die Stiftung für den Preis angelegt hat.

Die ersten Preisträger 2016 sind dafür das beste Beispiel. Mit ihrem Projekt „Aufwachsen als Flüchtlingskind“ gibt die Landeszeitung für die Lüneburger Heide dem Fremden ein Gesicht und macht dadurch Integration nachvollziehbar. Die Schwierigkeiten und Hindernisse auf der Suche nach einer zweiten Heimat treten zutage. Engagiert und bewegend zugleich berichten die Autoren, wie versucht wird, eine Herausforderung von europäischer Tragweite auf lokaler Ebene zu bewältigen. Sie zeigen auf, wie schwierig und mühevoll die Wege in der Demokratie oft sind – und wie sehr es sich lohnt, sie zu beschreiten. Und sie zeigen, wie sehr es vom Engagement im Kleinen abhängt, diese Herausforderung zu meistern.

Eine ungewöhnliche und mutige Antwort auf die Krise hat der Kölner Stadt-Anzeiger nach den Vorfällen in der Silvesternacht 2015/16 gefunden. Mit seiner „Kölner Botschaft“ gegen die Polarisierung der Gesellschaft übernimmt die Redaktion Verantwortung für die Grundwerte der Demokratie.

Es sind zwei Beispiele von vielen, die zeigen, wie wichtig es ist, die Menschen, ihre Bedürfnisse und Sorgen vor Ort ernst zu nehmen. Gerade in Zeiten von Fake News und digitaler Flüsterpropaganda brauchen wir solche lokalen Qualitätsmedien. Sie zu stärken und zu fördern ist eine Investition in die Demokratie. Die Konrad-Adenauer-Stiftung und die unabhängige Jury sind stolz darauf, dass sie dazu ein Stück beitragen können.

**Dr. Hans-Gert Pöttering**  
**Präsident des Europäischen Parlaments a.D.**  
**Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung**

## Die Herausgeber

# Journalistische Tugenden setzen sich durch

Lokaljournalismus, vor allem wenn er gut gemacht wird, hat stets das Kleine und das Große im Blick, das Geschehen vor Ort und zugleich die aktuellen Diskussionen, die Herausforderungen und Chancen im Land. Das beweisen die 335 Einsendungen, die die Konrad-Adenauer-Stiftung für diesen Preisjahrgang des Deutschen Lokaljournalistenpreises erreicht haben. Die herausragenden Geschichten und Projekte, über die die Jury zu entscheiden hatte, sind umso mehr zu würdigen, wenn man die Lage der Branche in Betracht zieht. Lokaljournalisten sind unter vielfältigem Druck. Sie sind herausgefordert von Onlineangeboten, von Start-ups und dem Wandel im eigenen Medienhaus. Die Redaktionen müssen mehr Aufgaben als noch vor zehn, 15 Jahren bewältigen, crossmedial arbeiten, dabei kritisch, sachlich und ideenreich berichten.

Das tun Lokalredaktionen, indem sie sich auf ihre alten Tugenden besinnen. Sie mischen sich ein, beleuchten Hintergründe, suchen und moderieren das Gespräch, kommentieren das Geschehen und sorgen dafür, dass Menschen mit ihren Anliegen gehört werden. Was manches überregionale Medium derzeit für sich neu entdeckt, haben Lokaljournalisten immer schon getan: Sie erkennen, wie sich die großen politischen Entscheidungen und gesellschaftlichen Ereignisse vor der eigenen Haustür auswirken. Weil sie hinsehen und zuhören, weil sie da sind, wo die Menschen sind, weil sie die Themen im wahren Wortsinn „lokalisieren“.

Eine ganze Reihe von Redaktionen hat sich 2016 mit der Flüchtlings-Thematik befasst, hat die Neuankommlinge begleitet, die Behördenwege beleuchtet, die Stimmung vor Ort ausgelotet. Beispielhaft dafür steht die Arbeit der ersten Preisträger. Die Landeszeitung für die Lüneburger Heide beschreibt in ihrem crossmedialen Projekt „Aufwachsen als Flüchtlingskind“ exemplarisch die nächste Stufe der Migrations- und Integrationsgeschichte in Deutschland. Die Redaktion hat die journalistische Lupe auf ihren kleinen Beritt gehalten und nicht nur persönliche menschliche Geschichten gefunden, sondern zugleich aufgespürt, wie sich die Gesellschaft und das Leben in Deutschland verändern.

Eine Redaktion macht sich mit einer guten Sache gemein, sie tritt über ihre Rolle als bloße Beobachterin der Ereignisse hinaus und wird zur Akteurin. Ein durchaus umstrittener Schritt – dem Kölner Stadt-Anzeiger gelingt er nach den Vorfällen in der Silvesternacht 2015/16. Die Zeitung treibt

nicht nur die Aufklärung der Ereignisse voran und beleuchtet sachlich und schonungslos die Hintergründe. Die Redaktion veröffentlicht in der aufgeheizten Debatte – zusammen mit vier weiteren rheinischen Zeitungen – die „Kölner Botschaft“. Ein Aufruf zu Frieden und Vernunft.

Gerade in Krisensituationen sind Gerüchte und Fakten oft nur noch schwer voneinander zu trennen. Hier hat die Süddeutsche Zeitung ein Bravourstück abgeliefert. In der Reportage „Schrille Post“ untersucht die Redaktion die digitale Gerüchteküche, die sich nach der Gewalttat in einem Münchener Einkaufszentrum im Netz ausbreitete und für Massenpanik sorgte. Die Jury beurteilt die Arbeit als „Lehrstück über die Mechanismen sozialer Medien und den hohen Wert professioneller journalistischer Arbeit“.

Lokaljournalismus lebt von der Vielfalt. Das haben die Einsendungen wieder einmal unter Beweis gestellt. Herausragende Geschichten aus allen Ressorts, von Kultur bis Wirtschaft, Geschichte und Gesellschaft, haben die Jury beeindruckt. Besonders erfreulich war die hohe Anzahl der Volontärsprojekte, die in diesem Jahr eingereicht wurden. Die 55 Einsendungen – die meisten von ihnen in hoher journalistischer Qualität – machten der Jury die Wahl äußerst schwer. Aus diesem Grund werden dieses Jahr auch drei Sonderpreise für den Nachwuchs vergeben.

Mit diesem Jahrgang erscheinen die „Rezepte für die Redaktion“ erstmals mit einer neuen inhaltlichen Gliederung und einer entsprechend angepassten Optik. Sie soll den Leserinnen und Lesern die Orientierung in der Broschüre erleichtern. Der Aufbau des Bandes orientiert sich an der klassischen Tageszeitung: Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, Gesellschaft, Panorama, Service. Im ersten Kapitel werden die Arbeiten der Preisträger vorgestellt. Die bisherigen Kategorien von Alltag bis Zukunft sind damit jedoch nicht verloren gegangen. Sie tauchen als Stichworte am Rande der jeweiligen Geschichten auf und sind im Schlagwortkatalog am Ende des Bandes zu finden, was die Suche nach Themen und Ideen erleichtert.

Wir hoffen, dass diese Neuerungen Ihren Zuspruch finden. An den Inhalten ändert sich nichts. Sie sind – wie in den vergangenen Jahren – ausgezeichnet

**Heike Groll / Robert Domes**

# Die Gewinner des Jahres 2016



## 1. PREIS

**LANDESZEITUNG**  
FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE

### Aufwachsen als Flüchtlingskind

Wie groß die Rolle von Flüchtlingskindern bei der Integration ist, wird uns selten bewusst. Die Redaktion nähert sich diesem Thema mit einem crossmedialen Projekt, erzählt Einzelschicksale und verknüpft sie mit Hintergrund. Sie zeigt: Diese Kinder sind nicht nur für ihre Familien wichtig, sondern für unsere Gesellschaft.

## 2. PREIS

**Kölner Stadt-Anzeiger**  
[www.ksta.de](http://www.ksta.de)

### Botschaft für Vernunft

Nach den Exzessen der Kölner Silvesternacht 2015/16 verfallen Politiker in eine Schockstarre. Die Redaktion reagiert, indem sie ihre Kräfte für die Aufarbeitung bündelt und umfassend berichtet. Vor allem aber, indem sie selbst vom Beobachter zum Akteur wird. Mit ihrem Aufruf gegen Gewalt und für Toleranz gibt sie der Vernunft eine Stimme.

## Die Gewinner des Jahres 2016

### PREIS IN DER KATEGORIE GESCHICHTE

**Augsburger Allgemeine**

Alles was uns bewegt

### Das Grauen draußen im Wald

Eine geheime Rüstungsanlage der Nationalsozialisten und ein KZ mitten im Wald – davon munkelte man in der schwäbischen Kleinstadt. Ein Redakteur geht den Gerüchten nach und deckt in akribischer Recherche die Wahrheit über das Grauen auf. Er erinnert an das Leiden der Opfer und findet bewegende Zeugnisse voller Menschlichkeit.

### PREIS IN DER KATEGORIE VERKEHR

**General-Anzeiger**

### Vom Stau zur Vision

Die Region Bonn/Rhein-Sieg erstickt im Dauerstau. Wie kann dem begegnet werden? Welche Alternativen gibt es heute schon? Und wie bewegen wir uns in Zukunft vorwärts? Lebensnah und mit viel Hintergrund stellt die Redaktion Mobilitätssysteme vor und weist den Lesern einen Weg vom Stau zur Vision.

### PREIS IN DER KATEGORIE GESUNDHEIT

**Mitteldeutsche Zeitung**

### Rezepte zur Selbsthilfe

Sachsen-Anhalt liegt in vielen Krankheitsstatistiken im traurigen Spitzenfeld. Die Zeitung will mehr als berichten – sie will etwas tun. Deshalb setzt die große Gesundheitsserie nicht nur auf Diagnose, sondern zeigt Wege aus der Krankheit auf. In Print, online und mit Aktionen gibt sie praktische Lebenshilfe.

## Die Gewinner des Jahres 2016

## PREIS IN DER KATEGORIE ALLTAG

**STUTTGARTER  
ZEITUNG**

**STUTTGARTER  
NACHRICHTEN**

### Ermutigung mit einem Lächeln

Bei all den schlimmen und bedrückenden Nachrichten vergisst man oft die kleinen Lichtblicke. Es sind Begebenheiten und Begegnungen, die uns zum Lächeln bringen. Der Redakteur greift in seiner Kolumne jeden Tag so einen freudigen Moment auf – und bereichert damit das Blatt und den Alltag der Menschen.

## PREIS IN DER KATEGORIE SOZIALE MEDIEN

**Süddeutsche Zeitung**

### Panik aus dem Netzwerk

Wie konnte aus der Gewalttat eines Einzelnen in München ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden? Welche Dynamik versetzt eine Millionenstadt in wenigen Stunden in einen völligen Ausnahmezustand? In langwieriger Kleinstarbeit geht die Redaktion dieser Frage nach und rekonstruiert, wie aus digitalen Gerüchten Panik entsteht.

## PREIS IN DER KATEGORIE KULTUR

**Hamburger Abendblatt**

### Verbunden im Gesang

Nichts verbindet so sehr wie das gemeinsame Singen. Und Zusammenhalt kann Hamburg-Harburg gebrauchen. Die Redaktion lässt eine Hymne komponieren, die ihrem oft kritisierten Stadtteil neues Selbstbewusstsein geben soll. Vier Monate lang trommelt sie für das Projekt. Es gelingt: 20.000 Harburger singen mit.

## Die Gewinner des Jahres 2016

## SONDERPREIS FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

**General-Anzeiger**

### Lust und Frust der Existenzgründer

Wer eine eigene Existenz aufbaut, geht von der Idee über die Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Geschäftsalltag einen langen Weg. Die Volontäre folgen diesem Weg in ihrer Serie. Sie erzählen von jungen Unternehmern, ihren Träumen und Fragen, vom Scheitern und dem Mut zum Weitermachen.

## SONDERPREIS FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

**RHEINISCHE POST**

### Pflege aus der Innensicht

Über die Zustände in deutschen Pflegeeinrichtungen gibt es viele Schauergeschichten. Die Autorin will wissen, wie es wirklich ist. Sie macht ein Praktikum in einem Altenheim und erlebt dort, unerkant als Reporterin, den Pflegealltag. Ihre Reportage beleuchtet ein wichtiges Thema aus der Innensicht.

## SONDERPREIS FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

**WAZ**

### Eine Autobahn bekommt ein Gesicht

Die A40 ist die Autobahn des Ruhrgebiets. Sie vorzustellen ist Ziel der Volontärinnen. Dabei finden sie weit mehr als Historie, Zahlen, Bilder des Ruhrschnellwegs. Sie legen den Fokus auf die Menschen, die dort leben und arbeiten. In ihrem anspruchsvollen Online-Special geben sie der Autobahn ein Gesicht.

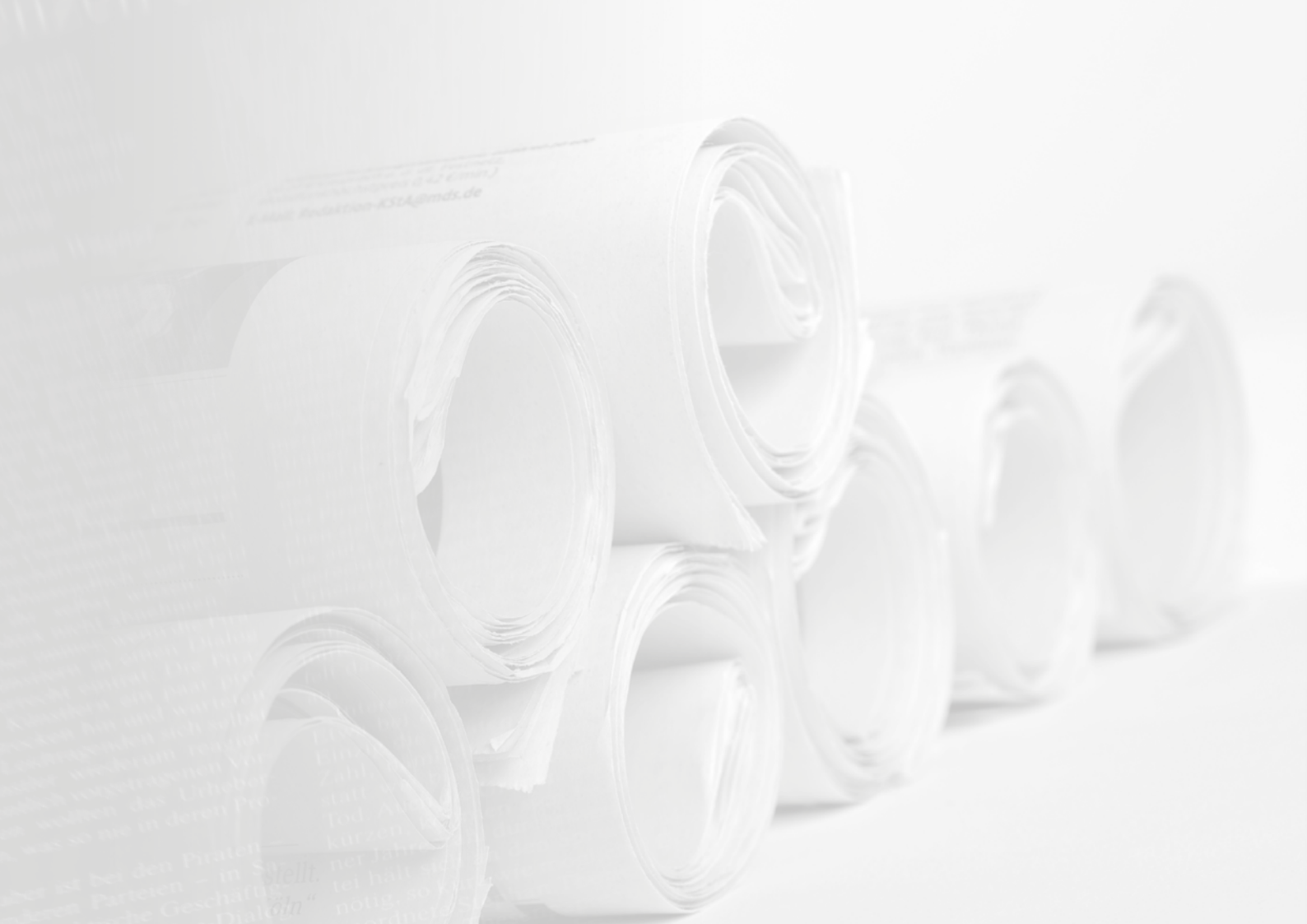
<i>Vorwort</i> HANS-GERT PÖTTERING	2
<i>Einleitung</i> HEIKE GROLL, ROBERT DOMES	3
<i>Preisträger</i> Die Gewinner des Jahres 2016	4
<i>Inhaltsverzeichnis</i>	8
<b>Preisträger 2016 .....</b>	<b>10</b>
<b>Aufwachsen als Flüchtlingskind</b> LANDESZEITUNG FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE	12
<b>Kölner Botschaft</b> KÖLNER STADT-ANZEIGER	16
<b>Auf Spurensuche: Das geheime Waldwerk Kuno und das KZ Burgau</b> AUGSBURGER ALLGEMEINE, Lokalredaktion Augsburg Land	20
<b>Mobil in der Region</b> GENERAL-ANZEIGER, Bonn	24
<b>Gesundes Sachsen-Anhalt</b> MITTELDEUTSCHE ZEITUNG	28
<b>Stadt des Lächelns</b> STUTTGARTER ZEITUNG, STUTTGARTER NACHRICHTEN	32
<b>Schrille Post</b> SÜDDEUTSCHE ZEITUNG	36
<b>Ein Song für Harburg</b> HAMBURGER ABENDBLATT, Lokalredaktion Harburg	40
<b>Bonn macht erfinderisch</b> GENERAL-ANZEIGER, Bonn	44
<b>Füttern. Waschen. Weiter.</b> RHEINISCHE POST	48
<b>Die A 40 – bunt und lebendig wie das Ruhrgebiet</b> DERWESTEN.DE, WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG	52

<b>Politik lokal .....</b>	<b>56</b>
<b>Kernkraftwerk Tihange</b> AACHENER ZEITUNG, AACHENER NACHRICHTEN	58
<b>Kommunalwahl 2016</b> BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG, Lokalredaktion Braunschweig	60
<b>Der Millionen-Deal</b> CELLESCHER ZEITUNG	62
<b>Wie die Flüchtlinge Hamburg verändern</b> HAMBURGER ABENDBLATT	64
<b>Die Silvesternacht in Köln</b> KÖLNER STADT-ANZEIGER, EXPRESS KÖLN	66
<b>Anschlag in einer Regionalbahn</b> MAIN-POST, Würzburg	68
<b>Frage nach dem Parteibuch</b> RUHR NACHRICHTEN, Lokalredaktion Dortmund	70
<b>Wirtschaft lokal .....</b>	<b>72</b>
<b>Einkaufen in der Region</b> FREIE PRESSE, Redaktion Erzgebirge	74
<b>Ausbeutung bei Kaufland</b> HEILBRONNER STIMME, Regionalredaktion	76
<b>Arbeit und Mitbestimmung</b> MITTELBAYERISCHE ZEITUNG, Bayerwald Echo	78
<b>Digitalisierung und Industrie 4.0</b> NORDBAYERISCHER KURIER, Bayreuth	80
<b>Widerstand gegen Windkraft</b> NORDWEST-ZEITUNG, Oldenburger Land	82
<b>Bienenwachsskandal</b> SCHWÄBISCHE ZEITUNG, Ravensburg	84
<b>Schatzjäger im Wohlstandsmüll</b> SCHWERINER VOLKSZEITUNG	86

<b>Kultur lokal .....</b>	<b>88</b>
<b>Skandal um Theaterkneipe</b> BADISCHE ZEITUNG, Lokalredaktion Freiburg	90
<b>Orgeltest</b> HEIDENHEIMER ZEITUNG	92
<b>Tote Hose? Kultur in der Region entdecken</b> SÄCHSISCHE ZEITUNG, Feuilleton-Redaktion	94
<b>Heimatprofis gesucht</b> SCHONGAUER NACHRICHTEN, MÜNCHNER MERKUR	96
<b>Sport lokal .....</b>	<b>98</b>
<b>Behinderten-Sport</b> BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG, Sportredaktion Braunschweig	100
<b>Lokalsport crossmedial</b> OSTHOLSTEINER ANZEIGER, Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag	102
<b>Integration durch Sport</b> PFORZHEIMER ZEITUNG, Sportredaktion	104
<b>Blutgrätschenreport</b> TAGESSPIEGEL, Berlin, Online-Redaktion	106
<b>Gesellschaft lokal .....</b>	<b>108</b>
<b>Demenz-Serie</b> ALLGEMEINE ZEITUNG MAINZ, Lokalredaktion Alzey	110
<b>Lahnstein 2030</b> RHEIN-LAHN-ZEITUNG, Bad Ems	112
<b>Projekt 30er-Zone</b> MAIN ECHO, Aschaffenburg	114
<b>Selbstversuch Schützenfest</b> NEUE OSNABRÜCKER ZEITUNG, Online-Redaktion	116
<b>Willkommen hier bei uns</b> SÜDERLÄNDER TAGEBLATT	118
<b>Die Alb im Wandel</b> storytelling.swp.de/albwandel, SÜDWEST PRESSE	120

<b>Panorama lokal .....</b>	<b>122</b>
<b>Nachbarn an der Oder</b> MÄRKISCHE ODERZEITUNG, Frankfurter Stadtbote	124
<b>70 Jahre Niedersachsen</b> NORDSEE-ZEITUNG, Cuxhaven	126
<b>Reden wir über ...</b> LUDWIGSBURGER KREISZEITUNG	128
<b>Crossmediaprojekt #käuflich</b> SÜDKURIER, Konstanz <a href="http://www.suedkurier.de/region/kaeufllich/">www.suedkurier.de/region/kaeufllich/</a>	130
<b>Fabis Scholle</b> WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG, Duisburg	132
<b>Junges Engagement</b> WESTFALENPOST, Arnsberg	134
<b>Service lokal .....</b>	<b>136</b>
<b>Ich werde grün</b> HAMBURGER ABENDBLATT	138
<b>Zukunft der Rente</b> MANNHEIMER MORGEN	140
<b>Kita-Kompass</b> STUTTGARTER ZEITUNG, STUTTGARTER NACHRICHTEN, <a href="http://reportage2.stuttgarter-zeitung.de/kitakompass/">reportage2.stuttgarter-zeitung.de/kitakompass/</a>	142
<b>Warum kommt der Bus zu spät</b> TAGESSPIEGEL, Berlin, Online-Redaktion, <a href="http://haltestelle.tagesspiegel.de/">haltestelle.tagesspiegel.de/</a>	144
<b>Das Vegan-Experiment</b> ZEITUNGSVERLAG WAIBLINGEN, Lokalredaktion Waiblingen, <a href="http://www.zvw.de/vegan">www.zvw.de/vegan</a> , #veganexperiment	146
<i>Register der Stichworte*</i>	148

\* Die Stichworte, die bei jedem Beitrag stehen, sind alle im Register am Ende des Bandes aufgelistet, sie erleichtern die Suche nach Themen und Kategorien.



## Menschen stehen im Mittelpunkt

*Gute Lokalredaktionen bewegen die Menschen, verbinden sie und binden sie ein. Sie stellen sie in den Mittelpunkt ihrer Arbeit und ihrer Geschichten. Indem sie über Personen berichten, ihr Leben und Handeln, über Erlebnisse und Schicksale, beleuchten sie die Zustände und Entwicklungen in unserer Gesellschaft. Sie nehmen eine Wächterfunktion ein, machen Hintergründe sichtbar, klären auf und geben Lebenshilfe. Mit guten Ideen und Konzepten bringen sie die Leserinnen und Leser zusammen, vernetzen sie in der digitalen Welt ebenso wie in der Kommune. Das alles machen die Preisträger 2016 vorbildlich.*

## PREISTRÄGER 2016

- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch (Burgstall  
Pflunde

# Die große Rolle der Flüchtlingskinder

LANDESZEITUNG  
FÜR DIE LÜNEBURGER HEIDE

Wie groß die Rolle von Flüchtlingskindern bei der Integration ist, wird uns selten bewusst. Ein crossmediales Projekt nähert sich diesem Thema, erzählt Einzelschicksale und verknüpft dies mit Hintergrund. Es zeigt: Diese Kinder sind nicht nur für ihre Familien wichtig, sondern für unsere Gesellschaft.

## Die Jury

1. PREIS

## Kinder als Manager der Integration

Flüchtlingskinder tragen oft eine große Verantwortung für ihre Familien. Sie sind meist die ersten, die Deutsch lernen und die als Übersetzer fungieren. Die Redaktion beleuchtet, was Kinder und Jugendliche für den Integrationsprozess leisten. Sie zeichnet persönliche Schicksale nach, ordnet sie in einen Kontext ein und wagt einen Ausblick auf die weitere Entwicklung. Printserie, Multimedia-Dossier und Online-Blog verbinden sich zu einem Gesamtpaket, das durch ausgezeichnete Recherche und sensible Herangehensweise überzeugt und die Leser mit neuen Erzählformen zu einer differenzierteren Auseinandersetzung mit der Thematik einlädt. Ein kleines Team macht vor, wie Lokaljournalismus der Spitzenklasse geht.

Katja Grundmann und Anna Sprockhoff berichten seit mehr als drei Jahren für die Landeszeitung über die Situation von Flüchtlingen. Sie haben immer wieder diese Erfahrung gemacht: Die Kinder dolmetschen bei Behörden-gängen und Arztbesuchen, sie haben schnell Kontakt zu ihrer neuen Umwelt und helfen ihren Familien, sich hier einzuleben. Ihre Leistung wird in der Debatte um Integration zumeist übersehen.

Nun stellen die Redakteurinnen diese Kinder in den Mittelpunkt ihres multimediaalen Projekts. Im Zentrum stehen die Porträts von fünf Kindern aus der Region, die nach der Flucht in Deutschland eine besondere Verantwortung in ihren Familien übernehmen mussten. Ihre persönlichen Schicksale sind beispielhaft für eine ganze Generation von Flüchtlingskindern, die sich in ihrer neuen Heimat vielen neuen Problemen stellen müssen. Experteninterviews, Grafik-Bausteine und Forschungserkenntnisse liefern Hintergrundinformationen zum Thema.

Umgesetzt werden die Geschichten in einer Themenwoche in der Print-Ausgabe der Landeszeitung. Daneben

entsteht ein umfassendes Multimedia-Dossier im Pageflow-Format. Parallel veröffentlichen die Redakteurinnen ihre persönlichen Erfahrungen während der Recherche in einem Online-Blog. Die drei Teile des Projekts ergänzen sich, können aber auch einzeln für sich stehen, um die unterschiedlichen Nutzergruppen von Print und Online anzusprechen.

Das Zeitungsprojekt hat in der Region für erhebliche Resonanz gesorgt und wird inzwischen in Schulen und Bildungsprojekten als Unterrichtsmaterial eingesetzt.

## Stichworte

- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Heimat
- ▶ Integration
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation

## Kontakt:

Anna Sprockhoff, Redakteurin, Telefon: 04131/740 287, E-Mail: [anna.sprockhoff@landeszeitung.de](mailto:anna.sprockhoff@landeszeitung.de)  
Katja Grundmann, Multimedia-Koordinatorin, Telefon: 04131/740236, E-Mail: [katja.grundmann@landeszeitung.de](mailto:katja.grundmann@landeszeitung.de)



# Aufwachsen als Flüchtlingskind

Mehr als 800 Flüchtlingskinder leben in Stadt und Landkreis Lüneburg. Als Übersetzer und Mittler sind sie für Eltern oft unverzichtbar. Doch wie viel Verantwortung kann ein Kind tragen?

Eine Themenwoche von Katja Grundmann und Anna Sprockhoff, veröffentlicht vom 15. bis 22. Oktober 2016 in der Landeszeitung für die Lüneburger Heide und unter [www.landeszeitung.de/fluechtlingskinder](http://www.landeszeitung.de/fluechtlingskinder)





# Plädoyer für eine weltoffene Gesellschaft

**Kölner Stadt-Anzeiger**  
www.ksta.de

**Nach den Exzessen der Kölner Silvesternacht 2015/16 verfallen Politiker in Stadt und Land in eine Schockstarre. So nimmt es die Redaktion wahr und reagiert, indem sie ihre Kräfte auf die Aufarbeitung konzentriert und umfassend berichtet. Vor allem aber, indem sie selbst vom Beobachter zum Akteur wird.**

## Die Jury

### 2. PREIS

## Vom Beobachter zum Akteur

Die Redaktionen des Kölner Stadt-Anzeigers und des Express hatten sehr früh die Tragweite der Vorfälle in der Silvesternacht 2015/16 erkannt. Inmitten einer hochemotional geführten Debatte initiiert der Stadt-Anzeiger den Aufruf, der als „Kölner Botschaft“ in fünf rheinischen Zeitungen veröffentlicht wird. Die Redaktion holt prominente Unterstützer ins Boot. Sie verschafft der Botschaft gegen Gewalt und Polarisierung Gehör – und damit den Stimmen der Vernunft, die im Konzert der Schreihälse unterzugehen drohten, und leitet so die Versachlichung der Debatte ein. Die Redaktion bewegt sich bewusst aus der Beobachterrolle heraus und übernimmt als Akteur Verantwortung für die Grundwerte der Demokratie.

Die gewalttätigen Attacken und die sexuellen Übergriffe in der Umgebung des Kölner Doms während der Silvesternacht lösten eine Vertrauenskrise aus. Politik und Staatsgewalt sahen sich massiven Vorwürfen ausgesetzt. Ebenso die Medien, denen vorgeworfen wurde Informationen zu unterdrücken oder zu beschönigen.

Die Redaktionen des Kölner Stadt-Anzeigers und des Express antworten auf die Angriffe mit einer professionellen Aufarbeitung der Ereignisse (siehe eigener Beitrag auf Seite 66).

Die Journalisten spüren aber auch, dass Aufklärung allein nicht genügt, um der aufgeladenen Stimmung entgegenzutreten. Den möglichen Vorwurf des Kampagnenjournalismus nehmen sie bewusst in Kauf und beschließen, die reine Beobachterrolle zu verlassen und selbst aktiv zu werden. Neun Wochen nach den Vorfällen veröffentlichten sie die „Kölner Botschaft“. Als Leitfiguren gewinnt die Redaktion dafür den Schriftsteller und Friedenspreisträger Navid Kermani sowie eine Reihe prominenter Unterstützer aus Kunst und Sport, Kirche und Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.

Die „Kölner Botschaft“, die im Express, dem Kölner Stadt-Anzeiger, der Kölnischen Rundschau, dem General-Anzeiger Bonn und der Rheinischen Post Düsseldorf abgedruckt wird, ist ein Aufruf gegen Gewalt und für eine offene, gastfreundliche Gesellschaft. Der Appell wird in Deutsch, Englisch, Französisch, Arabisch und Persisch veröffentlicht. Die Redaktion gibt den Ton vor für eine zivilgesellschaftliche Debatte. Eine Botschaft gegen Polarisierung, für Toleranz und Vernunft.

## Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Demokratie
- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Integration
- ▶ Politik

## Kontakt:

Joachim Frank, Chefkorrespondent, Telefon: 0221/224 2532, E-Mail: joachim.frank@dumont.de

# Kölner Botschaft

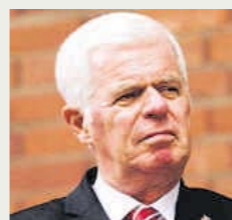
Prominente stehen zu ihrer Stadt mit all ihrer Offenheit, aber auch ihren Unvollkommenheiten. Nach Silvester sagen sie: „Wir müssen uns kümmern, damit es Köln weiterhin gut geht“ > Seite 6



Frank Schätzing



Rosemarie Trockel



Werner Spinner



Christiane Woopen, Rainer Maria Kardinal Woelki, Wolfgang Niedecken und Mariele Millowitsch



Navid Kermani



Bettina Boettinger



Fatih Cevikkollu

**Wir fordern**  
**1. Keinerlei Tolerieren von sexueller Gewalt**

**Wir fordern**  
**2. Kampf gegen bandenmäßige Kriminalität**

**Wir fordern**  
**3. Aufklärung des behördlichen Versagens**

**Wir fordern**  
**4. Schluss mit der fremdenfeindlichen Hetze – Deutschland bleibt ein gastfreundliches Land**

*Liebe Leserinnen, liebe Leser!*

Auch drei Wochen nach der Silvesternacht halten Bestürzung und Zorn über die Exzesse im Schatten des Kölner Doms ebenso an wie Diskussionen über die Folgen. In Ihren Familien, am Arbeitsplatz, im Freundes- und Bekanntenkreis werden Sie es ähnlich erleben wie wir, „Die Silvesternacht hat alles verändert.“ Das hören wir allenthalben.

Die Übergriffe auf Frauen haben auf eine nicht dagewesene Weise deutlich gemacht, vor welcher gewaltigen Herausforderung die Flüchtlingskrise unsere Gesellschaft stellt. Das hat buchstäblich den Blick der Welt auf Köln gelenkt. Richtig ist aber auch: In aller Veränderung wollen wir Kölner bewahren, was uns ausmacht und was uns verbindet. Offenheit, Hilfsbereitschaft,

Toleranz, freies Denken und Reden. Wir wollen uns Handeln und Denken nicht von den Feinden unserer Gesellschaft diktieren lassen. Wir wollen ein Zeichen setzen für ein friedliches Miteinander und unsere Art zu leben.

Deshalb sind wir als Herausgeber des „Kölner Stadt-Anzeiger“ stolz, dass der Kölner Autor und Friedenspreisträger Navid Kermani zusammen mit weiteren bekannten Bürgern unserer Stadt eine „Kölner Botschaft“ verfasst hat.

In einer bundesweit wohl einmaligen Aktion erscheint dieser Text heute nicht nur in den Kölner Zeitungen, sondern auch in der Düsseldorfer „Rheinischen Post“ und im Bonner „General-Anzeiger“.

Sagen Sie den Autoren und uns Ihre Meinung! Ihre Reaktionen nach der Silvesternacht haben es noch einmal verdeutlicht: Die freie Presse ist dann unerlässlich, wenn Sie Debatten frei, offen und transparent führt.

Dazu wollen die „Kölner Botschaft“ und ihre Erstunterzeichner einladen. Diskutieren Sie mit! Aber vor allem: Lassen Sie uns zusammenstehen als Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt und unserer Region!

*Herzlich, Ihre  
Isabella Neven DuMont  
Christian DuMont Schütte  
Herausgeber des „Kölner Stadt-Anzeiger“*

Diskutieren Sie mit: Heute am Lesertelefon von 11 bis 13 Uhr unter 0221-224-2666. Oder schicken Sie eine Mail an: ksta-leserbriefe@dumont.de (Stichwort: Kölner Botschaft)



# Wir unterstützen die Kölner Botschaft

Anlässlich des „Birlikte“-Festivals bekennen sich 100 Frauen und Männer stellvertretend für viele Bürger zum Zusammenstehen, Zusammenleben und Zusammenreden in der Stadt

## Die vier Thesen

1. Keinerlei Toleranz für sexuelle Gewalt
2. Kampf gegen bandenmäßige Kriminalität
3. Aufklärung des behördlichen Versagens
4. Schluss mit fremdenfeindlicher Hetze – Deutschland bleibt ein gastfreundliches Land



## „Viel zahlreicher als die Schreihäule“

Als Mitautor der Kölner Botschaft tritt Friedenspreisträger Navid Kermani für einen breiten gesellschaftlichen Konsens ein: Die Bürger in der Mitte Gesellschaft sollten das Gemeinsame suchen. Die Botschaft sieht Kermani als Beitrag zur Versöhnung

Herr Kermani, 100 Männer und Frauen stehen in dieser Ausgabe des „Kölner Stadt-Anzeiger“ für die Kölner Botschaft. Erklären Sie doch noch einmal, wie es vor knapp einem halben Jahr überhaupt dazu kam!

Die Ereignisse der Silvesternacht mit dem anschließenden Verhalten der Behörden hatten viele Menschen in Köln und darüber hinaus schockiert, verunsichert und zornig gemacht. Mich auch. Ich bekam den Eindruck, dass eine gewisse Sprachlosigkeit bei denen herrschte, die sich für eine offene Gesellschaft einsetzen, die aber auch nicht bereit waren, die Gewalt zu ignorieren, die offenkundig von jungen Zuwanderern ausgegangen war. Darauf sollte die Kölner Botschaft eine Reaktion sein.

Sie wollten aber nicht – wie sonst bei Ihren Texten – alleiniger Verfasser sein. Warum nicht?

Es schien mir in der damaligen Situation dringlich, ein gemeinsames Zeichen zu setzen – mit einem Appell gegen Gewalt und gegen Polarisierung. Deshalb ist der Text so gehalten, dass er wirklich von der gesellschaftlichen Mitte getragen werden kann. Und dafür stehen die Unterstützer aus sehr unterschiedlichen Arbeits- und Erfahrungsfeldern. Ich habe ihnen einen ersten Entwurf vorgelegt, der von vornherein nicht nur meine eigene Position ausdrückt, sondern einen Konsens formulieren sollte, wie ich ihn in der Stadt gespürt habe. Dieser Text ging dann im Kreis der Erstunterstützer so oft und mit so vielen Änderungs-

schlägen hin und her, dass er wirklich zu einer gemeinsamen Botschaft wurde. Wenn wir alle uns unserer Gemeinsamkeiten versichern – nehmen Sie konkret die vier Forderungen der Botschaft –, dann erkennen wir, wie viele wir sind. Viel mehr als die Schreihäule, die religiösen Extremisten und Nationalisten, die mit Lautstärke und Penetranz allzu oft die Debatten dominieren.

Gehört zu dieser Gemeinsamkeit auch die Liebeserklärung der Botschaft an Köln? Sie wurde immer wieder als „kölschtlind“ kritisiert.

Ich finde es wichtig, den Ort wertzuschätzen, an dem man sich jeden Tag aufhält. Viele Kölner tun das, und das ist ein Stück Lebensquali-

**Zur Person**  
**Navid Kermani**, geb. 1967, ist Orientalist und Schriftsteller. Der Sohn iranisch-stämmiger Eltern lebt in Köln. 2015 erhielt er vielfach ausgezeichnete Literatur den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

**Kermanis Buch** „Einbruch der Wirklichkeit“ zeichnet in Form einer Reportage den Weg von Flüchtlingen über die „Balkanroute“ nach. (jf)

tät. Den Vorwurf der Kölschtlerei nimmt die Botschaft ausdrücklich auf, indem sie in der Begeisterung für Köln auch die Tendenz zur Distanzlosigkeit, zum Übersetzen von Misständen beklagt. „Liebe deine Stadt!“, das bedeutet auch, „sei mitverantwortlich für das, was in der Stadt passiert“

Sie setzen tatsächlich auf die verändernde Kraft der Rede?

Das sollte ein Mensch des Wortes doch wohl tun. Außerdem hat sich ja bereits etwas verändert. Seit der Silvesternacht ist die Straßensituation in Köln rapide zurückgegangen, weil der neue Polizeipräsident die Präsenz der Polizei deutlich verstärkt hat. Die Klage über vorangegangene Behörden-Versagen hat also Wirkung gezeigt. Probleme lassen sich lösen, wenn man sie benennt und konsequent reagiert. Bitter ist nur, dass es erst eines Schock-Ereignisses wie der Silvesternacht und der anschließenden Empörung bedurfte, bis wirklich etwas passiert ist.

Was hat sich nach der Veröffentlichung der Kölner Botschaft in der Stadt getan?

Ich habe oft gehört, dass sich die Debatte versachlicht habe, und das ist auch mein Eindruck. So waren die Reaktionen auf die Botschaft, wie Sie schon erwähnten, durchaus kontrovers, aber doch konstruktiv und im Ton himmelweit entfernt von allen Beleidigungen, der Selbstgerechtigkeit und der Hysterie, auf die man vor allem im Netz allzu oft trifft. Ich finde, darauf lässt sich aufbauen.

Das Gespräch führte Joachim Frank



Fotos: max, nako, stef, kra, mba, gpy, ban, th, bc, rl, kps, SWR, dpa, epd, Getty Images, Sommerhit, privat

## DIE UNTERSTÜTZER (DOPPELSEITE VON LINKS NACH RECHTS, FETT GEDRUCKT: ERSTUNTERZEICHNER)

Sylvia Achenbach, Präsidentin von Soroptimist International (SI) Köln, stellvertretend für die drei Kölner SI Clubs; Aham Ahmed, palästinensisch-syrischer Pianist in den Trümmern; Rami Al-Asheq, syrisch-palästinensischer Journalist; Bekir Alboga, Islamwissenschaftler und Generalsekretär der DITIB; Andrea Asch Mdl, Vorsitzende des Sommerblut Kulturfestivals; Gerd Bachner, Kölner Dompropst; Tom Bartels, ARD-Sportkommentator; Hannelore Bartscherer, Vorsitzende des Kölner Katholikenausschusses; **Navid Kermani, Schriftsteller**; Boris Becker, Fotograf; Jürgen Becker, Kabarettist; Larissa Bender, Übersetzerin und Journalistin; Markus Berges, Musiker und Schriftsteller; **Christiane Woopen, ehem. Vorsitzende des Deutschen Ethikrats, Professorin für Ethik und Theorie der Medizin an der Universität zu Köln**; Christoph Bex, Rheinflanke-Geschäftsführer; Günter Blumberger, Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln und Präsident der Heinrich von Kleist-Gesellschaft; Helga Blümel, Geschäftsführerin Diakonisches Werk Köln und Region; Norbert Blüm, Bundesarbeitsminister a.D.; **Mariele Milowitsch, Schauspielerin**; Bettina Böttiger, Moderatorin; Heinrich Breloer, Autor und Regisseur; Konrad Brockmeier, Direktor der Klinik und Poliklinik für Kinderkardiologie am Universitätsklinikum Köln; **Rosemarie Trockel, Künstlerin**; Marcus Dekiert, Direktor des Wallraf-Richartz-Museums; Basak Demir Caffi, Regisseurin und Journalistin; Jürgen Dornan, Journalist und Moderator; Rolf Domning, Stadtsuperintendent des Evangelischen Kirchenverbands Köln und Region; Doris Dörrie, Regisseurin und Schriftstellerin; Hatice Durmaz, Historikerin und Sozialmanagerin sowie Präsidentin des Rates muslimischer Studierender & Akademiker (RAMSA); Heide Ecker-Rosenbühl, ehemalige Leichtathletin; Rolf Emmerich, Leiter des Sommerblut Kulturfestivals; Axel Freimuth, Rektor Universität zu Köln; Annette Frier, Schauspielerin und Komikerin; Gentleman, Musiker; Werner Görg, Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Köln; Stephan Grünewald, Geschäftsführer des rheingold Instituts; **Stefan Bachmann, Intendant des Schauspiel Köln**; Katharina C. Hamma, Geschäftsführerin der Koelnmesse; Volker Hauff, Bundesminister a.D. und Aufsichtsratsvorsitzender Flughafen Köln/Bonn; Guy Helming, Schriftsteller; Heribert Hirte MdB; Candida Höfer, Fotografin; Hermann Hollmann, Sprecher des Kölner Kulturrates; Daniel Hug, Direktor Art Cologne; Hasan Hussain, deutsch-irakischer Journalist; Bernd Imgrund, Schriftsteller; Kirsten Jahn, Fraktionsvorsitzende der Grünen im Kölner Stadtrat; **Werner Spinner, Präsident des 1. FC Köln**; Lamyia Kaddor, Islamwissenschaftlerin und Autorin; Bita Kermani, Ärztin und Psychotherapeutin, Hilfsverein Avicenna; Jochen Kienbaum, Unternehmensberater; Robert Kleine, Dom- und Stadtdechant; Peter Kloeppel, Chefmoderator „RTL Aktuell“; **Wolfgang Niedecken, Musiker**; Franz-Josef Knieps, Präsident der Handwerkskammer zu Köln a.D. und Wirtschaftspolitiker; Manfred Kock, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland (EKiR) a.D.; Kasper König, ehemaliger Direktor des Museum Ludwig; Henning Krautmacher für „Die Höfner“; Claus Kreß, Professor für deutsches und internationales Strafrecht an der Universität zu Köln; Michael Kreuzberg, Landrat des Rhein-Erft-Kreises; Christine Kronenberg, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Köln; Thomas Laue, Dramaturg Schauspiel Köln; Hajo Leib für „Köln stellt sich quer“; **Rainer Maria Kardinal Woelki, Erzbischof von Köln**; Manfred Lütz, Arzt und katholischer Theologe; **Fatih Cevikkollu, Schauspieler**; Gisela Mandleria MdB; Bernhard Mattes, Vorsitzender der Geschäftsführung der Ford-Werke; Aiman Mazyek, Vorsitzender des Zentrals der Muslime in Deutschland; Guido Molner, Wirtschaftsbotschafter der Stadt Köln; Hans Mörtter, Pfarrer; Michael Mronz, Sportmanager; Rabeya Müller, Islamwissenschaftlerin und Religionspädagogin; Rupert Neudeck (?), Mitgründer des Komitee Cap Anamur und Chef der Hilfsorganisation Grunheide; Maria Theresa Opladen, Bundesvorsitzende der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschland; Rainer Osnowski, Geschäftsführer der Lit.Cologne; Jochen Ott Mdl, Vorsitzender der Kölner SPD; Jean Pütz, Wissenschaftsjournalist und Moderator; Shary Reeves, Schauspielerin; Henriette Reker, Oberbürgermeisterin von Köln; Manfred Rekowski, Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland; Markus Ritterbach, Präsident des Festkomitees Kölner Karneval; Daniele Rizzo, Schauspieler; **Frank Schätzing, Schriftsteller**; Mariana Sadovska, Sängerin; Meral Sahin, Vorsitzende der IG Keupstraße; Ali Samadi-Ahadi, Regisseur; Isabel Schayani, Journalistin; Denis Schreck, Literaturkritiker und Journalist; Wolfgang Schmitz, Flüchtlingsinitiative „Willkommen in Brück“ und ehem. WDR-Hörfunkdirektor; Elfi Scho-Antwerpes MdB, Kölner Bürgermeisterin; Barbara Schock-Werner, Dombaumeisterin a.D.; Jörg Schönborn, WDR-Fernsehdirektor; Fritz Schramma, Kölner Oberbürgermeister a.D.; Angela Spizig, Bürgermeisterin in Köln a.D.; Rolf Steinhäuser, Weihbischof; Cordula Stratmann, Komikerin und Autorin; Maria Elisabeth Thoma, Vorsitzende gewaltlos.de und ehem. Vorsitzende des SKf; Manos Tsangaris, Komponist und Regisseur; Norbert Walter-Borjans, NRW-Finanzminister

# Die Wahrheit über das Grauen draußen im Wald

**Augsburger Allgemeine**

Alles was uns bewegt

**Eine geheime Rüstungsanlage der Nationalsozialisten und ein KZ mitten im Wald – davon munkelte man in einer schwäbischen Kleinstadt. Ein Redakteur geht den Gerüchten nach und deckt in akribischer Recherche die Wahrheit über das Grauen auf. Und er findet bewegende Zeugnisse voller Menschlichkeit.**

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE  
GESCHICHTE

## Erinnerung an Opfer und Helfer

Die Serie macht erstmals öffentlich bekannt, was viele bislang allenfalls vom Hörensagen wussten: in einer geheimen Rüstungsanlage ließen die Nazis Düsenjäger bauen. Dafür setzten sie auch Zwangsarbeiter und Häftlinge aus dem Konzentrationslager Burgau in Schwaben ein. 71 Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus erinnert der Redakteur an das Leiden der Opfer; er ehrt aber auch die stillen Helfer, die unter Lebensgefahr ein Stück Menschlichkeit in einem unmenschlichen System bewahrten. Die Recherchen fanden starkes Echo, der Serie folgten ein umfangreiches Magazin, Vorträge und eine Sonderausstellung. Ein großartiges Stück Erinnerungsarbeit, fern jeder oberlehrerhaften Attitüde.

Während des Dritten Reichs bestanden in der Nähe der schwäbischen Kleinstadt Burgau eine geheime Rüstungsanlage und ein KZ. Versteckt im Wald nahe der A 8 bauten KZ-Häftlinge für die Messerschmitt AG Düsenjäger. Die Menschen der Region kannten diese Geschichte nur vom Hörensagen. Redakteur Maximilian Czyns will darüber eine Sonderseite schreiben. Doch die Recherche, 71 Jahre nach Kriegsende, lässt ihn nicht mehr los.

Er trifft Zeitzeugen, spürt dem Schicksal der Häftlinge nach und fördert ein bewegendes Stück Zeitgeschichte zutage. Umfangreich und detailscharf beschreibt er, was sich tatsächlich im geheimen Waldwerk der Messerschmitt AG und im Konzentrationslager Burgau abgespielt hat. Er zeichnet den Leidensweg Dutzender Menschen nach, die unvorstellbaren Bedingungen auf den Transporten und in dem KZ. Er erzählt auch bewegende Geschichten, etwa die einer schwäbischen Bäuerin, die den Häftlingen heimlich Essen beschaffte.

Der Redakteur sammelt eine ungeahnte Fülle an Material. Am Ende wird daraus nicht nur eine Zeitungsserie mit acht Panoramaseiten, sondern darüber hinaus ein 154 Seiten starkes Magazin. Zugleich gestaltete Czyns eine Sonderausstellung, die vor allem das Ziel hat, „den im Dritten Reich zu Nummern reduzierten Menschen ein Gesicht zu geben“.

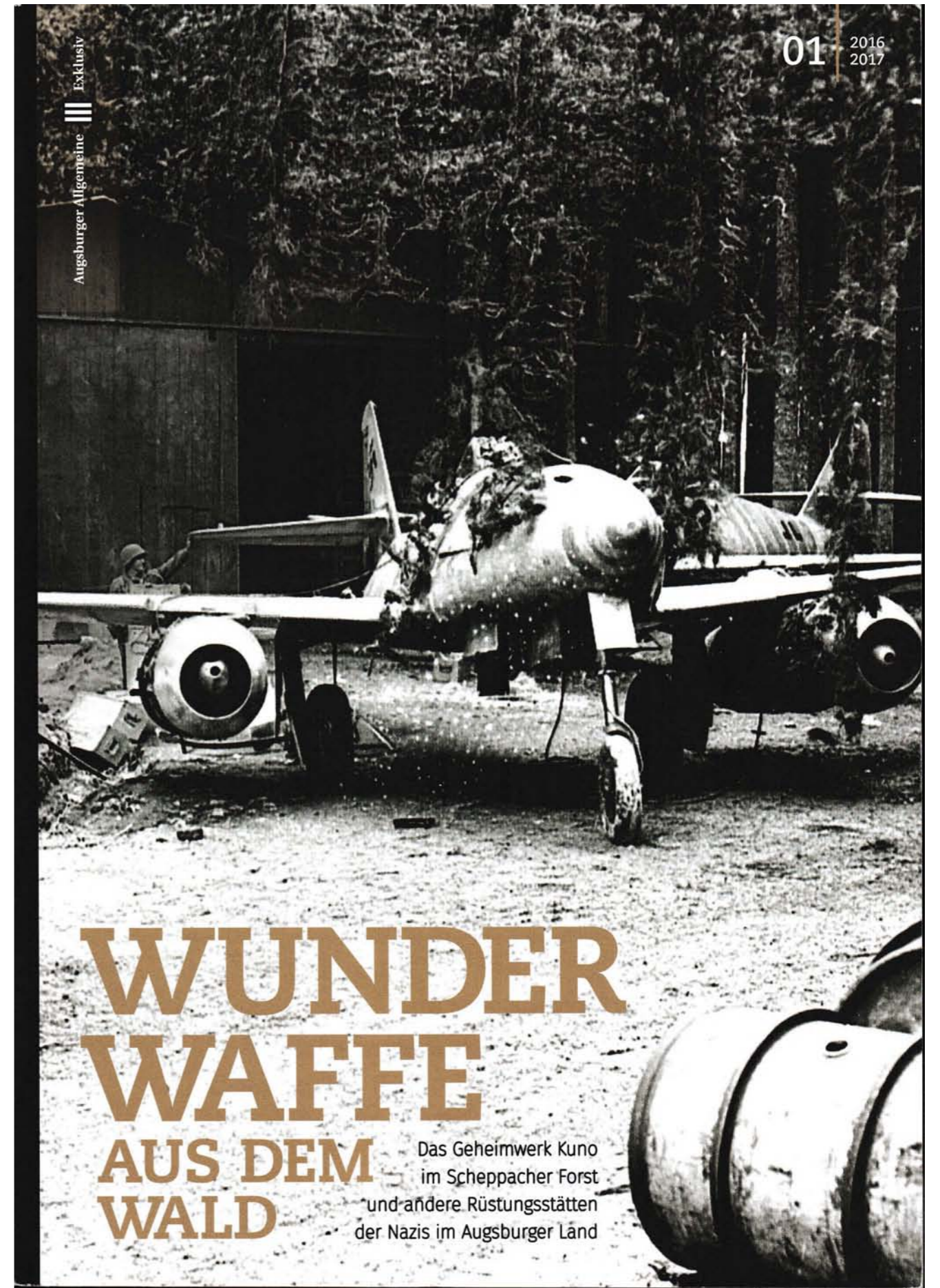
Nachdem die Ausstellung ein großes Echo hervorrief, wandert sie nun durch die Region. Und im Wald an der A8, wo noch die unerforschten Reste der Rüstungsanlage zu sehen sind, soll ein Entdecker- und Erinnerungsweg entstehen.

## Stichworte

- ▶ Geschichte
- ▶ Drittes Reich
- ▶ Hintergrund
- ▶ Layout
- ▶ Recherche/Investigation

## Kontakt:

Maximilian Czyns [Tschech], Lokalredakteur, Telefon: 08236/958813, E-Mail: maximilianczyns@web.de





# Vom Dauerstau zur Mobilitätsvision

**Die Region Bonn/Rhein-Sieg erstickt im Dauerstau. Wie kann dem begegnet werden? Welche Alternativen gibt es heute schon? Und wie bewegen wir uns in Zukunft vorwärts? Lebensnah und mit viel Hintergrund stellt die Redaktion Mobilitätssysteme vor und weist den Lesern einen Weg vom Stau zur Vision.**

**Die Jury**

PREIS IN DER KATEGORIE VERKEHR

## Lösungen für eine mobile Region

Stau, Umwege, Verspätungen sind im Raum Bonn Alltag. Die Redaktion greift auf, was ihre Leser ärgert, doch sie geht weit über die Beschreibung des Status quo hinaus. Sie schildert und testet, welche Vor- und Nachteile Auto, Rad, Leihsystem, Bus und Bahn im Alltag bieten. Zudem gibt sie Themen wie Mobilstationen, Faltrad oder Mobilitätsmanagement breiten Raum. Und sie fragt, wie innovative Verkehrsmittel die Mobilität revolutionieren werden. Indem sie sich konsequent von der Suche nach Lösungen leiten lässt, leistet die Zeitung im Interesse ihrer Leser einen wichtigen Beitrag für die Zukunftsgestaltung in der Region, inhaltlich und visuell vorbildlich umgesetzt.

In der Serie „Mobil in der Region“ geht die Lokalredaktion auf zwölf Themen-seiten der Frage nach, wie der Stau-problematik in der Region Bonn/Rhein-Sieg begegnet werden kann und wie die Zukunft der Mobilität aussieht. Dabei beleuchtet die Serie die verschiedensten Mobilitätsformen: Auto und Fahrrad, Bus und Bahn, aber auch Leihsysteme. Die einzelnen Beiträge sind als lebensnahe Alltagsgeschichten angelegt, durchaus mit Vorbild-charakter, aber immer auch das Für und Wider abbildend.

Inhaltlich folgt die Serie einer Dra-maturgie, die von Bestandsaufnahmen in den ersten Folgen über neue, bereits praktizierte Modelle bis hin zu Zukunftsthemen und Visionen reicht. So geht es anfangs noch um die bekannten Probleme wie Stau im Alltag oder Zugverspätungen. Themen wie Carsharing, Mobilitätsmanage-ment, Mobilstationen oder das Faltrad als Option im Pendleralltag bekommen in der Serie hingegen erstmals breiten Raum. Am Ende steht – im Sinne eines

Ausblicks – ein Experteninterview zu selbstfahrenden Autos, die das Thema Mobilität in den kommenden Jahrzehnten revolutionieren werden, heute aber noch auf Vorbehalte stoßen.

In der Regel bestehen die Themen-seiten aus einem Haupt- und einem Hintergrundstück, illustriert durch Grafiken und abgerundet durch Online-Specials wie Videos. Formal wird ein breites Spektrum abgedeckt, vom Interview über die Reportage bis hin zu Praxistests und kompakten, serviceorientierten Stücken. Eine gelungene Kombination aus Informa-tion und Service.

**Stichworte**

- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Service
- ▶ Umwelt
- ▶ Verbraucher
- ▶ Verkehr
- ▶ Zukunft

**Kontakt:**

Dominik Pieper, Lokalchef Siegburg, Telefon: 02241/1201-201, E-Mail: d.pieper@ga-bonn.de

**MOBIL IN DER REGION** Die Infrastruktur in Bonn und dem Rhein-Sieg-Kreis ist am Limit. Große Lückenschlüsse sind auf lange Sicht nicht zu erwarten, stattdessen werden Autobahn-Baustellen die Lage verschärfen. Was hilft gegen den Stillstand? Der GA zeigt von heute an in einer Serie verschiedene Ansätze, Trends und Strategien

## Wege aus dem Dauerstau



Altagsverkehr in der Region (von oben links im Uhrzeigersinn): Voreifelbahn 5 23, Autobahnkreuz Bonn Nord, Bus in Hennef, Stadtbahn 66, Radstellplätze am Hauptbahnhof Bonn.

FOTOS: MEURER, LANNERT, ESNER, ARNDT, DYCK

VON DOMINIK PIEPER

**S**top and go, stop and go. Das Warten an der Kreuzung B 56/Arnold-Strassen-Straße in Sankt Augustin gerät im Berufsverkehr zur Gedächtnisprobe. Von allen Seiten strömt Verkehr auf den Knotenpunkt, alle paar Minuten kreuzt die Stadtbahn 66, Schranke raus, Schranke runter. Es vergehen fünf Minuten, fast zehn Minuten. Auf allen Fahrspuren reißt sich Auto an Auto. Hinter den Windschutzscheiben: grimmige Mienen, spanische Gesichter, angestrengte Blicke in Richtung Ampel.

In Sankt Augustin wird der Knotenpunkt spöttisch „Gedächtniskreuzung“ genannt, oder auch „Philosophenkreuzung“. Warum? Womöglich weil man sich hier ins Gedächtnis rufen kann, dass die Verkehrsprobleme der Region nicht geringer werden, im Gegenteil. Und weil man genug Zeit hat, darüber zu philosophieren, wie Wege aus dem Stau aussehen könnten.

Dass die Verkehrszustände nicht nur liegen auf der Hand, die Region wächst und wächst. Die Stadt Bonn soll nach Prognose des Statistischen Landesamtes IT NRW im Jahr 2040 349 000 Einwohner haben, der Rhein-Sieg-Kreis 615 000 – also 35 000 beziehungsweise 29 500 mehr als 2014. Zugleich steigt die Zahl der Haushalte ebenso wie die Zahl der Arbeitsplätze und auch die Masse des Güterverkehrs. Bereits heute ist die Infrastruktur am Limit. Das Autobahnnetz? Ist seit 1990 nur noch punktuell erweitert worden. Die Stadtbahn? Sind in Hauptverkehrszeiten an der Kapazitätsgrenze. Das S-Bahn-Angebot? Kam ohne Ausbau des Kölner Bahnhofs kaum ausgedehnt werden. Ein Rad-schnellwegnetz? Fehlplatz.

In der Summe ist das System sehr verletzbar, kleinste Unfälle legen die halbe Region lahm. Und die Situation verschärft sich in den kommenden Jahren durch Bauarbeiten auf der A 565. Die Nordbrücke muss saniert, der Tausendfüßler bei End-nach-Soll Anfang der 20er Jahre abgegraben und neu gebaut werden.

Der Entwurf des Bundesver-kehrswegplans beschränkt die Region bis 2030 einige Ausbauprojekte, so zum Beispiel die Erweiterung der A 59 zwischen Bonn-Ost und Köln-Porz. Hauptächlich werden Eng-stellen beseitigt. Das entspricht der Philosophie des Bundes, der für mi-ne Neubausmaßnahmen strenge Kri-terien anlegt – anlegen muss: Denn von den 264 Milliarden Euro, die er bis 2030 in Straßen, Schienen und Wasserstraßen investiert, werden rund zwei Drittel für den Erhalt der Infrastruktur benötigt.

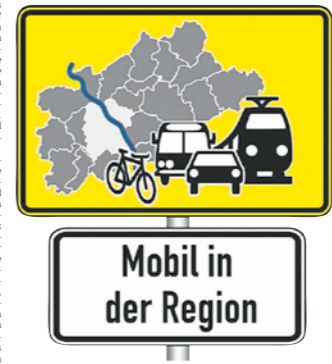
Was Neubauwünsche angeht, kann die Region keine abgestimmte Strategie vorweisen. Sowohl die Rheinbrücke zwischen Wesseling und Niederkassel als auch die Süd-tangente (Venusbergtunnel und En-nerthalstraße) landeten nur im Mit-telfeld des Bundesverkehrswege-plans. Bis 2030 ist mit einer Reali-sierung nicht zu rechnen. Wenn überhaupt. Die mit 367 Millionen Euro kalkulierte Rheinbrücke hat zwar eine überaus gute Nutzen-Kosten-Bewertung und erfreut sich allgemeiner politischer Zusam-mung. Doch gibt es noch keine Pla-

an Hardtberg auf der A 565 steckt der Verkehr – Auswirkungen eines Unfalls auf der Südbrücke. Was tun? Runter von der Autobahn. Doch auch der Konrad-Adenauer-Damm ist dicht. Also quält sich der Me-ckenheimer über Endenich und die Nordtalstraße zum Verteilerkreis. Eine Stunde dauert seine Fahrt nun. Von Verteiler benötigt er weitere 45 Mi-nuten bis zum Ziel, weil er im Köl-ner Süden erneut im Stau steht. Radermacher kommt zu spät. Und ärgert sich über mangelnde Pres-pektiven für den Autoverkehr.

„Für die Region ist der Bundes-verkehrswegeplan nicht der große Wurf“, sagt er. Es fehle der große Li-ckenschluss zwischen A 565 und A 3, eben die Südtangente. „Man kann darüber aber nicht mehr sach-lich diskutieren.“ Die Debatte ist emotional, vor und hinter den Kul-lissen. Die Südtangente ziehe mehr Durchgangsverkehr an und zerstöre Natur, sagen die Grünen. Falsch, sa-gen die Befürworter. Die Südtan-gente entlaste Bonn entscheidend, außerdem würde sie fast durchge-hend unsichtbar als Tunnel oder in Traglage geführt. Zuletzt warben CDU und FDP im Kreis sowie die re-gionale Wirtschaft wieder für das Großprojekt. Doch das findet in

Bonn keine politische Mehrheit, und die Gegenseite weicht keinen Zentimeter zurück. Der Verein „Le-benswerte Siebengebirgsregion“ hat 13 000 Unterschriften gegen die Süd-tangente gesammelt.

Radermacher, der jährlich 40 000 Kilometer unterwegs ist, erzählt von seinen Stauerfahrungen. „Als im Sommer 2014 die Nordbrücke sechs Wochen lang gesperrt war, haben meine Mitfahrer insgesamt 210 Stunden im Stau gestanden.“ Be-rechnungen der Handwerkskam-mer zu Köln ergaben, dass die Be-triebe bei Verkehrsproblemen mit zunehmenden Mehrkosten rechnen müssen. Im Raum Köln/Bonn ver-lieren demnach die Betriebe vertie-ren jährlich 240 Millionen Euro, weil ihre Fahrzeuge im Stau stehen. Auch die Industrie- und Handelskammer (IHK) Bonn/Rhein-Sieg warnt vor einem Schaden für den Wirtschafts-standort. Wenn nur die Hälfte der in der Region geübten Löhne arbeitstä-glich eine halbe Stunde im Stau stehe, würden die ansässigen Logis-tikunternehmen jährlich 100 Milli-onen Euro verlieren, heißt es in im-aktuellem IHK-Papier zur Verkehrs-infrastruktur. Ich bin durchaus da-für, mehr Menschen das Fahrrad, Bus oder Bahn nahebringen“, sagt



erueidings wird sie in Bonn ernsthaft diskuti-ert: die Seilbahn-Verbindung zwischen Ven-usberg und Siebengebirge. Bundesver-tei-ler und Ennert Schnapsidee oder Husarenstück? Ein Besuch bei Pro-fessor Heiner Monheim in Poppels-dorf. Der renommierte Verkehrs-wissenschaftler sitzt in seinem Bü-ro, umgeben von zig Fachbüchern und Studien aus mehreren Jahr-zehnten. Monheim setzt auf Gegen-entwürfe zur Autoabhängigkeit, die ihm völlig sinnlos erscheint. „Täglich fahren in Deutschland Autos mit insgesamt 160 Millionen freien Plät-zen durch die Gegend.“ So hat er für Bonn die Seilbahn ins Gespräch ge-bracht. Bei Vorträgen wie neulich im Beueler Rathaus findet er ein aus-geschlossenes Publikum. Die Tasse sieht noch nicht fest, dazu läuft noch eine Machbarkeitsstudie. Nach Monheims Vorstellung soll die Seil-bahn in den Öffentlichen Verkeh-er eingebettet sein und an den End-punkten nur limitierte Parkmö-glichkeiten für Autos bieten.

Der Großteil der Verkehrspro-bleme in Bonn ist doch hausge-macht. Viele Arbeitgeber halten es Übergabes an Parkplätzen vor. Gleichzeitige leihle es an sicheren Ab-stellmöglichkeiten für Fahrräder, ebenso an Douchen und Umkleiden für Mitarbeiter. In der Region sind es sogar nun von zehn. Wä-hrend rund 25 Prozent der Bonner täglich das Rad benutzen, sind es im Kreis nur 17 Prozent. Die Untere-schung wird dieses Jahr neu ausge-legt. Und es könnte gut sein, dass sich Verschiebungen abzeichnen. So zeigen neuere Studien der Berliner Mobilitätsforscher Wert Caszder und Andreas Kunz, dass in den Städ-ten (weniger auf dem Land) das e-igene Auto als Fortbewegungsmittel an Bedeutung verliert. Besonders bei der jungen Generation. Die 20- bis 30-jährigen Städter sind heute prag-matisch und vernetzt. Sie nutzen eher das Fahrrad und entscheiden

mit Hilfe ihres Smartphones, wel-ches Verkehrsmittel gerade ideal ist – ob Bus oder Bahn, das Carsharing oder das Rad, für das manche Städ-ter ein flexibles Verleihsystem anbie-ten. Doch nicht nur bei den jungen Städtern findet ein Umdenken statt. Die Gruppe der Menschen, die flei-sibel über ihr Verkehrsmittel ent-scheiden, ist größer geworden“, sagt Michael Sacklma, Leiter des Amtes für Kreisentwicklung und Mobilität beim Rhein-Sieg-Kreis. „Es ist ein Wandel im Gange. Den müssen wir unterstützen.“

Ansätze gibt es einige: Einige Kreis-Kommunen und der Kreis selbst haben Mobilitätsmanager be-stellt. Die Stadt Bonn weitet ihre Fahrradstraßen aus, es gibt Pläne für einen öffentlichen Fahrradverleih mit älteren Borelheimplan Bonn einen Radschnelweg. Nach und nach sollen Bahnhöfe und Halte-plätze zu Mobilitätsstationen werden, die neben der Bus-Bahn-Verlei-pung auch genug abschließbare Radboxen und Carsharing vorhal-ten. Auch die Schieneninfrastruktur zielt nach, wenn auch langsam. Der Bahnhofsplan UN Campus kommt, und ab 2028 soll die S 13 bis Siebengebirge fahren. Zudem lanciert der Kreis Überlegungen für eine Stadtbahn von Beuel über Nieder-kassel nach Köln.

**N**uerdings wird sie in Bonn ernsthaft diskuti-ert: die Seilbahn-Verbindung zwischen Ven-usberg und Siebengebirge. Bundesver-tei-ler und Ennert Schnapsidee oder Husarenstück? Ein Besuch bei Pro-fessor Heiner Monheim in Poppels-dorf. Der renommierte Verkehrs-wissenschaftler sitzt in seinem Bü-ro, umgeben von zig Fachbüchern und Studien aus mehreren Jahr-zehnten. Monheim setzt auf Gegen-entwürfe zur Autoabhängigkeit, die ihm völlig sinnlos erscheint. „Täglich fahren in Deutschland Autos mit insgesamt 160 Millionen freien Plät-zen durch die Gegend.“ So hat er für Bonn die Seilbahn ins Gespräch ge-bracht. Bei Vorträgen wie neulich im Beueler Rathaus findet er ein aus-geschlossenes Publikum. Die Tasse sieht noch nicht fest, dazu läuft noch eine Machbarkeitsstudie. Nach Monheims Vorstellung soll die Seil-bahn in den Öffentlichen Verkeh-er eingebettet sein und an den End-punkten nur limitierte Parkmö-glichkeiten für Autos bieten.

Der Großteil der Verkehrspro-bleme in Bonn ist doch hausge-macht. Viele Arbeitgeber halten es Übergabes an Parkplätzen vor. Gleichzeitige leihle es an sicheren Ab-stellmöglichkeiten für Fahrräder, ebenso an Douchen und Umkleiden für Mitarbeiter. In der Region sind es sogar nun von zehn. Wä-hrend rund 25 Prozent der Bonner täglich das Rad benutzen, sind es im Kreis nur 17 Prozent. Die Untere-schung wird dieses Jahr neu ausge-legt. Und es könnte gut sein, dass sich Verschiebungen abzeichnen. So zeigen neuere Studien der Berliner Mobilitätsforscher Wert Caszder und Andreas Kunz, dass in den Städ-ten (weniger auf dem Land) das e-igene Auto als Fortbewegungsmittel an Bedeutung verliert. Besonders bei der jungen Generation. Die 20- bis 30-jährigen Städter sind heute prag-matisch und vernetzt. Sie nutzen eher das Fahrrad und entscheiden



# Detaillierte Diagnose und Rezepte zur Selbsthilfe

Mitteldeutsche Zeitung

Sachsen-Anhalt liegt in vielen Krankheitsstatistiken im traurigen Spitzenfeld. Die Zeitung will mehr als berichten – sie will etwas tun. Deshalb setzt die große Gesundheitsserie nicht nur auf Diagnose, sondern bietet Rezepte zur Selbsthilfe.

**Die Jury**

PREIS IN DER KATEGORIE  
GESUNDHEIT

## Praktische Lebenshilfe

Relevant, nah an den Menschen dran, hilfreich – diesem Dreiklang hat sich die Redaktion in ihrer Gesundheitsserie verpflichtet. Mit Hilfe von regionalen Experten analysiert sie Gesundheitsthemen, erklärt fundiert und für Nicht-Mediziner verständlich den Forschungsstand. An konkreten Beispielen zeigt sie Wege auf, wie Betroffene ihre Krankheit in den Griff bekommen können. Die Printserie beeindruckt durch kompetent recherchierte, informativ und unterhaltsam geschriebene Reportagen, die durch das Layout wirkungsvoll in Szene gesetzt werden. Ein Digitaldossier und eine Gesundheitsmesse komplettieren das Angebot. Praktische Lebenshilfe mit hervorragend eingesetzten journalistischen Mitteln.

**Kontakt:**

Kai Gauselmann, CvD Regional/Lokal, Telefon: 0345/565-4200, E-Mail: kai.gauselmann@dumont.de, www.mz.de

Die Fakten sind besorgniserregend: In Sachen Gesundheit schneiden die Sachsen-Anhalter in fast allen Bereichen schlecht ab. Die Zeitung erhebt dieses Problem zum Generalthema und bereitet es in einer aufwendigen Serie auf. Dabei belässt es die Redaktion aber nicht bei der Diagnose. Im Zentrum der Serie „Aktives gesundes Sachsen-Anhalt“ steht die Vorbeugung und Behandlung. Ausgehend von lebensnah geschilderten Fallbeispielen zeigt sie, wie die Betroffenen mit dem jeweiligen Gesundheitsproblem besser umgehen oder es bestenfalls vermeiden können.

Praktische Hinweise für richtige Ernährung und mehr Bewegung, Empfehlungen zum Impfschutz oder Tipps, wie die Zahngesundheit auch im hohen Alter erhalten werden kann: Die Serie ist stets relevant, nah dran und hilfreich. Das Spektrum reicht von Rezepten für eine gesunde Ernährung bis zu einem Video über neuartige Operationsmethoden – wofür das Reporterteam sogar Zugang zu einer laufenden Herzoperation erhält.

Ein halbes Jahr lang werden zweimal pro Woche die unterschiedlichsten Gesundheitsthemen behandelt. Insgesamt erscheinen 48 Sonderseiten, zusätzlich flankiert durch Aufmacher auf der Titelseite und Kommentare.

Neben der Seite 3 im Printprodukt ist für die Serie eine feste Rubrik im Digitalangebot reserviert. Die Redaktion erzählt Geschichten von Betroffenen, lässt Wissenschaftler zu Wort kommen, befragt Verantwortliche in Institutionen und Politik.

Den Abschluss bildet eine Gesundheitsmesse, zu der fast 2.000 Leser kommen und Fachvorträge von Medizinern hören oder sich über Präventions- und Reha-Angebote von Gesundheitsanbietern informieren können.

Aufgrund der enormen Resonanz in der Leserschaft arbeitet die Redakteurin Dr. Bärbel Böttcher, die die Serie konzipiert und umgesetzt hat, bereits an einer Fortsetzung.

**Stichworte**

- ▶ Aktionen
- ▶ Forum
- ▶ Gesundheit
- ▶ Interaktiv
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wissenschaft

MITTELDEUTSCHE ZEITUNG

GESUNDES SACHSEN-ANHALT

PFINGSTEN 2016 3

In der MZ-Serie dreht sich alles um die Gesundheit

**Heute:** Kinder kämpfen gegen Übergewicht

**Nächste Folge:** Ernährung und Arzneimittel



**MZ-SERIE, TEIL 4** Schon bei Kindern ruiniert Fettleibigkeit die Gesundheit. Wie kommen sie von den Pfunden runter?



VON BÄRBEL BÖTTCHER

Für die 14-jährige Annalena endete in der Vergangenheit so manche Einkaufstour mit ihren Freundinnen im Frust. Weil es das eine Teil, das allen so gut gefiel, mal wieder nicht in ihrer Größe gab. Ins Schwimmbad ist sie gar nicht mehr mitgegangen. Sie hat sich geschämt, wollte abfälligen Bemerkungen aus dem Wege gehen. Denn das 1,63 Meter große Mädchen brachte immerhin 70 Kilogramm auf die Waage. Nun versucht sie, in der Kinder-Reha-Klinik „Am Nicolausholz“ in Bad Kösen (Burgenlandkreis) ein paar Pfunde loszuwerden.

Genauso wie Marco. Als der 16-Jährige nach Bad Kösen kam, wog der 1,88 Meter große Junge 145 Kilogramm. Ein Arzt hat Marco die Reha empfohlen. Die Blutwerte des Jungen waren besorgniserregend. Sie wiesen unter anderem auf eine Fettleiber hin. Zudem litt er unter Bluthochdruck.

Elisabeth Eckstein, die Cheferzätin der Klinik, sieht solche Erkrankungen bei ihren Patienten häufig. Etwa 300 Kinder und Jugendliche kommen jährlich mit der Diagnose Adipositas - das ist der medizinische Fachbegriff für Fettleibigkeit - nach Bad Kösen. „Sie werden immer jünger, die Adipositas zeigt sich immer ausgeprägter und die damit einhergehenden Erkrankungen nehmen zu“, sagt sie. Bereits Zwei- bis Vierjährige würden behandelt. Das sei vor einigen Jahren noch nicht der Fall gewesen.

Die Ursachen dafür liegen auf der Hand. Der 14-jährige Adrian, der erst vor einer Woche in der Reha-Klinik angekommen ist, erzählt,

dass er zuletzt nur noch gegessen habe. Süßigkeiten, Pommes frites, Hamburger. „Ich habe keinen Sport mehr gemacht, immer nur zu Hause gegessen“, sagt er. Und so wog der 1,73 Meter große Junge am Ende 117 Kilogramm.

Ein typischer Fall. „Kinder toben heute immer seltener im Freien“, sagt Elisabeth Eckstein. „Im Schritt sitzen sie täglich fünf bis sechs Stunden vor dem Computer. Am Wochenende ist es oft noch länger.“ In vielen Kinderzimmern stehe zudem ein Fernseher. Gerate dann noch das Essverhalten außer Kontrolle, sammelten sich die Pfunde fast zwangsläufig an.

In der Reha-Klinik Bad Kösen sollen die Kinder und Jugendlichen in vier bis sechs Wochen lernen, wie sie sich gesund und ausgewogen ernähren können. Nicht nur theoretisch. Das Wissen wird beim gemeinsamen Kochen in der Lehrküche gleich umgesetzt. Auch ein Einkaufstraining gehört zum Programm.

— ANZEIGE —



Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung gibt Eltern Tipps, die es ohne fremde Hilfe schaffen wollen, dass ihr Kind abnimmt. Hier eine Auswahl:

■ Der Speiseplan der Familie sollte langsam geändert werden. Es kann beispielsweise damit begonnen werden, dass weißer Toast durch Vollkornbrot ersetzt wird. Nach und nach kann bei den warmen Mahlzeiten mehr Gemüse gereicht werden. Als Nachtisch gibt es häufiger Obst statt Süßspeisen oder Cremes.

■ In einigen Lebensmitteln verstecken sich viel Fett und Zucker. Davon Größe S statt XXL kaufen. Das heißt, Süßigkeiten, Chips, Eis-

und jeder Patient führt eine ganz persönliche Ernährungspyramide, die seinen Tagesbedarf an Kalorien abbildet. Dort streicht er täglich ab, wie viel er wovon gegessen hat. „Auch eine Portion Süßes am Tag ist drin“, erklärt die 14-jährige Annalena. „Wir sollen sogar ab und zu mal naschen, sonst bekommen wir Heißhunger und essen viel zu viel Süßes“, fügt sie hinzu.

Die Pyramide ist praktisch das Gerüst für die tägliche Ernährung. „Aber es gibt keine Verbote“, betont Elisabeth Eckstein. Sie erzählt, dass sie oftmals von Eltern kritisiert werde, dass ihre Kinder an einem Kiosk beispielsweise Eis kaufen könnten. Aber, so meint die Ärztin, die Mädchen und Jungen könnten nur lernen, Versuchungen zu widerstehen, wenn nicht alles von ihnen ferngehalten werde. Später, in ihrer gewohnten Umgebung, sei das auch nicht der Fall.

Breite Raum nimmt in der Therapie der Sport ein. Speziell geschulte Adipositas-Trainer sorgen dafür, dass die Übergewichtigen wieder Freude an der Bewegung bekommen. Dafür stehen eine Turnhalle, ein Schwimmbad und ein Fitnessraum zu Verfügung. Auf dem großzügigen Außengelände kann gelaufen, gewalkt, gewandert oder Fahrrad gefahren werden.

Es macht den jungen Leuten Spaß. Niemand braucht sich vor dem anderen zu schämen, denn alle haben das gleiche Problem. Hemmschwellen weg. Übrigens: auch am Selbstbewusstsein wird in Bad Kösen gearbeitet. Viele der übergewichtigen Kinder haben Mobbing und Ausgrenzung kennengelernt.

Solche Erfahrungen wollen Andrea Rietze und Nicole Eck ihren



**In der Lehrküche** bereitet Marco (oben links) Milch und Joghurt Können bis zu 1,5 Prozent, Käse bis zu 30 Prozent Fett gekauft werden

**in der Lehrküche** bereitet Elisabeth Eckstein (unten) betont, dass es auf die Motivation ankommt. Wichtig ist es, am Ball zu bleiben.

Kindern ersparen. Die beiden Mütter haben ihre Töchter nach Bad Kösen begleitet. Bis zum achten Lebensjahr des Kindes ist das derzeit möglich. Andrea Rietze erzählt, dass ihre Tochter Lene mit sechs Jahren etwa sieben Kilogramm Übergewicht hat. Sie kommt in diesem Jahr in die Schule und die Mutter fürchtet, dass das Mädchen dort gehänselt wird. Nicole Eck Tochter Celina ist bereits sieben Jahre alt und besucht die erste Klasse. Sie hat etwa 15 Kilogramm Übergewicht. Ihre Mutter spürt, dass sich die Tochter in ihrer Haut nicht wohlfühlt. Sie stehe öfter vor dem Spiegel und hadere mit ihrer Figur. Nicole Eck hat Angst, dass sie in ei-

**TIPPS**

**Für den Alltag**  
In der Reha-Klinik erhalten die jungen Patienten und ihre Eltern Tipps für den Alltag. Eine kleine Auswahl:

- nie hungrig einkaufen gehen

- beim Essen viel Zeit nehmen und gut kauen, nicht durch den Fernseher ablenken lassen, nicht lesen oder spielen

- beim Einkaufen immer auf Fett- und Zuckerangaben achten

- Milch und Joghurt Können bis zu 1,5 Prozent, Käse bis zu 30 Prozent Fett gekauft werden

- zum Essen keine süßen Getränke reichen - sie regen den Appetit an. Lieber Wasser oder Saftschorlen trinken

Mehr im Netz unter: [www.mz-web.de/gesundheitsserie](http://www.mz-web.de/gesundheitsserie)

## Größe S statt XXL

Was Eltern gegen das Übergewicht ihrer Kinder tun können.



sollten ersetzt werden oder festzulegen, dass nur selten serviert werden. Es lernt so, hauszuhalten. Süßigkeiten und Knabberleien sollten nicht auf Vorrat gekauft werden.

■ Wer unruhig und neugierig ist, spürt nicht, wann er satt ist. Deshalb sollten Kinder am Tisch essen. Die Erwachsenen sollten dabei mit gutem Beispiel vorangehen, den Computer ausschalten, die Zeitung beiseite legen oder den Anrufer auf den Anrufbeantworter sprechen lassen. Es sollte zudem so oft wie möglich gemeinsam gegessen werden.

■ Bratwurst und Wiener Würstchen sind ideale Fettverstecke. Sie

Bei Süßigkeiten ist es günstig, eine bestimmte Menge festzulegen, die in der Woche verzehrt werden darf. Über die sollte das Kind dann frei verfügen können. Es lernt so, hauszuhalten. Süßigkeiten und Knabberleien sollten nicht auf Vorrat gekauft werden.

■ Kinder sollten nicht mit Süßigkeiten belohnt oder getröstet werden. Wer lernt, bei Freude, Stress und Kummer zu essen, nimmt schnell mehr zu sich, wie der Körper braucht.

■ Um abzunehmen, eignen sich am besten Ausdauerarten wie Radfahren oder Schwimmen. Aber - das Kind sollte den Sport wählen, der ihm gefällt. Das hängt

auch von der Trainerin oder dem Trainer und der Stimmung in der Gruppe ab. Wenn die Sportstunden Spaß machen, geht das Kind auch regelmäßig zum Training und bleibt am Ball.

■ Mehr Bewegung sollte das Motto für die ganze Familie sein. Die Eltern sollten mit gutem Beispiel vorangehen und das Auto öfter mal stehen lassen.

■ Das Gewicht des Kindes sollte nicht das Dauerthema sein, die Stimmung in der Familie nicht von der Waage abhängen. Das Kind sollte für das gelobt werden, was es gut kann.

Im Netz unter: [www.bzga.de](http://www.bzga.de)





# Tägliche Ermutigung mit einem Lächeln

Bei all den schlimmen und bedrückenden Nachrichten vergisst man oft die kleinen Lichtblicke. Es sind Begebenheiten und Begegnungen, die uns zum Lächeln bringen. Die Zeitung greift jeden Tag solch einen freudigen Moment auf – und bereichert damit das Blatt und den Alltag der Menschen.

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE ALLTAG

## Charmantes Kontrastprogramm

Journalisten sollen die Welt abbilden, wie sie ist. Missstände publik zu machen, ist ihr Auftrag. Der Redakteur der Stuttgarter Nachrichten tut das, was weniger selbstverständlich ist, er rückt die andere Seite der Wirklichkeit ins Licht. Dafür holt er sich kompetente Unterstützer: er bittet die Leser, ihm wahre Geschichten von freundlichen Erlebnissen und von Begegnungen zu schildern, die ein Lächeln ins Gesicht zaubern. In mehr als 120 Folgen erzählt er diese Geschichten weiter, und er illustriert sie mit Zeichnungen aus eigener Feder. Ein charmantes Kontrastprogramm des spektakulär Erfreulichen in einer Zeit, die von bedrückenden Nachrichten dominiert wird.

STUTTGARTER  
ZEITUNG

STUTTGARTER  
NACHRICHTEN

Auch in unserer Stadt gibt es jeden Tag viele schöne Ereignisse, findet Jan Sellner, Lokalchef der Stuttgarter Nachrichten/Stuttgarter Zeitung. Er ruft die Serie „Stadt des Lächelns“ ins Leben. Sie soll die Menschen regelmäßig mit Nachrichten versorgen, die sie zum Lächeln bringen – etwa in Form von Beispielen für die alltägliche Hilfsbereitschaft, die man schnell findet, wenn man nur darauf achtet.

Die Redaktion bittet die Leserinnen und Leser, Beispiele einzusenden. Der Aufruf findet ein großes Echo. Mehr als 120 Geschichten erscheinen in täglicher Folge im Lokalteil und im Online-Angebot des Medienhauses.

Die „Stadt des Lächelns“ bildet damit ein Kontrastprogramm des unspektakulär Erfreulichen in einer von bedrückenden Nachrichten dominierten Zeit. Viele Leser sehen darin einen ermutigenden Beitrag zum Stadtleben.

Die allermeisten dieser kleinen Geschichten stammen von Leserinnen und Lesern selbst. In einer Art Schneeballverfahren setzt sich die Serie von Tag zu Tag fort. Fester Bestandteil ist

jeweils eine Zeichnung, die Sellner selbst anfertigt und in der er die Schilderungen illustriert – im Sinne des Aufrufs an die Leserinnen und Leser: „Wir stellen freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter.“

Ursprünglich ist die Serie nur auf wenige Wochen angelegt. Der große Zuspruch veranlasst die Redaktion, sie über ein halbes Jahr fortzuführen. Nach dem Ende der Serie bekommt die Redaktion viele Zuschriften, in denen sich Leserinnen und Leser für eine Fortsetzung aussprechen. Sie wollen, dass die schönen menschlichen Geschichten weiterhin in ihrer Lokalzeitung Platz haben. Die Redaktion denkt deshalb über eine Wiederaufnahme der „Stadt des Lächelns“ nach.

## Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Alltag
- ▶ Interaktiv
- ▶ Menschen
- ▶ Unterhaltung

## Kontakt:

Jan Sellner, Ressortleiter Lokales Stuttgarter Nachrichten/Stuttgarter Zeitung, Telefon: 0711/7205-7300, E-Mail: j.sellner@stzn.de

## Leitartikel

# Stadt des Lächelns

Gesucht: Geschichten, die von Freundlichkeit handeln



VON JAN SELLNER

Gute Nachrichten für Schwaben: Ein Lächeln kostet nichts. Damit muss man also nicht geizen... Kleiner Scherz. Hoffentlich gehen jetzt nicht reihenweise die Mundwinkel nach unten. Das Gegenteil ist beabsichtigt: Wir wollen Stuttgart zum Lächeln bringen. Nicht dass die Stadt unfreundlich wäre. Ein bisschen mehr Lächeln könnte sie aber schon vertragen. Finden Sie nicht auch?

Deshalb laden wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, herzlich ein, uns wahre Geschichten von hochgezogenen Mundwinkeln zu erzählen. Wir erzählen sie weiter und malen uns dazu jeweils fröhliche Gesichter aus – wie hier im Bild zu sehen. Sie lächeln? Wir meinen es ernst: Schreiben Sie uns, wenn Sie schon mal jemandem ein Lächeln ins Gesicht gezaubert haben. Berichten Sie uns von Situationen, in denen Ihnen ein Lächeln weitergeholfen hat. Verraten Sie uns, wo Ihnen ein entwaffnendes Lächeln begegnet ist – gerne in Stuttgart und Umgebung. Ebenso sehr freuen wir uns über Erlebnisse, die Sie mit freundlichen Menschen anderswo gemacht haben.



Es lässt sich ja nicht bestreiten, dass in manchen Gegenden der Welt mehr gelächelt wird als bei uns. Es gibt viele Länder des Lächelns – oft sind es die weniger reichen. Deutschland zählt bisher nicht dazu. Fast jeder kennt die Situation: Nach dem Urlaub kommt man am Flughafen an, ist beglückt und voller Elan – bis man in die Gesichter blickt. Mürrisch, übelläutig, leer blicken einen viele Menschen an. Oder versuchen Sie mal einen Fremden beim Spaziergang zu grüßen. Einfach so. Oft erntet man irritierte Blicke.

Woran liegt das eigentlich? Warum fällt manchen Leuten das Lächeln so schwer? Das fragte sich neulich auch Laszlo K., ein befreundeter Fotograf aus der Region. Da war dieser Herr, Anfang 40, elegant gekleidet, Typ Karrieremann. Schnellen Schritts hatte er das Fotostudio verlassen. Laszlo, der Fotograf, hatte ihn ohne die gewünschten Bewerbungsbilder nach Hause geschickt. Warum? Der Mann konnte nicht lachen! Nicht mal müde lächeln. Laszlo, der ein fröhlicher Mensch ist, hatte hinter der Kamera alles versucht: Witze gerissen, vom VfB Stuttgart gesprochen – eigentlich immer ein Grund, aus sich herauszugehen. „Cheese please!“ „Whiskey!“ Alles verpuffte. Der Mann blickte wie versteinert in die Kamera, streng biometrisch. Irgendwann brach Laszlo den Fototermin ab: „So geht's nicht!“ Er solle doch bitte zu Hause lachen üben und wiederkommen, wenn er Fortschritte gemacht habe. Seitdem hat Laszlo den Mann nicht mehr gesehen... Dazu passt wie maßgeschneidert der Ausspruch, der am Schaufenster eines Bekleidungsengeschäftes in Frankfurt am Main zu lesen ist: „Ohne Lächeln bist du niemals richtig angezogen.“

Die Lächel-Hemmung, die muskuläre Schwäche im Bereich der Mundpartie, woher kommt sie? Die US-Psychologin Paula Niedenthal hat die interessante Vermutung, dass die Migrationsgeschichte eines Landes ausschlaggebend dafür ist, wie leicht es seinen Bewohnern fällt, fremden Menschen mit einem Lächeln zu begegnen. Ein Lächeln signalisiert demnach auch, dass man bereit ist, Ressourcen zu teilen. Traditionelle Einwanderungsländer wie Kanada, die USA oder Neuseeland, so meint die Wissenschaftlerin, hätten eine „Kultur des Lächelns“ entwickelt, weil man sich dort – anders als in homogenen Gesellschaften – aufgrund der Verschiedenartigkeit der Menschen nicht automatisch versteht. In bunt zusammengewürfelten Gesellschaften ist das Spiel der Gesichtszüge demzufolge ein wichtiges Mittel, um Gefühle unmissverständlich ausdrücken zu können. Dazu gehört es, Unbekannten ein Lächeln zu schenken.

Beste Voraussetzungen also für ein lächelndes Stuttgart. Die Stadt ist international wie nie. Menschen aus 180 Nationen treffen hier aufeinander. Wäre doch gelacht, wenn man sich im Grundsatz nicht freundlich begegnete. Einen Versuch ist es in jedem Fall wert. Also: Bitte lächeln! Und vergessen Sie nicht, uns davon zu erzählen.

j.sellner@stn.zgs.de

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: ein Sieg der Liebe

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns fröhliche Gesichter aus.

Die schönsten Fußball-Geschichten spielen sich jenseits des Spielfelds ab. Beispielsweise beim Bistro Einstein am Wilhelmsplatz, dem charmanten Treff der Stuttgarter Franzosen. Sangesfreudig begleitete das Publikum dort am Donnerstagabend das EM-Halbfinalspiel Frankreich gegen Deutschland. Direkt daneben im türkisch-schwäbischen Lokal Murrhardter Hof sitzen deutsche Fußballfans. Die Franzosen gucken französisches Fernsehen, die Deutschen beim Türken ZDF.



Deutsch-französische Liebschaft am Wilhelmsplatz  
Zeichnung: jan

Klare Rollenverteilung – nur nicht bei dem jungen Liebespärchen, das zwischen den Lokalen händchenhaltend an einem Bistrotisch sitzt. Sie Französin, er Deutscher. Als das eins zu null für Frankreich fällt, springt sie begeistert auf und wippt zum Takt der feiernden Landsleute im Bistro Einstein, er senkt den Kopf. Sie nimmt ihn in den Arm, küsst ihn, legt ihm liebevoll ihre Plastikblumenkette in den Farben Frankreichs um den Hals, wo seine schwarz-rot-goldene traurig baumelt. Der junge Mann leidet. Erst recht beim null zu zwei. Regungslos schaut er auf den Bildschirm. Sie jubelt – und tröstet ihn im nächsten Moment. So geht das bis zum Spielende. Aus. Vorbei. Im Einstein bricht das Publikum aus: „Allez les Bleus!“ Neben an Tristesse. Die junge Französin tanzt, ihr Freund im Deutschlandtrikot wendet seinen Blick vom Bildschirm weg zu ihr. Sie flüstert ihm etwas ins Ohr. Er lächelt. Sie lächelt. Gewonnen hat die Liebe.

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Ihnen freundliche Menschen begegnet sind? Schreiben Sie uns – per Mail: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder per Post: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln.

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: Der Rosenkavalier im Blumenladen

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Margit Härtweck aus Stuttgart hat uns eine schöne Geschichte geschickt. „Vergangenen Samstag habe ich mir wie immer ein paar Blümle in der Schwabengalerie in Vaihingen besorgt. Neben mir an der Kasse stand ein junger, sehr gepflegter Mann aus einem fremden Land, der einen Riesenstrauß roter Rosen bezahlte. Meine



Rose gefällig! Zeichnung: jan

Bemerkung ‚ist der schön, der würde mir auch gefallen‘, quitierte er mit einem Lächeln. Dann reichte er mit eine rote Rose. Meine Freude, mein Lächeln und mein Dankeschön erwiderte er wiederum mit einem Lächeln. Anmerkung: Ich bin eine Frau von 83 Jahren.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Mitbürger freundlich zu Ihnen waren? Berichten Sie uns, wo Ihnen ein Lächeln begegnet ist. Wir erzählen Ihre Geschichte. Schicken Sie Ihre Beiträge per Mail an: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder per Post an: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: Der Busfahrer von der Linie 120/122

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Lali Dadvani fährt täglich mit dem Bus zur Arbeit. Linie 120 oder 122. Sie verkehrt zwischen Ostfildern und Esslingen. Eine ganz gewöhnliche Strecke, ein ganz gewöhnlicher Bus – aber ein ungewöhnlicher Busfahrer. Der schmalgesichtige Mann jenseits der 40, dem Äußeren nach Südländer, befördert seine Fahrgäste nicht einfach nur von A nach B, er verbreitet auch gute Laune. „Seine fröhliche Art ist ansteckend“, erzählt Lali Dadvani. „Das beginnt bei der Begrüßung – einem lauten, herzlichen ‚Hallo!‘ Wer das nicht kennt, zuckt anfangs zusammen“, sagt die 32-Jährige. „Denn viele Leute sind eine persönliche Ansprache nicht gewohnt.“



Ein Busfahrer, der einen zum Lächeln bringt  
Zeichnung: jan

Tatsächlich gelten Busfahrer häufig als mürrisch und abweisend. Nicht die Busfahrer auf der Buslinie 120/122 – und schon gar nicht der Busfahrer mit dem breiten Lächeln. So freundlich, wie er seine Fahrgäste begrüßt, so freundlich verabschiedet er sie auch: „Tschüss und einen schönen Tag noch!“ Als Lali Dadvani mit einem heiteren „Danke, gleichfalls!“ antwortete, um dann wie üblich den Ausstieg in der Mitte zu nehmen, wandte sich der Busfahrer zu ihr um und sagte mit einem Grinsen: „Sie dürfen gerne vorne aussteigen.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Mitbürger freundlich zu Ihnen waren? Berichten Sie uns, wo Ihnen im Alltag ein Lächeln begegnet ist. Wir erzählen Ihre Geschichte weiter. Schicken Sie Ihre Beiträge bitte per Mail an: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder

## Neues aus der Stadt des Lächelns

Heute: der aufmerksame Postmann

VON JAN SELLNER

**STUTT GART.** Die Stadt lächelt. Die ganze Stadt? Noch nicht. Doch es gibt viele positive Beispiele. In unserer kleinen Serie stellen wir freundliche Menschen vor und malen uns dazu fröhliche Gesichter aus.

Hans-Peter Mangold aus Stuttgart schreibt: „Ich habe eine kleine wahre Geschichte für die Rubrik ‚Stadt des Lächelns‘. Am Freitagabend wollte ich noch kurz vor der letzten Leerung einen wichtigen Brief in den Postkasten am Zuffenhäuser Rathaus einwerfen. Kaum war das Kuvert im Kasten, da bemerkte ich, dass der Postmann die Leerung schon vorgenommen hatte und gerade im Begriff war, samt Postsack abzufahren.“



Ab geht die Post. Zeichnung: jan

Nicht ahnend, dass der Postmann mein Missgeschick beobachtet hatte, wollte ich mich schon resigniert auf den Heimweg machen. Da ging plötzlich neben mir die Scheibe des Postautos herunter, und der dunkelhäutige Postler am Lenkrad sagte mit einem breiten Lächeln, das mich an den früheren Nationalspieler Gerald Asamoah erinnerte: ‚Kein Problem, Ihr Brief geht noch mit!‘ Sprach’s, stieg aus, ging zum Briefkasten und machte für mich eine Extra-Leerung. Anschließend winkte er strahlend mit meinem Brief und war so schnell verschwunden, dass ich mich nicht mal bedanken konnte.

Ich möchte das auf diesem Weg nachholen – höchst offiziell mit einem Lächeln Und das nicht nur an die Adresse meines freundlichen, dunkelhäutigen Postmannes, sondern auch an die seiner fleißigen Kollegen im Postservice, die bestimmt das Gleiche für mich getan hätten.“

Haben Sie sich auch schon gefreut, weil Ihnen freundliche Menschen begegnet sind? Schreiben Sie uns – per Mail: [lokales@stzn.de](mailto:lokales@stzn.de) oder per Post: Stuttgarter Nachrichten, Postfach 104452, 70039 Stuttgart, Stichwort: Lächeln.

# Wie Gerüchte im Netz eine Massenpanik auslösen

Wie konnte aus der Gewalttat eines Einzelnen in München am Abend des 22. Juli 2016 ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden? Welche Dynamik versetzt eine Millionenstadt in wenigen Stunden in einen völligen Ausnahmezustand? In langwieriger Kleinarbeit geht die Redaktion dieser Frage nach und rekonstruiert, wie aus Gerüchten Panik entsteht.

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE  
SOZIALE MEDIEN

## Lehrstück über digitale Gerüchte

Eine Millionenstadt gerät in kürzester Zeit in einen Ausnahmezustand, weil digitale Gerüchte die Gewalttat eines Einzeltäters als Terroranschlag mit 67 Zielen erscheinen lassen. So geschehen am 22. Juli 2016 in München. Die Redaktion untersucht den Einfluss von Polizei, Medien und Usern. In langwieriger Kleinarbeit rekonstruiert sie den Abend und vergleicht die Meldungen in den Netzwerken mit den Geschehnissen. Das Protokoll macht die verheerende Wucht der digitalen Gerüchteküche bewusst und zeigt, wie fragil der Punkt ist, ab dem sie womöglich nicht mehr zu beherrschen wäre. Ein Lehrstück über die Mechanismen sozialer Medien und den hohen Wert professioneller journalistischer Arbeit.

Süddeutsche Zeitung

## Stichworte

- Gewalt
- Hintergrund
- Kriminalität
- Recherche/Investigation
- Wächteramt

Am 22. Juli 2016 erschießt ein 18-Jähriger am Münchner Olympiazentrum neun Menschen, verletzt 16 weitere und erschießt sich später selbst. Soweit die schlimmen Tatsachen. Schnell verbreitet sich die Nachricht von der schrecklichen Tat in den sozialen Netzwerken. Darunter sind zahlreiche falsche Gerüchte von einem Terroranschlag oder gar mehreren. Die Fehlinformationen verbreiten sich mit rasender Geschwindigkeit im Netz, lösen Angst und Panik aus. Die ganze Stadt gerät in einen Ausnahmezustand.

Die Redaktion versucht, die Gerüchte zu den Quellen zurückzuverfolgen. Dies gelingt nur teilweise. Facebook rückt die Daten nicht heraus, und auch an Handy-Chats, über die sich die Falschmeldungen in Sekundenschnelle verbreitet haben, kommt das Rechercheteam nicht in repräsentativem Maße heran. Anders bei Twitter: Alles, was hier gepostet wurde, war öffentlich. Die Redaktion wertet anhand von Stichworten und Gerüchten des Abends alle Tweets in dem Panikzeitraum systematisch aus. In akribischer Puzzlearbeit gleicht sie die Daten mit den Ereignissen ab.

Ein interdisziplinäres Team mit Redakteuren, Rechercheuren, Datenjournalisten aus Print und Multimedia arbeitet dafür zusammen. Die Redaktion kontaktiert Menschen, die als Erste Falschmeldungen verbreitet haben, um herauszufinden, was sie angetrieben hat, falsche Informationen zu streuen. Gleichzeitig überprüft sie, welchen Einfluss Reporter und die Polizei auf die Gerüchte hatten, in deren Folge sich mehrere Menschen schwer verletzt haben. Redakteure besuchen die Orte, an denen die Panik ausgebrochen ist, und rekonstruieren den Abend anhand der Gespräche und der Tweet-Auswertung.

Mehr als zwei Monate nach der Gewalttat erscheint „Schrille Post“ als große Reportage in Text, Grafik und Bild in der SZ-Printausgabe und als multimediale Reportage auf sz.de/panik, dort ergänzt mit Bild- und Tonmaterial.

Süddeutsche Zeitung

BUCH ZWEI

Samstag, 1. Oktober 2016

Chronik

München Seite 13, Bayern Seite 13



Mit erhobenen Händen verlassen die Überlebenden am 22. Juli in München das Olympia-Einkaufszentrum. Sind der oder die Täter unter ihnen?

**18.35 Uhr** Eduard Höcherl rast mit seinem Roller durch den Olympiapark. Wenige Minuten zuvor hat das Klinikum Schwabing bei Chefarzt Höcherl angerufen: Es gab Schüsse am Olympia-Einkaufszentrum (OEZ). Die Rettungsdienststelle rechnet mit bis zu 50 Schwerverletzten. Sie alarmiert Kliniken in ganz München, ruft einen „MANV“ aus: Massenansturm von Verletzten. Hunderte Ärzte und Pfleger werden einbestellt. Ausnahmezustand. Höcherl gibt Gas.

Keine zwei Kilometer nordwestlich versteckt sich David S. in einer Wohnanlage in der Henckysstraße. Er hat seit etwa einer halben Stunde nicht mehr geschossen. Anwohner sehen ihn im Treppenhause, er rückt seine Waffe nicht. Sie wissen nicht, dass der 18-jährige Schüler am OEZ zuvor neun Menschen getötet hat. Der Amoklauf ist vorbei, doch die Panik, die in dieser Nacht die Millionenstadt München lahmlegen wird – sie beginnt gerade erst.

**18.49 Uhr** In der Einsatzzentrale des Polizeipräsidiums geht ein Notruf ein: Am Stachus, dem Karlsplatz im Herzen Münchens, seien Schüsse gefallen. Wenig später treffen erste Polizisten dort ein. 2.900 Beamte sind in dieser Nacht in der Stadt unterwegs, darunter auch bewaffnete Zivilbeamte. Augenzeugen halten sie für Täter. Dieses Missverständnis trägt dazu bei, dass die Polizei am Ende bilanziert: 67 Einsätze an 67 Orten – 66 Mal falscher Alarm.

Wie können aus einem Taktort 67 werden? Warum bricht Panik aus, als der Amoklauf des David S. schon lange vorbei ist? Warum verfallen die Bewohner dieser sonst so gemühtlichen Stadt in eine kollektive Hysterie?

Bei der Rekonstruktion der Aufregung dieser Nacht wird der Nachrichtendienst Twitter eine wichtige Rolle spielen. Über Twitter können in Echtzeit Kurznachrichten oder Fotos abgesetzt und über die Mitglieder in einer Art Schneeballsystem weiterverbreitet werden. Die Nachrichten heißen „Tweets“, wer eine gelöste Nachricht weiterverbreiten will, „retweetet“ sie. Twitter hat weltweit 320 Millionen Nutzer, in Deutschland sind es etwa zwölf Millionen.

Die SZ hat Dutzende von ihnen sowie Augenzeugen befragt, einigen sind ihre damaligen Aussagen heute unangenehm, sie wollten nur anonym sprechen.

**18.56 Uhr** Ein junger Mann, der sich JackieFackinDaniels nennt, überträgt auf der Internet-Plattform Periscope Livebilder vom Polizeieinsatz am OEZ. Er spricht mit ruhiger Stimme: „Angeblich gab es einen Schützen“, da zwei Polizisten mit Maschinengewehren; „es kommt eine Frau, die hat geweint“, „kranker Scheiß“. Bald sind mehr als 100.000 Menschen live dabei.

**19.00 Uhr** Die Tochter von Marcus da Gloria Martins rennt in die Küche. „Papa, Papa, in München wird geschossen. Das hab' ich gerade im Radio gehört.“ Da Gloria Martins läßt sein Handy auf, der Akku ist leer. Kaum eingeschaltet, ploppen Nachrichten auf dem Display auf. Da Gloria Martins fährt sofort ins Polizeipräsidium.

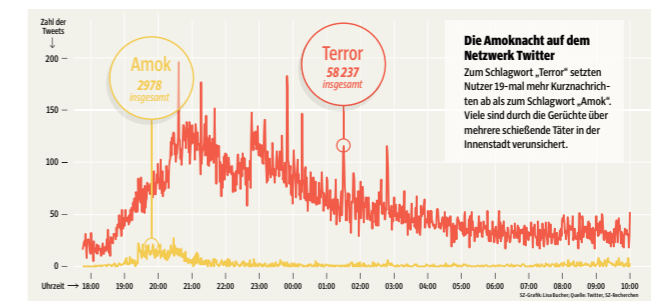
Marcus da Gloria Martins ist Pressesprecher der Münchner Polizei. Die Antiterrorinheit GSG 9 wird an diesem Abend in die Stadt kommen, aber er wird der wichtigste Polizist sein, weil er sich mit dem mächtigsten Gegner auseinandersetzen muss: der Angst. Mit falschen Gerüchten, die echte Panik auslösen. Und mit der Geschwindigkeit, mit der sich die Fehlinformationen verbreiten. Von Mund zu Mund. Von Smartphone zu Smartphone. Von WhatsApp zu Facebook zu Twitter zu TV-Sendern und zurück.

Bei der Polizei München laufen im Schnitt mehr als 700 Anrufe pro Stunde ein, viermal so viel wie an

## Schrille Post

Wie beim Flüsterspiel für Kinder verbreiten sich am Abend des 22. Juli in München die Gerüchte. Nur steht am Ende kein lustiges Wort – sondern Panik. Wie konnte aus dem Amoklauf ein Terroranschlag mit 67 Zielen werden? Die SZ analysiert die Kommunikation einer aufgeregten Nacht

VON THIERRY BACKES, WOLFGANG JASCHENSKY, KATRIN LANGHANS, HANNES MUNZINGER, BENEDICT WITZENBERGER UND VANESSA WORMER



einem normalen Tag. Dazu Tausende Nachrichten bei den Netzwerken Facebook und Twitter. Die Erinnerungen an den Löw-Anschlag in Nizza und an dem Axtangreifer von Ochsenfurt sind noch frisch. Täter, die töten wollen. Täter, die Terror verbreiten. Täter, die sich überall in der Stadt aufhalten könnten.

Allein um 19 Uhr, als noch nichts klar ist, mutmaßen 40 Twitter-Nutzer, dass es sich um einen terroristischen Akt handelt. Drei weitere fragen: Terror oder Amok? Bald zeigt sich: Der Terror wird zumindest für ein paar Stunden gewinnen.

**19.02 Uhr** @itsflyingbird ist am Stachus, er diskutiert mit einer Freundin auf Twitter. Die Freundin schimpft über Leute wie @JackieFackinDaniels, die den Polizeieinsatz per Smartphone live ins Netz übertragen: „Geht nach Hause“. @itsflyingbird antwortet: „Manche haben es halt nötig, aber so erfährt man wenigstens bevor es die im Fernsehen bringen.“ Aber was erfährt man da eigentlich? Die Freundin schreibt: „Fakten wird man so nicht bekommen. Nur noch mehr Unruhe.“ @itsflyingbird stimmt ihr zu. Dann schreibt er diese Nachricht:

„Die ist meine Berufsschule ... Bin grad am Stachus und hier geht auch Schüsse.“

Es ist der erste Tweet, der Schüsse am Stachus erwähnt. @itsflyingbird beschreibt sich selbst als „Social Media Guy“. Auf Soffies trägt er die Haare lässig zur Seite gekämmt. Er zeigt sich beim Sprung in den Pool oder mit schwarzer Kapuze auf dem Kopf. Heute, zwei Monate später, möchte er nicht darüber reden, wo und wie er die Schüsse gehört haben will. „Das Ganze nennt man Social Media, und Wahrheiten sind da nicht unbedingt auf dem Tagesplan“, sagt er. Nur so viel: Man solle seinen Tweets nicht glauben. Die Wahrheit werde man ohnehin nicht erfahren. Dann beendet er das Gespräch. Und löscht seinen Tweet von damals.

„Patient Null“ im Netz für das Gerücht, am Stachus werde geschossen? Er ist auf Twitter nicht besonders einflussreich, hat nur 116 Follower, niemand teilt seinen Tweet. Aber jeder, der auf Twitter in der Amoknacht nach dem Stachus sucht, kann seine Nachricht finden und auf anderen Wegen verbreiten. Bis zum nächsten Morgen wird der Stachus in 1600 Tweets erwähnt werden.

**19.04 Uhr** Der Journalist Marc Müller wird als Augenzeuge vom Nachrichtensender n-tv interviewt. Er sitzt am OEZ in einem Hochhaus fest. Kurz vor der Live-Telefonatmosphäre wirft Müller noch einen Blick auf sein Handy: In einer WhatsApp-Gruppe schreibt ein Informant, es gebe Schüsse am Stachus. Müller sagt live auf Sendung: „Was ich aktuell noch beschreiben kann, ist, dass scheinbar lauter Informationen jetzt auch am Stachus Schüsse gefallen sein sollen, das ist aber noch nicht verifiziert.“ Sofort wird seine Aussage in den sozialen Netzwerken verbreitet. Müller sagt rückblickend: „Ich musste abwägen: Schütze ich damit Menschen, weil sie vom Stachus fernbleiben oder löse ich eine Massenpanik aus? Hätte ich die Informationen nicht weitergetragen, hätte es später ein anderer Journalist getan.“ Müller sagt, seine Quelle habe in der Nähe eines Rettungswagens gestanden und den Punkt abgehört.

► Fortsetzung nächste Seite

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München  
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

A68771359  
svra061

Süddeutsche Zeitung

Chronik

BUCH



Sind die Täter in der Fußgängerzone?



Oder am Stachus?



Waren das Schüsse? Nach aufessen oder sofort alles stehen und liegen lassen?



Ist der Marienplatz auch ein Tatort?

Fortsetzung von Seite 13

10.04 Uhr Das Münchner Boulevardblatt tz will über Polizeifunk von Schüssen am Stachus erfahren...

schreibt: „Die Polizei bestätigt Augenzeugenberichte, wonach es zu Schüssen aus in der Münchner Fußgängerzone gekommen ist“ und demontiert das Gerücht erst eineinhalb Stunden später.

Was in München in diesen Stunden passiert, kann Elodie Riedt von der University of Washington einordnen. Sie erforscht seit drei Jahren, wie Gerüchte in sozialen Netzwerken wirken.

trale von zwei Männern berichtet, die in einem roten Mercedes vom OZ weggefahren seien. Und auch von Männern mit Waffen. Später wird sich herausstellen: Die Bewaffneten waren Beamte in Zivil.

Die Unklarheit über die Anzahl der Täter verunsichert die Maraschen, die in der Stadt unterwegs sind oder die Nachrichten im Netz oder im Fernsehen verfolgen. Wenn es wirklich mehrere Täter sind – ist dann nicht ein Terroranschlag wahrscheinlicher?

Reporter, die hartnäckig den aktuellen Stand erfragen, sind schneller als die Polizei. Da Gloria Martins sagt, man habe aufgrund der Vielzahl an Gerüchten um Tatorte und wegen des personellen Engpasses nicht jedes Gerücht im Netz demontiert.

10.44 Uhr Die Verwirrung über die Zahl der Täter ist groß. Die Polizei spricht von ihnen zunächst im Plural. Karsten Riechers, ein Redakteur der Bild München, ist der Erste, der auf Twitter von „mindestens drei Tätern“ auf der Flucht berichtet.

Internet-Telefonat Skype mit einem Freund, der in München lebt. @Coertes verbreitet eine Information, von der er heute sagt, er hätte die vielleicht besser überprüfen sollen. Er wisse nicht mehr, wer seine Quelle war, glaube aber, den folgenden Inhalt in einem Liveblog gelesen zu haben:

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend. Obwohl ein Großaufgebot an Beamten seit mehr als einer halben Stunde am Stachus die Lage prüft, demontiert die Polizei das Stachus-Gerücht noch nicht.



10.05 Uhr Gudrun Riedl steigt am Hauptbahnhof in ein Taxi. Die Journalistin des Bayerischen Rundfunks hat über Twitter vom Geschehen erfahren...

10.30 Uhr Chefarzt Höcherl verfolgt den Verlauf der Ereignisse im Klinikum Schwabing auf einem großen Bildschirm, der gleich über der Glasür hängt.

10.35 Uhr Marta Völkers steigt am Isarort aus der S-Bahn. „Schüsse, Schüsse“, schreit ein Mann. Sie bricht das Telefonat mit ihrem Freund ab.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden. Es ist einer der populärsten Tweets dieses Abends.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden.

10.47 Uhr Die Polizei verbreitet auf Twitter die Nachricht, dass man nicht wisse, wo sich die Täter befinden.



Der Tweet wird insgesamt mehr als eine Million Mal aufgerufen. Mit dieser Wirkung hat Riedl nicht gerechnet.

10.30 Uhr Tausende Gäste verlassen das Open-Air-Festival Tollwood, das nur etwa zwei Kilometer vom OZ stattfindet.

10.35 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus. Einige haben ihre Smartphones gerückt und lesen sich die neuesten Opferschichten vor.

10.35 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.

10.35 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.

10.35 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.

10.35 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.

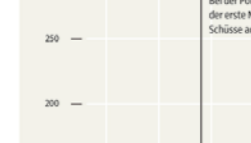
10.15 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.

10.15 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.



Die Ungewissheit über den Aufenthaltsort der Täter erzeugt Angst. Und in der Angst kann sich ein Streifenkriminal wie ein Schuss anhören und ein Hegegeräusch wie ein Gewehr ausheben.

10.15 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.



Die Ungewissheit über den Aufenthaltsort der Täter erzeugt Angst. Und in der Angst kann sich ein Streifenkriminal wie ein Schuss anhören und ein Hegegeräusch wie ein Gewehr ausheben.

10.15 Uhr Herbert Ebner sitzt bei seinen Stammgästen im Münchner Hofbräuhaus.



Die Ungewissheit über den Aufenthaltsort der Täter erzeugt Angst. Und in der Angst kann sich ein Streifenkriminal wie ein Schuss anhören und ein Hegegeräusch wie ein Gewehr ausheben.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Demonté des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Demonté des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Demonté des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Demonté des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Demonté des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Demonté des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle.

10.10 Uhr Auf Twitter taucht ein erstes Demonté des Stachus-Gerüchts auf, zunächst mit dem TV-Sender RTL als Quelle.

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

ZWEI

Samstag, 1. Oktober 2016

Deutschland Seite 14-15



Verstecken sich die Täter hier?



Wie lange soll man auf Entwarnung warten?



Darf man überhaupt noch auf die Straße?



Frage an Marcus da Gloria Martins, Pressesprecher der Münchner Polizei: Ist die Gefahr gebannt?

Internet-Telefonat Skype mit einem Freund, der in München lebt. @Coertes verbreitet eine Information, von der er heute sagt, er hätte die vielleicht besser überprüfen sollen.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

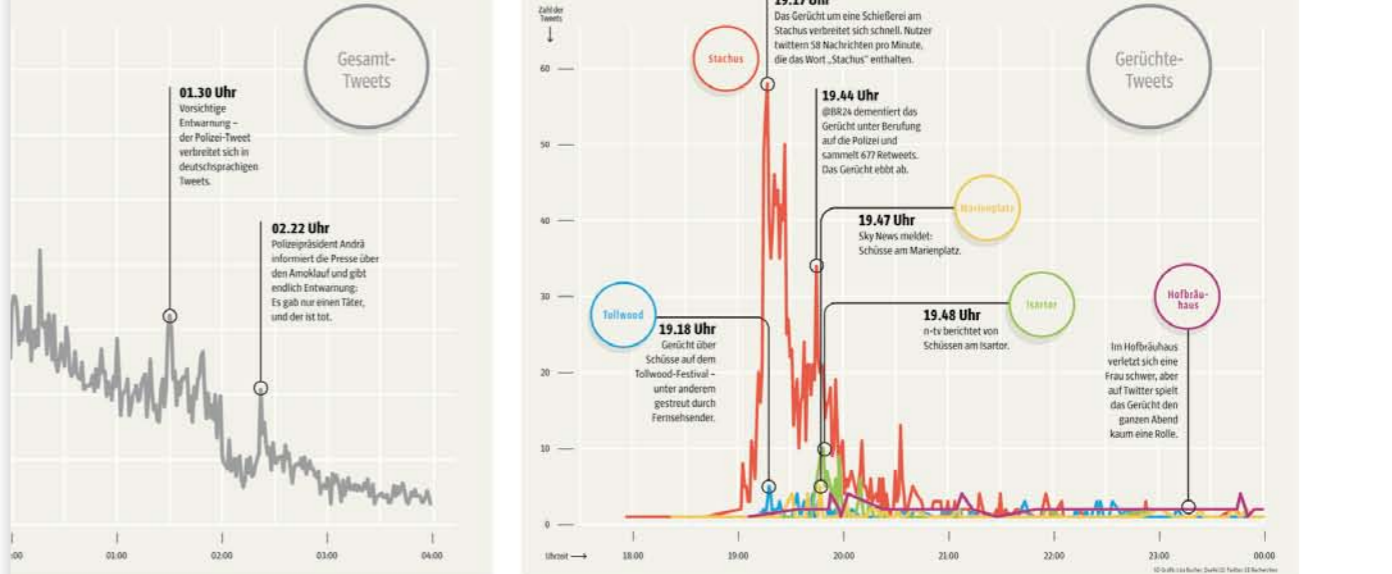
10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.

10.41 Uhr In den ersten beiden Stunden nach dem Amoklauf kommunizieren die Polizei auf Twitter und Facebook sehr zurückhaltend.



# Tausende Menschen im Gesang verbunden

**Nichts verbindet so sehr wie das gemeinsame Singen. Und Zusammenhalt kann Hamburg-Harburg gebrauchen. Die Redaktion lässt eine Hymne komponieren, die ihrem oft kritisch gesehenen Stadtteil zu neuem Selbstvertrauen verhelfen soll. Das Projekt gelingt: 20.000 Harburger singen mit.**

## Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE  
KULTUR

## Musikalische Ermutigung

Auf den ersten Blick eine Leseraktion, die einfach Spaß machen soll – bei näherem Hinsehen ein hochpolitisches Projekt. Die Redaktion der Harburger Nachrichten bringt Menschen aus vielen Nationen, Bürger aus 17 Stadtteilen, zusammen, gewinnt Musiker, Sponsoren und weitere Unterstützer. Am Ende lässt sie 20.000 Menschen die eigens für das Projekt komponierte Stadtteil-Hymne „Ich bin Harburg“ singen. Die Redaktion zeigt, wie bunt und stark der oft kritisch gesehene Stadtteil tatsächlich ist. Das Projekt stiftet Identifikation, es gibt den Harburgern neues Selbstvertrauen und beweist eindrucksvoll, was Bürger – ermutigt von ihrer Lokalzeitung – in Bewegung setzen können.

## Kontakt:

Frank Ilse, Redaktionsleiter, Telefon: 040/76 62 25-0, E-Mail: harburg@abendblatt.de

Hamburger Abendblatt

In Harburg leben Menschen aus vielen Nationen, es ist ein Bezirk voller Zwiespalt – und für die Redaktion gerade deshalb so liebenswert. Wie ließe sich dieses Gefühl besser ausdrücken als mit Musik?, dachte Hanna Kastendieck, Redakteurin in der Harburg Stadt- & Land-Redaktion des Hamburger Abendblatts. Sie initiiert das Projekt „Ein Song für Harburg“. Das Ziel: Ein Chor aus möglichst vielen Harburgern soll gemeinsam ein Lied singen.

Innerhalb von vier Monaten lässt die Redaktion ihre Vision Wirklichkeit werden. Ein namhafter Komponist, der die Menschen und ihre Befindlichkeiten vor Ort kennt, schreibt eine Stadtteilhymne. Das Citymanagement wird als Vermarkter gewonnen, dazu Sponsoren und 15 Chöre aus der Region, die den Song professionell einstudieren. Per Download holen sich Tausende Leser Text und Noten nach Hause, sodass bei der Premiere im September schließlich rund 20.000 Harburger vor dem Rathaus in den Song einstimmen.

Von der Idee bis zur Uraufführung begleitet die Redaktion das Projekt auf allen Kanälen mit Reportagen, Porträts, Videos und auf CD. Dabei wirbt sie nicht nur für das Vorhaben, sondern gibt auch einen Überblick über die Vielfalt der Harburger Musik- und Chorszene.

Das Feedback der Harburger ist überwältigend. Sie singen das Lied nicht nur beim Stadtfest, sie wollen es weiter singen, bei Festen, in Betrieben, Schulen, Kitas und zu Hause. Durch den Song und die Berichterstattung ist es gelungen, den Stadtteil nachhaltig zu stärken.

## Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Forum
- ▶ Heimat
- ▶ Integration
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kultur
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Unterhaltung

# Ein Wimmelbild für Harburgs Song

Die **Comic-Zeichnerin Doris Dörr** hat mit dem Cover der CD „Ich bin Harburg“ ein Kunstwerk geschaffen

HANNA KASTENDIECK

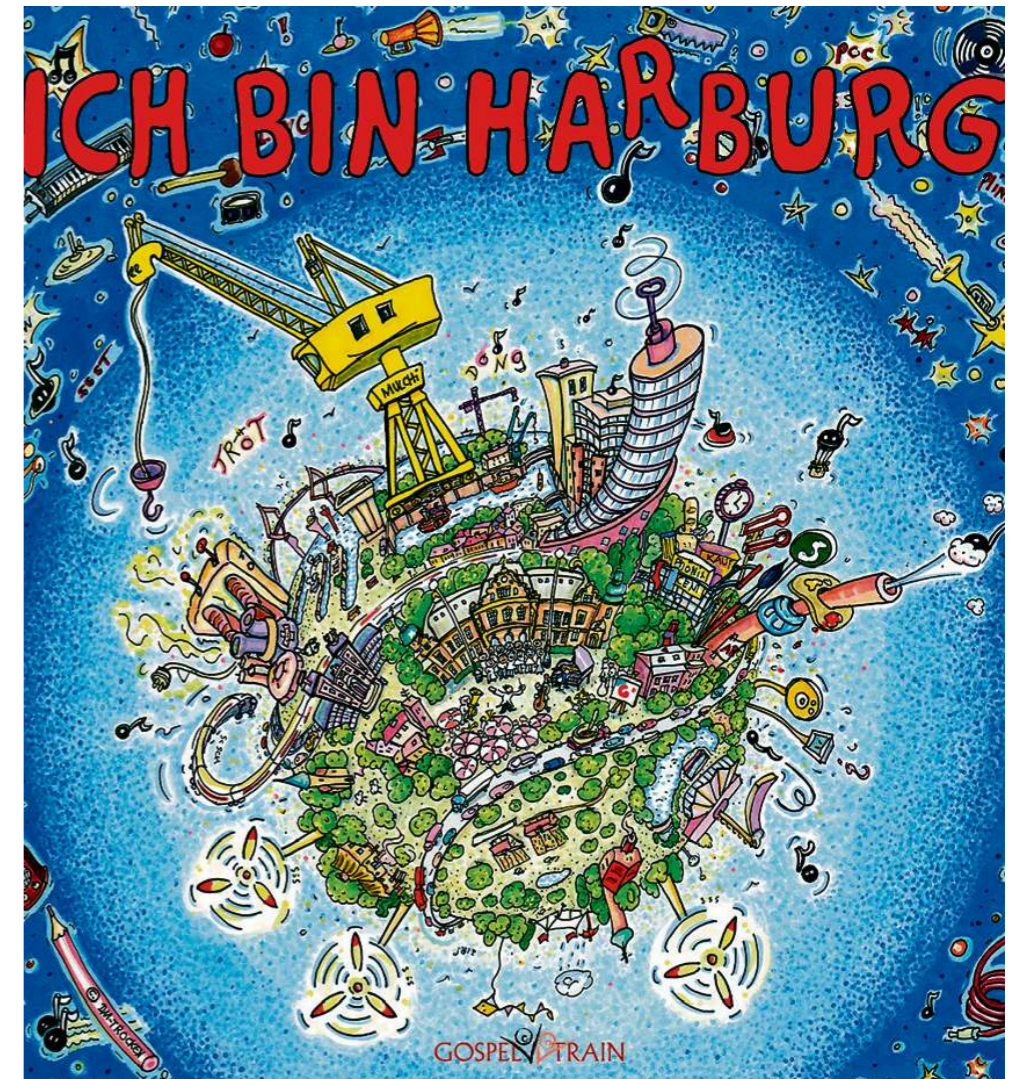
**HARBURG ::** Hätte sie als kleines Mädchen auf die Erwachsenen gehört, wäre sie brav gewesen und konform, ohne eigenen Kopf, Doris Dörr wäre ganz sicher nicht so bunt, vielseitig und erfolgreich als Comic-Zeichnerin und Illustratorin geworden wie sie es heute ist. Doch weil sie erfinderisch ist wie Walt Disneys Daniel Dülentrieb, mutig wie Hal Fosters Comicfiguren Tarzan und Prinz Eisenherz und humorvoll wie Wilhelm Busch's Max und Moritz hat sie sich schon als Siebenjährige nicht beirren lassen. Was andere als Schundhefte und Bildungsverderber sahen, erklärte sie bereits zu Grundschulzeiten zu ihrer Leidenschaft: Comics. Mit neun Jahren hatte sie bereits mehr als 500 Hefte gesammelt. „Ich liebe den Humor, der sich auch in den Bewegungen der Figuren ausdrückt“, sagt sie.

Genau dieser Humor ist es, der ihre Arbeiten als Comic-Zeichnerin ausmacht und mit dem sie den Betrachter zum Staunen und Schmunzeln bringt. Jetzt hat sie mit dem Cover der Harburg-Song-CD „Ich bin Harburg“ einen weiteren Hingucker geschaffen. Die CD erscheint pünktlich zur Premiere des Harburg-Songs bei der Nacht der Lichter am 16. September. Dann treffen sich mehr als ein Dutzend Harburger Chöre und all diejenigen, die gut und gerne singen, um gemeinsam vor dem Harburger Rathaus ihre Stimme zu erheben und ihren Song für Harburg zu singen. Sänger von vier bis 90 Jahren haben ihr Dabeisein angekündigt. Und sie alle proben derzeit fleißig ihren Song.

Zum Anhören, Verschenken, Mitsingen gibt es den Titel ab Mitte September auf CD, eingesungen vom internationalen Jugendchor Gospel Train aus Harburg. Die Einnahmen des CD-Verkaufs gehen als Spende an das DRK-Harburg und dessen Engagement für Arme und Obdachlose in der lettischen Hauptstadt Riga. Dort wird auch Gospel Train im kommenden Jahr mehrere Benefizkonzerte geben, die CD mit dem Cover von Doris Dörr im Gepäck.

Als die Comic-Zeichnerin von dem Projekt hörte, war ihr sofort klar: „Ich bin dabei!“ Zum einen, weil ihr die Idee eines Songs für Harburg gefällt. Zum anderen, weil sie Harburg kennt und schon einmal für den „Hamburg Total Kalender“ von Ulf Harten eine Zeichnung von Harburg gemacht hat. Sie zeigt das Binnenhafenfest. Auf der Illustration ist auch, wie auf dem Bild der CD-Cover, „Mulchi“, der Kulturkran, zu sehen. „Ich finde, er ist ein schönes Denkmal für den Harburger Hafen“, sagt sie.

Doch es gibt noch viel, viel mehr zu entdecken auf diesem Wimmelbild-Cover: das Harburger Rathaus mit dem Chor davor und einigen Musikern, darunter auch der Tubaspieler, der als Skulptur auf dem Rathausplatz



Das CD-Cover des Harburg-Songs von Doris Dörr zeigt Harburg als Planet im All der Klänge

HA/Cover - Illustr. © DM Trocken

steht. „Neben dem Rathaus habe ich die Technische Universität und auf der anderen Seite die Phoenixwerke mit der Kunstsammlung Falkenberg und das Phoenix-Einkaufszentrum und das Phoenix-Einkaufszentrum platziert“, sagt sie. „Vom Harburger Bahnhof dahinter ist nur die Bahnhofsuhr und das S-Bahn-Schild zu sehen. Und natürlich der Zug, der durch Harburg braust.“ Neben dem Kulturkran steht links der prägnante Channel-Tower, rechts das Kraftwerk Moorburg. Auch der Stadtpark mit Außenmühlenteich und die Bäderland-Therme ist zu sehen, von deren Sprungbrett eine Note ins Wasser hüpft.

„Die Geräusche von Harburg werden zu Noten, zum Harburg-Sound“, sagt Doris Dörr. „Es hat mir viel Spaß gemacht, den Harburg-Planet im All der Klänge zu zeichnen. Technik und Know-How als Zeichnerin hat sich die studierte Diplompädagogin, deren Künstlernamen DM

Trocken ist, selbst erarbeitet. „Mich interessierte in meinen Anfängen der Zeichner Jost Swarte und die 'Linie Claire', sagt sie. „So begann ich mit Rapidographen zu arbeiten, eine Art Füller ohne Feder.“ Das tut sie noch heute. Trickfilme hat sie gemacht, ein Kinderbuch geschrieben und den Comic-Zeichner-Verein INC e.V. (Initiative Comic-Kunst) gegründet, den sie als „eine meiner größten und abenteuerlichsten Arbeiten“ bezeichnet. Vier große Comic-Ausstellungs-Spektakel hat sie in den Neunzigern gemeinsam mit dem Zeichner Ulf Harten unter dem Dach des Vereins gemacht. Die erste hieß „Am Anfang war der Strich“ und fand 1992 am Anfang der Reeperbahn statt. Die Comic-Zeichner-Szene aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zeigten in einem ehemaligen leerstehenden Spielcasino auf 1000 Quadratmetern ihre Arbeiten. „Das Interesse war riesengroß“, erinnert sie

sich, „und schlug Wellen bis nach Frankreich.“ Es folgten „Comopoly“, eine Konzeptausstellung rund um das Thema Spiel, der Comic-Supermarkt „Ehrlich Billig“, dessen Ausstellungskatalog insgesamt 1000 Seiten hatte, und die „4. Dimension“, eine Konzeptausstellung zum Thema Zeit mitten auf dem Spielbudenplatz.

Zur Zeit zeichnet Doris Dörr ein Motiv für den Kalender „Hamburg Total 2017“ von Ulf Harten, der ab November erhältlich ist und schon jetzt über die gemeinsame Webseite [www.nillosan-hamburg.de](http://www.nillosan-hamburg.de) betrachtet werden kann. Dort gibt es auch Informationen zur Künstlerin selbst sowie zu ihrem Kinderbuch „Oskar und Lotti und der Hafengeburtstag“, dessen Bilder genauso zum Gucken, Entdecken und Schmunzeln einladen wie das Cover der CD zum Harburg-Song.

Infos: [www.nillosan-comic.de](http://www.nillosan-comic.de)

# Harburg singt seinen eigenen Song

Zeit für **mehr Selbstbewusstsein**! Die Harburger sollen ihre Stimme erheben und mit uns am 16. September die neue Hymne singen



HANNA KASTENDIECK

**HARBURG** :: Stellen Sie sich das mal vor: Harburg, 16. September, 19.30 Uhr. Auf dem Platz vor dem Rathaus haben sich sämtliche Bürger des Stadtteils sowie unzählige Besucher aus dem Umland versammelt. Kinder, Erwachsene, Alte, Junge, Alleingesessene und Zugezogene. Es ist ein lauer Spätsommerabend. Wie gemacht für dieses Event, das strahlen soll bis in den letzten Winkel der Metropole. Zum einen durch die Lichter, die in dieser Nacht die Gebäude in der City und im Binnenhafen beleuchten. Vor allem aber durch die Harburger selbst und das, was sie gemeinsam anstimmen. Rund um die Bühne vor dem Rathaus stehen ein Dutzend Chöre aus der Region. Die Musiker im Hintergrund beginnen zu spielen. Der Chorleiter auf der Bühne hebt die Hände. Und alle, Zuschauer und Sänger, hunderte, tausende Harburger singen gemeinsam ihre Hymne: den Song für Harburg! Ein Lied, das unter die Haut geht. Einen Song, der zeigt, warum wir gern hier leben und stolz auf diesen Stadtteil sind. Warum wir ihn lieben, obwohl wir manchmal mit ihm hadern.

## In Harburg wimmelt es von kreativen Köpfen

So einen Song gibt es nicht? Dann ist es höchste Zeit, das zu ändern, haben sich die Abendblatt-Redakteure Anfang des Jahres gedacht. Und weil Harburger grundsätzlich nicht lang reden, sondern machen, weil es hier von kreativen Köpfen nur so wimmelt und die Wege oft unkonventionell sind - eben weil hier alles möglich ist, muss doch auch das machbar sein, dachten sie: ein eigener Song! Jetzt ist er fertig! Und alle Harburger, alle Chöre in Stadt und Land, je-

der, der singen kann und mag, soll seine Stimme erheben und dabei sein bei der großen Premiere im September.

„Ich bin Harburg“ heißt der Titel aus der Feder von Komponist Peter Schultdt. Ein Lied, das unter die Haut geht. Weil es ehrlich ist, nicht nur Dur, sondern auch Moll. „So wie das Leben hier in Harburg“, sagt Peter Schultdt. Als



der erfahrenen Chorleiter des Harburger Jugendchors Gospeltrain und The Young ClassX von dem Projekt hörte, wusste er sofort: „Da bin ich dabei!“ „Das Projekt hat mir aus dem Herzen gesprochen“, sagt er. Zum einen, weil er weiß, was für eine gute Energie entsteht, wenn Menschen zusammen singen. Zum anderen, weil Schultdt, der seit 1988 in Harburg unterrichtet, diesen Stadtteil und die Menschen darin mag, es aber kaum aushalten kann, dass die Harburger das, was sie haben, so wenig schätzen und ihr Licht ständig unter den Scheffel stellen. Und so war für ihn sofort klar: „Ich schreibe den Song und zeige den Menschen, wie cool Harburg eigentlich ist.“ Der Text stammt aus der Feder von Ansgar Böhme. Der Songwriter und Werbetexter hat in der Vergangenheit schon mehrfach erfolgreich mit

Schultdt zusammengearbeitet, unter anderem den Jubiläumssong für Plan International, „Wenn Träume Geburtstag haben“, geschrieben. „Ein Lied für einen Ort zu schreiben, ist eine fantastische Chance“, sagt Böhme. Wenn die Harburger den Song mögen, und das hofft und glaube ich sehr, dann wird etwas von mir in Zukunft immer in Harburg sein.“ Nach ausführlichen Gesprächen mit den Initiatoren und wachsenden Harburgern, nach eigenen Recherchen und ausgedehnten Spaziergängen und Fahrten durch Harburg entstand die Idee für einen Text, der Harburg erfasst, wie es wirklich ist. „Harburg ist ein eigener Planet, eine eigene Welt die unendlich viele Gegensätze vereint“, so Böhme. „Schönes und Hässliches, Historisches und Zukünftiges, Herz und Hirn, Unsicherheit und Selbstbewusstsein, Natur und Kultur.“ Alle diese Gegensätze finden sich im Harburg-Song sowohl in der Melodie als auch in Text und Rhythmus. Es gibt einen Prolog, einen Refrain, der selbstbewusst und stark ist, einen Rap-Part, der über die Menschen im Stadtteil erzählt und Strophen, die die Vielfalt und Bunttheit Harburgs spiegeln. „Gemischte Chöre, Kinderchöre, Männer- und Frauenchöre, für alle ist das Stück singbar“, sagt Peter Schultdt über diese kompositorische Herausforderung. „Jeder also kann und soll das Lied singen.“ Entweder mit Klavier- oder Gitarrenbegleitung, oder aber untermalt von einem ganzen Orchester.

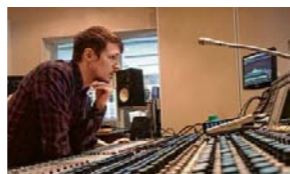
Unterstützt wird das Projekt vom Citymanagement Harburg, dessen Chef-In Melanie-Gitte Lansmann vom ersten Moment an von der Abendblatt-Idee begeistert war. „Ich habe sofort daran geglaubt, dass das eine tolle Chance ist eine Identifikation mit Harburg herzustellen. Singen schafft Gemeinsamkeit und eine tolle Atmosphäre.“ Die Citymanagerin, die sich als Sponsorin für die Imageverbesserung Harburgs sieht, hofft, dass der Song viele begeistern und mit Stolz erfüllen wird.

Rund 5000 Euro kostete die gesamte Produktion des Songs, deren Finanzierung ohne den Harburger Unternehmer und Gospeltrain-Fan Arne Weber sowie den unentgeltlichen Einsatz von Komponist Peter Schultdt, so nicht möglich gewesen wäre. Schuldtd wird in der Nacht der Lichter am 16. September die Chöre und Zuschauer dirigieren.

Das Wichtigste an der Idee des Stadtteil-Songs aber sind die Harburger selbst. Denn sie sollen mitmachen - und zwar: alle! Schulchöre und Musikschulen, Sportvereine und Seniorenclubs und natürlich diejenigen, die professionell singen: die Chöre. Elf von ihnen haben ihr Dabeisein bereits zugesagt. Sie



Chorleiter und Komponist Peter Schultdt hat den Harburg-Song geschrieben HA



Achtet darauf, dass wirklich jeder Ton sitzt: Produzent Chris Busek bei den Aufnahmen des Harburg-Songs im Tonstudio Clouds Hill JOTD



Höchste Konzentration: Über Kopfhörer läuft das Playback, zu dem die Sänger den Song singen. Vierstimmig und aus voller Kehle JOTD

werden das Publikum lauthals unterstützen, wenn der Song am 16. September um 19.30 Uhr auf und vor der Bühne vor dem Rathaus seine Premiere feiert.

## Schon elf Chöre haben ihre Teilnahme fest zugesagt

Das Playback des Songs sowie Text und Noten werden für alle, die dabei sein wollen, im Internet unter www.abendblatt.de zum Ende der Sommerferien bereit gestellt. Das Hamburger Abendblatt als Ideengeber und Initiator wird in einer wöchentlich erscheinenden Serie über den Harburg-Song, seine Entwicklung und den laufenden Prozess, über die Menschen dahinter und die Chöre, die dabei sind, berichten. „Mit dem Harburg-Song ist ein fantastisches Lied über unseren Stadtteil und die Menschen hier entstanden“, sagt Frank Ilse, Abendblatt-Redaktionsleiter für Harburg & Umland. „Ein Song, der alle berühren wird und mit ins Boot holt. Menschen, die im Chor singen genauso wie diejenigen, die morgens unter der Dusche ihr Liedchen trällern.“

Wie gut sich das Ganze anhört und anfühlt, haben die Sänger von Gospeltrain bereits am Wochenende bei den Aufnahmen im Studio Clouds Hill erleben dürfen. Hier standen schon Stars wie die Sportfreundin Stilller, Bela B., Lena Meyer-Landrut oder Tim Bendziko vor den Mikrofonen. Acht Stunden dauerten die Aufnahmen mit Tontechnikerin Linda Gerdes und Produzent Chris Busek. Entstanden ist ein Song, der alle mitreißt und mit dem sich jeder in Harburg verbindet. Kurz- und Langversion samt Playback, Videoclip, Texte und Fotos vom Projekt werden jetzt auf DVD gepresst. Außerdem wird es T-Shirts mit dem Song-Logo und dem Schriftzug „Ich bin Harburg“ geben.

„Das Lied ist ein echter Ohrwurm und geht unter die Haut“, sagt TUHH-Studentin Carolin Kirschner, die die Aufnahmen im Studio gefilmt hat. Auch Sängerin Maite Morgan findet das Projekt klasse. „Weil es die Harburger zusammenbringt.“ Komponist Peter Schultdt hofft, dass dieses Projekt Harburg aus dem Dornröschenschlaf reißen und den Menschen hier ein neues Gefühl für ihren Stadtteil geben wird. Sein Appell: „Wir sollten toleranter mit Harburg sein. Schließlich hat jeder Partner seine Macken.“

# Die Hände zum Himmel für die Harburg-Hymne

Tausende feierten am Freitag bei der 4. **Nacht der Lichter** die Premiere des vom Abendblatt initiierten Stadtteil-Songs auf dem Rathausplatz



Ein ergreifendes Moment bei der 4. Nacht der Lichter: Auf dem Rathausplatz stimmen tausende Besucher den Harburg-Song an

HANNA KASTENDIECK

**HARBURG** :: „Es ist ein Abend, der Geschichte schreiben wird.“ Mit diesen Worten eröffneten NDR-Moderatorin Anke Hornack und Sozialsenatorin Melanie Leonhard die 4. Nacht der Lichter. Es ist Sonntagabend, 19. Uhr. Der Platz vor dem beleuchteten Rathaus ist zum Bersten voll. Es sind Tausende, die gekommen sind, um diesen Moment zu erleben: die Premiere des Songs „Ich bin Harburg“.

Fünf Monate liegen zwischen dem ersten Lied in der Hamburger Abendblatt-Redaktion und diesem Abend, der Welterauführung des Harburg-Songs. Während sich die Dämmerung über die Stadt steigt, strömen immer mehr Menschen auf den Platz. Allen 15 Chöre sind darunter, Männer-, Frauen-, Kinderchöre, Sopran- und Altstimmen, Tenöre und Bässe. Die Spannung auf diesen Abend steigt ihnen ins Gesicht geschrieben. „Wir freuen uns wahnsinnig auf den Song“, sagt Peter Broschke, Vorsitzender des Polizeichors Blaue Jungs. „Und was für eine tolle Kulisse für dieses Ereignis.“

Dem in dieser Nacht leuchtet Harburg gleich doppelt. Zum einen durch seinen Gesang, zum anderen durch die Illumination der Gebäude. 330 Leuchten und 300 Meter Lichtschlauch hat der Meister des Lichts, Nicolas Sauerbaum, in der City installiert. 30 Gebäude sollen erstrahlen, darunter die alte Silbererb-Brücke, die Harburg-Arcaden, das Pho-

enix Center, das Marktaufgebäude und die vielen Fußgängeruntertunnel der Stadt, die die Laufstrecke säumen. Schließlich gehört zur Nacht der Lichter seit jeher der Lichterlauf, der in diesem Jahr zum ersten Mal in der Innenstadt startet und quer durch die City und durch den Binnenhafen führt. 1100 Läufer haben sich angemeldet. Während auf dem Rathausplatz der Harburg-Song in den Abendhimmel schallt, läuft am Start der Countdown für den Brückenlauf, den Stadium City-Channel-Cross und den Haspa-Staffellauf.

Es ist 19.30 Uhr, als Chorleiter Peter Schultdt mit der Gitarre vor dem Bauch ein zusammengezimmertes Podium aus Paletten inmitten der Menge besteigt. Alle sollen ihn sehen können, wenn er den Ton angibt. Und die Menschen den Song anstimmen, den er geschrieben hat. Die Technik hakt, Peter Schultdt improvisiert. Er weiß, wie man die Massen

„Musik verbindet, zusammen singen verbindet“, sagt Sozialsenatorin Melanie Leonhard. „Das hier hat etwas Epocha-

les.“ Dass dieses Ereignis über den Augenblick hinaus bedeutsam sein und in die Zukunft wirken wird, da ist sich auch die Citymanagerin und Organisatorin des Abends, Melanie-Gitte Lansmann, sicher. „Harburg hat nun einen fantastischen Song, der nicht nur heute Abend, sondern überall, wo sich eine Möglichkeit bietet, gesungen werden oder angehört werden soll.“ Das Lied sei ein Ohrwurm. Und das Publikum begeistert. Innerhalb weniger Stunden sind bereits 1000 CDs verkauft. „Ich finde den Song einfach super“, sagt Besucherin Ilka Fritsch. „Er passt zu Harburg.“ Bezirksamtsleiter Thomas Völsch ist ergriffen. „Ich habe schon viel erlebt“, sagt er. „Aber so etwas noch nie. Diese unglaublich gute Stimmung, diese Kraft und Atmosphäre, die von diesem Ereignis ausgeht, ist etwas ganz besonderes.“

Während die Menschen vor dem Rathaus singen, starten auf dem Platz



Gospel Train übernahm die Soloparts des Harburg-Songs



Läuferlebnis durch die beleuchteten Tunnel BMS Sportveranstaltungen



Auch LED-Sonnenbrillen trugen zum Lichterfest bei

## „Ich bin Harburg!“ Text: Ansgar Böhme; Musik: Peter Schultdt

(Prolog)  
Guckst Du beim Landeanflug auf mich drauf  
seh ich wüst und ganz zerrissen aus  
Du weißt noch nicht, was ist das für ein Stern  
Der erste Schritt auf neuem Land  
in deiner Nase riecht's verbrannt  
in Deinen Ohren dröhnt Maschinenlärm

(1. Strophe)  
Hier zählt der Kopf, hier zählt das Herz  
Hier lebt die Schönheit und der Schmerz  
Ich fliege weiter Richtung morgen  
Lass keinen zurück mit seinen Sorgen

(1. Refrain)  
Ich bin Harburg, bin ein eigener Planet  
mit einer eigenen Umlaufbahn  
ist mir egal, wenn sich nicht alles um mich dreht  
denn ich weiß, was ich bin und kann  
Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh!  
Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh! - Whow-oh!

(2. Strophe)  
Ich feiere hart, ich schaffe gut  
hier qualmt die Shisha und der Schlot  
Ich bin ein Ort mit 1000 Sprachen  
mit Krücken und mit Kinderlachen

(2. Refrain)  
Ich bin Harburg, bin ein eigener Planet  
mit einer eigenen Umlaufbahn  
ist mir egal, wenn sich nicht alles um mich dreht  
denn ich weiß, was ich bin und kann  
Whow-oh! (Voller Energie)  
Whow-oh! (Chaos und Magie)  
Whow-oh! (Landeplatz für Dich)  
Whow-oh! (lass Dich nicht im Stich)  
Whow-oh! (Unentdecktes Land)  
Whow-oh! (vielen unbekannt)  
Whow-oh! (doch als Pionier)  
Whow-oh! (bist Du richtig hier)

# Lust und Frust der Existenzgründer

## General-Anzeiger

**Wer eine eigene Existenz aufbaut, geht von der Idee über die Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Geschäftsalltag einen langen Weg. Die Volontäre des Bonner General-Anzeigers haben diesen Weg nachverfolgt. Sie erzählen von jungen Unternehmern, ihren Träumen und Fragen, ihrem Mut und ihrem Frust.**

### Die Jury

SONDERPREIS  
FÜR VOLONTÄRSProjekte

## Jungunternehmer kreativ begleitet

Porträtserien über Existenzgründer gibt es viele. Die Volontäre des Bonner General-Anzeigers wählen einen originellen Ansatz. In ihrer Serie folgen sie der Dramaturgie einer wirklichen Existenzgründung, von der Produktidee über Finanzierung und Marketing bis zum Alltag eines Jungunternehmers. Am Beispiel von Start-Ups in der Region gehen sie den großen Fragen nach, auf die Unternehmer Antworten finden müssen. Sie erzählen Geschichten von ehrgeizigen Visionen, vom Scheitern und dem Mut zum Weitermachen. Ein gelungenes Beispiel für modernen lokalen Wirtschaftsjournalismus.

Die Idee des Projekts: Statt eine Vielzahl von Gründern einfach nur vorzustellen, sollen die großen unternehmerischen Fragen anhand von Start-ups vor Ort in unterschiedlichen Darstellungsformen wie Features, Porträts und Interviews nachgezeichnet werden. Was macht eine gute Idee aus? Wie vermarkten sich junge Unternehmer? Wie finanzieren sie sich? Wie gehen sie mit Erfolg, Niederlagen und bürokratischen Hürden um? Zusätzlich werden vier Branchen als Schwerpunkte ausgewählt, die regional von Bedeutung sind. Analysiert werden die Wirtschaftszweige Food, IT, Medizin und Lifestyle.

Die Volontäre erzählen lokale Gründergeschichten und flankieren sie mit Hintergrund- und Zusatzinformationen, indem sie Experten und Akteure aus der Region zu Wort kommen lassen. Der Aufbau der Serie folgt der Dramaturgie einer Gründung: von der Produktidee über Finanzierung und Vermarktung bis hin zum Alltag eines Jungunternehmers. Den Abschluss bildet ein Interview mit Frank Thelen, Bonner Investor und Gründerikone, über die Chancen für Bonn und die Region als Zentrum für Start-ups.

Die Serie erfordert eine monatelange Vorbereitung, um Protagonisten und Experten für die Geschichten zu finden. Layout, Text, Fotos und Grafik haben die Volontäre selbst erarbeitet. Für den Internetauftritt des General-Anzeigers wird zudem ein eigener Themenschwerpunkt gesetzt. Die positive Resonanz zeigt, wie man Wirtschaftsthemen lesernah umsetzen kann.

### Stichworte

- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Hintergrund
- ▶ Menschen
- ▶ Service
- ▶ Wirtschaft

### Kontakt:

Sabrina Bauer, Lokalredakteurin, Telefon: 0228/6688-386, E-Mail: s.bauer@ga-bonn.de  
Andreas Dyck, Online-Redakteur, Telefon: 0228/6688-392, E-Mail: a.dyck@ga-bonn.de

**BONN MACHT ERFINDERISCH** Auf sogenannten Fuck-up-Nights erzählen Gründer über ihre Rückschläge, Pleiten und Pannen. Damit wollen sie in Deutschland eine neue Fehlerkultur etablieren. Denn obwohl neun von zehn Start-ups scheitern, fehlt die Akzeptanz hierzulande

## Applaus für jede Pleite

VON ANDREAS DYCK

**S**cheitern kann so hip sein. Scheinwerfer erhellen im Halbdunkel eines Backsteingewölbes unter einer Eisenbahnbrücke eine Bühne. Ein Sofa, eine Stehlampe und ein Sessel stehen dort. Die Wuppertaler Band Bilstein & Dunkel spielt Akustikpop. Einige Hundert Besucher nippen an Bier und Mate-Limonade, wippen zur Musik, halten Smalltalk. Die eigentlichen Stars im Kölner Szenelokal Club Bahnhof Ehrenfeld sind aber vier Gründer, die mit ihren Start-ups gescheitert sind. An diesem Mittwochabend erzählen sie ihre Geschichten vom Scheitern auf der achten Kölner Fuck-up-Night.

Der Name ist Programm. An diesem Abend dreht sich alles um gescheiterte Jungunternehmer. Anna Yona erzählt von ihrem Start-up Wildling Shoes und ihrer größten Panne. Die Unternehmerin aus Gummersbach hatte für ihr im Mai 2015 gegründetes Start-up per Crowdfunding-Kampagne 75 000 Euro eingesammelt, um einen Schuh herzustellen, der Kindern das Gefühl gibt, barfuß zu laufen. 1500 Vorbestellungen waren eingegangen. Dann kam der Schock. Ein unter die Sohle eingefügtes Material reagierte mit dem Kleber und löste ab. Das Ergebnis: blaue Füße und fehlerhafte Produkte im Wert von 60 000 Euro. „Es war, als hätte man Tinte ausgekippt“, sagt Yona. „Der Traum, auf den man hingearbeitet hat, geht in Rauch auf“, sagt sie. Am Ende geht die Geschichte für Yona noch glimpflich aus. Sie kann viele Schuhe mit Rabatt trotzdem verkaufen.

Wer seine Firma in den Sand gesetzt hat, redet meist nicht gerne darüber. Schade eigentlich, dachten sich vor vier Jahren zwei junge Gründer in Mexiko. Die Idee der Fuck-up-Nights war geboren. Seitdem hat sich das Konzept rasant verbreitet und findet in 150 Städten weltweit Nachahmer. In Deutschland gibt es unter anderem Veranstaltungen in Frankfurt, Leipzig, Hannover, Berlin, Köln und Hamburg.

### Kein Land für Gescheiterte

Scheitern ist in Deutschland nur bedingt erlaubt, so lautet das Fazit einer Studie der Universität Hohenheim bei Stuttgart. Zwar erkennen 80 Prozent der Befragten Misserfolge als Chance zur Selbstreflexion an. Bei unternehmerischen Fehlern sind die Deutschen allerdings weitaus weniger tolerant. Nur jeder Zweite kann Rückschläge bei Unternehmen etwas Positives abgewinnen. Zwar sprechen sich zwei Drittel dafür aus, gescheiterten Unternehmen eine zweite Chance zu geben. Trotzdem äußerten 40 Pro-



Alle Aufmerksamkeit richtet sich auf den gescheiterten Gründer. Holger Stollenwerk erzählt seine Geschichte auf der Fuck Up Night in Köln.

FOTO: DYCK

zent Vorbehalte. Waren bei solchen Unternehmern zu kaufen. Bei der Bewertung von Fehlern spielt jedoch das Alter der Befragten eine große Rolle. So werten jüngere Menschen zwischen 18 und 29 Jahren unternehmerische Fehler deutlich positiver als Deutsche zwischen 60 und 67 Jahren. „Dies könnte ein Indiz für einen anstehenden Kulturwandel und ein gesellschaftliches Umdenken sein“, meint Andreas Kuckartz vom Lehrstuhl Entrepreneurship der Universität Hohenheim. dy

man dabei scheitern darf.“ Den Mut hätte Mirus, der sich letztes Jahr als Digitalberater selbstständig gemacht hat, vor 15 Jahren selbst gut gebrauchen können. 2002 hatte Mirus seinen Job als Programmierer gekündigt und eine eigene Webagentur gegründet. Doch schon Ende 2002 ging es mit dem Unternehmen bergab, die Aufträge blieben aus. „Es war ein Fehler, einfach den Job zu kündigen“, sagt Mirus heute. „Wir waren zu schlecht vorbereitet und hatten von heute auf morgen kein Einkommen mehr.“

Dann kam zum Jahresende auch noch der Steuerschock hinzu. Mirus sollte mehrere Tausend Euro an das Finanzamt nachzahlen. „Die Schulden wurden immer mehr und uns fehlte das Geld für die laufenden Kosten.“ Mirus versuchte, dagegenzuhalten, beschäftigte sich mit Gesellschaftsformen, Betriebswirtschaft und Kundenakquise. „Zuerst denkst du blauäugig, dein Unternehmen wird ein Selbstläufer“, sagt Mirus. „Doch dann lernst du, dass du Hundert Leute anrufst und dabei vielleicht ein Auftrag bei rauskommt.“ Am Ende reicht es trotzdem nicht. Mirus nimmt Mitte 2003 aus der Not heraus einen neuen Job an und



bis er den Mut für einen zweiten Anlauf fand. „Diese Erfahrung hat mich 15 Jahre daran gehindert, es wieder zu probieren“, sagt er. Der Verschwiegenskultur in Deutschland gebe er eine gewisse Mitschuld.

Das Schweigen brechen, eine andere Fehlerkultur pflegen, aus den Pannen anderer Lernen sind die erklärten Ziele der Fuck-Up-Nights. Als Vorbild gilt häufig die Fehlerkultur in den USA. Joshua

Cohen, der als Berater kleine Start-ups und große Unternehmen betreut, kennt die Unterschiede im Umgang mit Fehlern dies- und jenseits des Atlantiks und ist ein Viertel der Gründer laut Start-up-Monitor des Bundesverbands Deutsche Start-ups nach ihrem Scheitern wieder zurück in einen Angestellten-Job. Sie wollen es lieber noch einmal als Selbstständige versuchen. Bei Johannes Mirus hingegen dauerte es,

bleibt mit einem Haufen Schulden zurück. In Deutschland scheitern neun von zehn Start-ups. Trotz dieser Quote wollen nur ein Viertel der Gründer laut Start-up-Monitor des Bundesverbands Deutsche Start-ups nach ihrem Scheitern wieder zurück in einen Angestellten-Job. Sie wollen es lieber noch einmal als Selbstständige versuchen. Bei Johannes Mirus hingegen dauerte es,

bleibt mit einem Haufen Schulden zurück. In Deutschland scheitern neun von zehn Start-ups. Trotz dieser Quote wollen nur ein Viertel der Gründer laut Start-up-Monitor des Bundesverbands Deutsche Start-ups nach ihrem Scheitern wieder zurück in einen Angestellten-Job. Sie wollen es lieber noch einmal als Selbstständige versuchen. Bei Johannes Mirus hingegen dauerte es,

schon Traum könne nur leben, bereit sei, ihn auch hartnäckig zu verfolgen. „Deutsche sind stabilitätsliebender. Sie möchten einmal Erreichtes wahren und sind andersereits auch zufriedener mit teils kleineren Erfolgen.“

Für Johannes Mirus steht fest, dass es eine neue Fehlerkultur auch in Bonn braucht. „Vor einem Jahr in der Gründungsphase meines jetzigen Projekts hätte ich mich nicht getraut, über mein Scheitern zu sprechen.“ Zu groß sei die Angst gewesen, potenzielle Auftraggeber damit abzuschrecken. „Genau diese Verschwiegenskultur müssen wir aufbrechen“, sagt er.

### Die Serie

**Start-ups und kreative Ideen:** Die Gründerszene in der Region beleuchten die GA-Volontäre in der GA-Serie „Bonn macht erfinderisch“ zweimal die Woche bis zum Ende des Jahres. Am Samstag, 17. Dezember, erzählen uns Gründer, was es heißt, plötzlich Chef zu sein. Anschließend werfen wir einen Blick auf Start-ups in der Lifestyle-Branche und schauen uns an, wie international der Gründergeist in Bonn ist. Alle Serienteile gibt es auf [www.ga-bonn.de/erfinderisch](http://www.ga-bonn.de/erfinderisch).





# Zustände im Pflegebetrieb von innen beschrieben

RHEINISCHE POST

Über die Zustände in deutschen Pflegeeinrichtungen gibt es viele Schauergeschichten. Die Autorin will wissen, wie es wirklich ist, und macht ein Praktikum in einem Altenheim. Schon am zweiten Tag stößt sie an ihre Grenzen. Ihre Reportage beleuchtet ein wichtiges Thema aus der Innensicht.

## Die Jury

SONDERPREIS  
FÜR VOLONTÄRSProjekte

## Investigativ im Altenheim

Das Thema Pflege gehört zu den größten Herausforderungen für unsere Gesellschaft. Über die Zustände in Alten- und Pflegeheimen kursieren teils erschreckende Berichte. Die Journalistenschülerin will wissen, wie es wirklich ist. Sie bewirbt sich als Praktikantin in einem Altenheim und erlebt dort, unerkannt als Reporterin, elf Tage lang den Pflegealltag. Ihre Erlebnisse und Beobachtungen, Gespräche mit Mitarbeitern und Heimbewohnern gleicht sie mit Faktenrecherchen und Experteneinschätzungen ab und konfrontiert schließlich die Verantwortlichen des Heims damit. Probleme und Widersprüche werden sichtbar. Das Feature dramatisiert nicht, es klagt nicht, gerade darum berührt es.

Da die offiziellen Anfragen auch immer nur offizielle Stellungnahmen ergeben, entschließt sich Volontärin Saskia Nothofer zur verdeckten Recherche. Sie bewirbt sich bei verschiedenen Heimen der Region um ein zweiwöchiges Praktikum. Die Auswahl des AWO-Seniorenzentrums in Düsseldorf ist zufällig. Elf Tage arbeitet sie dort und erlebt als Aushilfspflegerin den Alltag der alten Menschen und der Kolleginnen und Kollegen.

Anschließend trägt sie Fakten zum Thema zusammen: Wie viel verdienen Pfleger? Was sagen die Zahlen, mangelt es an Pflegekräften? Wie stark steigt die Anzahl der Pflegebedürftigen? Außerdem spricht sie mit Experten zum Thema multiresistente Keime. Zuletzt kontaktiert sie das Heim sowie den Träger und konfrontiert die Verantwortlichen mit den Ergebnissen der Recherche.

Nach der Veröffentlichung der Reportage gibt es zahlreiche Reaktionen. Das AWO-Seniorenzentrum selbst äußert sich nicht zu der Reportage. Hingegen melden sich Pflegerinnen und Pfleger sowie Menschen, deren Angehörige in einem Altenheim leben. Die Pflegekräfte, die sich zu Wort melden, bedanken sich meist für die Reportage und bestätigen, dass die Situation genauso sei wie im Text. Oder sie beschreiben, wie es in dem Heim zugeht, in dem sie tätig sind. Ähnlich ist es bei den Angehörigen von pflegebedürftigen Menschen. Auch sie schildern ihren persönlichen Fall, klagen über Personalmangel oder mangelnde Hygiene.

## Stichworte

- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Recherche/Investigation

## Kontakt:

Saskia Nothofer, Journalistenschülerin, Telefon: 0171/5308600, E-Mail: saskia.nothofer@rheinische-post.de



Unsere verdeckte Reporterin, Saskia Nothofer (27), in ihrer Arbeitskleidung. Das Foto entstand per Selbstporträt vor einem Spiegel. FOTO: sno



# Eine Autobahn bekommt ein menschliches Gesicht

# WAZ

Die A 40 ist die Autobahn des Ruhrgebiets. Sie vorzustellen ist Ziel des Volontärsprojekts. Dabei finden die Volontärinnen weit mehr als Historie, Zahlen oder Bilder des Ruhrschnellwegs. Sie richten den Fokus auf die Menschen, die entlang der A 40 leben und arbeiten, und geben der anonymen Autobahn ein Gesicht.

## Die Jury

SONDERPREIS  
FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE

## Multimedia trifft Heimat

Die Volontärinnen begeben sich für die WAZ auf die Reise entlang der A 40 und besuchen Menschen, die täglich auf ihr unterwegs sind, dort arbeiten oder neben der Autobahn zu Hause sind. Herzstück des Projekts ist ein dynamisch aufgebautes und visuell anspruchsvolles Online-Special, das dem Nutzer unter anderem interaktive Grafiken und Zeitreisen bietet. Über Facebook und Twitter steuern User ihre persönlichen Geschichten bei. Die Macherinnen lieben das Ruhrgebiet, die A 40 und die Menschen im Pott. Sie setzen virtuos die Möglichkeiten ein, die multimedialer Journalismus eröffnet, um den Funken auf ihr Publikum überspringen zu lassen. Multimedia trifft Heimat, mitten ins Herz.

Offen und neugierig haben sich Eva Adler und Anna Katharina Wrobel auf und neben der A 40 herumgetrieben. Dabei stoßen sie auf Menschen, die die Autobahn befahren, die nebenan leben oder dort arbeiten. Sie bekommen Geschichten erzählt, die teilweise kurios sind: Wieso verzichtet eine Familie freiwillig auf eine Lärmschutzwand? Gibt es einen Trick, um im Abendverkehr nicht im Stau zu stehen? Wieso fährt ein Hund drei Wochen mit einem Lkw-Fahrer mit?

Diese Geschichten packen sie in ein Online-Special. Dort erläutern sie in einer Zeitreise die Geschichte des Ruhrschnellwegs, bereiten Daten und Fakten optisch ansprechend auf, berichten von Staufällen und Baustellen, Rastplätzen und der Autobahnkirche und vom Leben neben der Autobahn.

Das Online-Special wird auf Wordpress-Basis erstellt. Es bedient sich diverser Darstellungsmöglichkeiten; darunter sind Texte (meist Reportagen), Fotos, Grafiken, Karten, Videos, Sounds, Facebook-Verweise. Das Special ist dynamisch gestaltet, der Besucher kann viel scrollen und klicken, es bleibt immer in Bewegung. In der Browser-Ansicht können Nutzer interaktive Zeitreisen

unternehmen. Außerdem erscheint das Online-Special auch in abgespeckter Form auf einer Doppelseite in der Mantelausgabe der WAZ.

Bei der Gestaltung und Website-Konzeption werden die Volontärinnen von einem großen Stab von Mitarbeitern der hauseigenen FUNKE Grafik Services unterstützt. Dabei können viele Ideen aufgrund technischer Beschränkungen nicht oder nur teilweise umgesetzt werden. Etwa die mobile Ansicht, die weniger interaktive Möglichkeiten bietet und einige Features des Wordpress-Formats technisch nicht unterstützt.

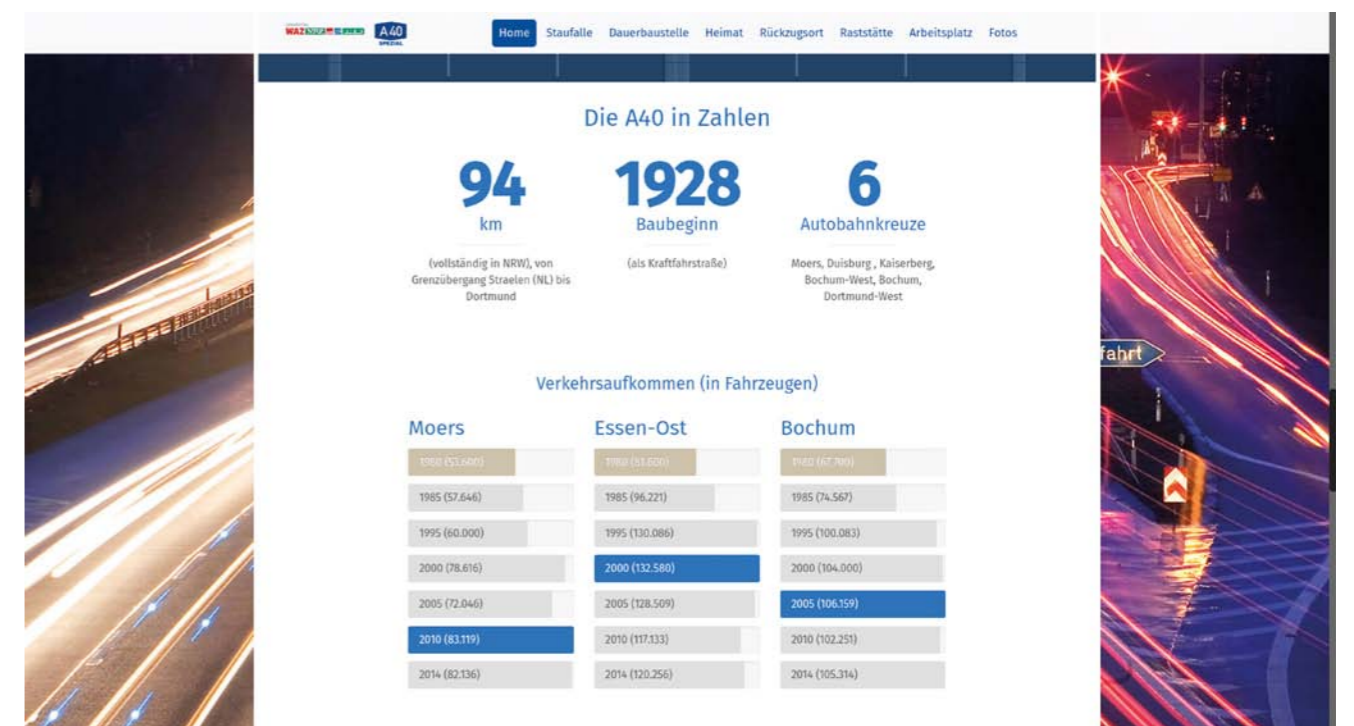
Die Arbeit zeigt, wie lokale Themen multimedial aufbereitet werden können – optisch und inhaltlich gleichermaßen spannend und lesernah.

## Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Geschichte
- ▶ Heimat
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Multimedia
- ▶ Verkehr

## Kontakt:

Eva Adler, Redakteurin, Telefon: 030/2009-78287, E-Mail: e.adler@funkemedien.de  
Anna Katharina Wrobel, Redakteurin, Telefon: 02064/6205-29, E-Mail: a.wrobel@nrz.de  
Link: [www.specials.funkemedienrw.de/a40-ruhrschnellweg/](http://www.specials.funkemedienrw.de/a40-ruhrschnellweg/)







## Marktplatz der Argumente und der öffentlichen Diskussion

*Politik ist ein öffentlicher Vorgang. Über die Entscheidungen für unser Gemeinwesen dürfen wir alle mitreden. Vor allem im Nahbereich ist diese Teilhabe für die Menschen von großer Bedeutung. Die Lokalzeitung ist der Marktplatz für den Diskurs vor Ort. Sie liefert dazu die nötigen Informationen, Hintergründe und Argumente. Als Anwalt und Vermittler moderiert die Redaktion eine lebendige Debatte, in der alle Stimmen Gehör finden. Und sie greift Themen auf, die die Verantwortlichen in den Gremien und in der Verwaltung kleinreden oder verschweigen.*

► Preisträger 2016

### **POLITIK LOKAL**

► Wirtschaft lokal

► Kultur lokal

► Sport lokal

► Gesellschaft lokal

► Panorama lokal

► Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch „Bürgerha

## Zeitung als Anwalt der Menschen in der Region

**Die Bewohner des deutsch-belgischen Grenzgebiets sorgen sich wegen veralteter Atomreaktoren in Belgien. Die Redaktion der Aachener Zeitung und der Aachener Nachrichten macht die Abschaltung zum Schwerpunktthema und setzt sich für die Menschen in der Region ein.**

Das Kernkraftwerk Tihange ist von Aachen 64 Kilometer entfernt. Bei einem Störfall wäre die Grenzregion direkt betroffen. Ähnliches gilt für das Kernkraftwerk Doel, das ebenfalls nahe der Grenze liegt. Beide Reaktoren sind technisch veraltet und gelten als unsicher. Das Thema bewegt nicht nur die Menschen rund um Aachen, sondern weit darüber hinaus.

Immer wieder berichtet die Zeitung über Tihange, macht sich zum Anwalt der Bürger, greift die Kritik auf, spricht mit Experten. Sie löst damit viele Protestbewegungen in Aachen und Umgebung aus. Es gibt Demonstrationen, Petitionen, Klagen. In den Schaufenstern von Geschäften und auch in Privathäusern hängen Plakate. Ebenso wie die Bürger fordert auch der Landtag von Nordrhein-Westfalen die Abschaltung der Reaktoren.

Der belgische Betreiber Engie-Electrabel lässt die Kritiker abblitzen. Der Reaktor sei – trotz Tausender Haarrisse – sicher, alle Anforderungen der Atomaufsichtsbehörde seien erfüllt. Die deutschen Behörden hingegen sehen die Lage sehr kritisch. Inzwischen werden in der Region bereits Jodtabletten für den Ernstfall verteilt.

Um alle wesentlichen Aspekte des Themas zusammenzufassen, veröffentlicht die Zeitung eine 16-seitige Beilage und verteilt sie flächendeckend an alle Haushalte des Verbreitungsgebiets. Und sie veranstaltet ein Forum in Aachen, an dem Wissenschaftler, Bürgerinitiativen, Politiker und Journalisten teilnehmen. Da das Forum mit über 500 Gästen schnell ausgebucht ist, wird es als Live-Streaming übertragen. Leserinnen und Leser können online Fragen stellen. Ein Teil der Fragen fließt in die Veranstaltung ein und wird dort beantwortet.

ZEITUNGSVERLAG  
AZ AN AACHEN

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Anwalt
- ▶ Energie
- ▶ Forum
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Politik
- ▶ Recherche / Investigation
- ▶ Service
- ▶ Umwelt

### Kontakt:

Thomas Thelen, stellv. Chefredakteur, Telefon: 0241/5101-323, E-Mail: t.thelen@zeitungsverlag-aachen.de

# Tihange

November 2016

AZ AN

DOSSIER

### SCHLÜSSELFIGUR, REIZFIGUR

Jan Bens, Leiter der belgischen Atomaufsicht FANC

▶ Seite 7



### GRETCHENFRAGE

Warum steigt Belgien nicht aus der Atomkraft aus?

▶ Seite 6



**Protest!**  
**Eine Region macht mobil gegen Kernenergie**

Ein Produkt aus dem  
**MEDIENHAUS**  
AACHEN

Foto: gpa

# Zusammen mit den Leser entsteht ein Wahlprogramm

BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG

Schon seit Jahren ist Bürgerbeteiligung bei der Braunschweiger Zeitung Programm. Nun setzt sie das auch bei der Kommunalwahl um. Zusammen mit Leserinnen und Lesern entwickelt die Redaktion ein Wahlprogramm, das als Prüfstein für den künftigen Stadtrat dient.

In der Vorbereitung zur Kommunalwahl am 11. September 2016 betritt die Lokalredaktion Neuland. Sie entwickelt ein Konzept mit zwei Zielen: Zum einen soll zusammen mit den Lesern in einem Workshop mit der Redaktion ein Leser-Wahlprogramm erarbeitet werden. Es soll als Maßstab für die Kommunalpolitik des Braunschweiger Stadtrats bis 2021 dienen. Zum anderen soll durch eine umfangliche Berichterstattung die Wahlbeteiligung gesteigert werden. Beide Projekte werden von Leserforen flankiert.

Das hochgesteckte Ziel wird tatsächlich erreicht. Die Wahlbeteiligung in Braunschweig, die 2011 noch 49,4 Prozent betragen hatte, steigt auf 55,6 Prozent. Sie liegt damit auch über dem Landesdurchschnitt.

Für das Leser-Wahlprogramm tragen die Teilnehmer des Leserforums 20 Programmpunkte zusammen – vom Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs über die autofreie Stadt bis

hin zum Bau von Wohnungen, Brücken und Straßen. Die Leser werden so auf neuartige Weise über Kommunalpolitik informiert und zum Handeln motiviert. Im Gegensatz zu vielen Wahlprogrammen wird der Kriterienkatalog der Leser nicht abgeheftet, sondern bleibt fünf Jahre lang als Leitfaden auf der Tagesordnung der Redaktion. Sie greift kontinuierlich die Themen auf. Und sie zieht am Ende Bilanz, ob und wie eine Stadtpolitik für die Bürger gelungen ist.

In einem weiteren Leserforum werden die Vorstellungen der Parteien und Kandidaten dem Check der Redaktion und der Leser unterzogen. Die Zeitung flankiert das über mehrere Wochen hinweg mit einer ausführlichen Berichterstattung. Zahlreiche Porträts, Erklärstücke und Hintergrundberichte lassen eine Topografie der Braunschweiger Kommunalpolitik entstehen. Sie wird sogar von Lehrern – angesichts des Wahlalters von 16 Jahren – im Unterricht eingesetzt.

Die Zeitung macht die Bürger fit für den Wahltag. Und die Redaktion spürt, dass das Thema Kommunalpolitik durchaus ein Quotenbringer beim Lesewert sein kann.

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Anwalt
- ▶ Demokratie
- ▶ Forum
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kommunalpolitik
- ▶ Service
- ▶ Wahlen
- ▶ Zukunft

### Kontakt:

Henning Noske, Lokalchef der Lokalredaktion Braunschweig, Telefon: 0531/30 00 332, E-Mail: henning.noske@bzv.de  
 Cornelia Steiner, stellvertretende Lokalchefin der Lokalredaktion Braunschweig, Telefon: 0531/39 00 340, E-Mail: cornelia.steiner@bzv.de

Freitag, 19. August 2016

# Braunschweig

## 20 Punkte für die Kommunalwahl

Beim Leserforum entsteht das Leser-Wahlprogramm: Diese Themen sind vielen Braunschweigern sehr wichtig.

Von Cornelia Steiner

**Braunschweig.** Demokratie und Zeitung leben vom Mitmachen – entsprechend lebendig war das Leserforum unserer Zeitung zur Kommunalwahl. Im Pressehaus ging es darum, es nicht beim Meckern zu belassen – und stattdessen handfeste Vorschläge für ein Leser-Wahlprogramm zu machen. Auch nach zwei Stunden Diskussion kamen noch Leser nach vorn ans Mikrofon, um ihre Meinung kundzutun. Sollten Bus und Bahn für Oberstufenschüler kostenfrei sein? Die meisten Jugendlichen fänden das toll, und in der Politik ist das Thema seit längerem im Gespräch. Ein Leser lehnte dies jedoch ab: „Höhere Zuschüsse sind sinnvoll, aber was völlig kostenlos ist, wird schnell als wertlos angesehen.“

Unterschiedliche Ansichten gab es auch zu der Forderung nach Tempo 30 auf der Ebertallee, um Lärm zu verringern und dem ruhigen Charakter des Prinzenparks gerecht zu werden. Die Kritik: Die Ebertallee als wichtige Einfallstraße werde von vielen Pendlern genutzt – Tempo 30 würde den Verkehrsfluss beeinträchtigen, so die Meinung. Es ging hin und her. Das Ergebnis ist das nebenstehende Leser-Wahlprogramm: eine Sammlung wichtiger Themen – ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Natürlich kann die Redaktion für die Umsetzung nicht garantieren, aber sie kann recherchieren und berichten. Es sind 20 Punkte, denen die Redakteure bis zur Wahl am 11. September und auch danach nachgehen. Zudem werden wir die zur Kommunalwahl antretenden Parteien mit diesem Programm der Leser konfrontieren – und zwar bei unserem nächsten Leserforum am Donnerstag, 1. September, 18.30 Uhr, BZV-Medienhaus.



Beim Leserforum diskutierten Gäste und Redaktion wichtige Anliegen der Bürger und wollen gemeinsam prüfen, was daraus wird. Die Redakteure Cornelia Steiner, Jörn Stachura und Katja Dartsch (vorn, von links) schreiben das 20-Punkte-Programm der Leser auf. Foto: Thomas Ammerpohl

### Kommunalwahl 2016

 <b>1</b> Schulen sanieren und mit schnellerem Internet ausstatten.	 <b>2</b> Ruhestörung und Vermüllung durch Pokémon-Spieler unterbinden.	 <b>3</b> Transparenz bei allen Kosten rund um die Flüchtlings-Unterbringung.	 <b>4</b> Grüne Welle für die Feuerwehrrauf auf dem Ring.	 <b>5</b> Noch mehr Gehör für Anliegen der Stadtbürger im Rat.
 <b>6</b> Bus und Bahn für alle Schüler kostenlos – oder sogar für alle Bürger.	 <b>7</b> Die Baumschutzsatzung in Braunschweig wieder einführen.	 <b>8</b> Keine Hauptverkehrsstraße für die neue Nordstadt.	 <b>9</b> Bessere Verkehrssituation rund um den Flughafen und Waggun.	 <b>10</b> Ein Bekenntnis der Politik gegen Bragida – und die Demos einschränken.
 <b>11</b> Autofreie Innenstadt für mehr Umweltschutz und Attraktivität.	 <b>12</b> 20 Prozent sozialer Wohnungsbau bei allen Neubauten.	 <b>13</b> Die Kindergarten-Gebühren schnell wieder abschaffen.	 <b>14</b> Mehr Verkehrskontrollen in den Tempo-30-Zonen.	 <b>15</b> Den Wallring noch konsequenter vor Eingriffen schützen.
 <b>16</b> Keine Erlaubnis mehr für Zirkusse mit Wildtieren.	 <b>17</b> Nachtflugverbot am Flughafen Braunschweig-Wolfsburg.	 <b>18</b> Mehr öffentliche Sportanlagen und Sportplätze in den Parks.	 <b>19</b> Neubau der Okerbrücke zwischen Leiferde und Stöckheim.	 <b>20</b> Mehr Ganztagschulen und Schulkindbetreuung.

**Reden Sie mit!**  
 Welche Themen müssen vor der Kommunalwahl noch diskutiert werden?  
 braunschweiger-zeitung.de



# Akribische Recherche lässt Spuk auffliegen

Der komplette Stadtrat eines Oberzentrums fällt auf die aberwitzige Idee eines halbseidenen Hochstaplers herein. Die Recherchen der Lokalzeitung durchleuchten den Spuk und beenden ihn schließlich. Sie wenden damit großen Schaden von der Stadt ab.

„Haben Sie schon von diesem Investor gehört?“ Mit dieser Frage fängt es an. Michael Ende, seit 25 Jahren Lokalredakteur bei der Celleschen Zeitung, bekommt sie aus dem Umfeld der Ratspolitik zu hören. Er wird neugierig, aber die Verantwortlichen im Celler Stadtrat wurden vom Oberbürgermeister zum Schweigen verdonnert – und halten tatsächlich dicht. So muss der Redakteur an viele Türen klopfen, führt viele vertrauliche Gespräche, sichtet interne, geheime und unmissverständliche Akten und E-Mail-Verkehr. Vier Wochen lang recherchiert er – neben dem normalen Tagesgeschäft – rings um das Thema und entdeckt eine ungeheuerliche Story: Da hatte wirklich ein dreister Hochstapler die gesamte Verwaltung und den Stadtrat von Celle mit hanebüchenen und haarsträubenden Behauptungen, die niemand wirklich jemals überprüft hatte, zum Narren gehalten.

Ein milliardenschwerer Investor will 700 Millionen Euro in der Stadt investieren, eine Fabrik bauen und 1.800 Arbeitsplätze schaffen. Angeblich. Denn die Recherchen ergeben, dass der Mann offensichtlich ein Hochstapler ist, der gar keine eigene Firma und im Internet keine Spuren hinterlassen hat; dass niemand die Geldgeber kennt; dass ein ähnlicher Millionen-Deal in einer anderen Stadt bereits geplatzt ist; dass die Geschäftsidee nach Expertenmeinung gar nicht funktionieren kann. Der Redakteur deckt all diese Ungeheimheiten auf. Der Stadtrat, der bereits in geheimer Sitzung für den Grundstücksverkauf votiert hat, erfährt aus der Zeitung, dass die Verwaltung schon jahrelang Verhandlungen mit dem Investor führt, aber keine Informationen über ihn und seine Geschäfte eingeholt hat. Nach der Veröffentlichung ist der Millionen-Deal binnen einer Woche vom Tisch.



Während im Rathaus Schweigen zu der Geschichte herrschte, bedankten sich die Leser. Dafür, dass die Lokalredaktion als Kontrollinstanz gegenüber grenzwertig handelnden Politikern funktioniert.

### Stichworte

- ▶ Hintergrund
- ▶ Kommunalpolitik
- ▶ Kontinuität
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wirtschaft

### Kontakt:

Michael Ende, Lokalredakteur, Telefon: 05141/990122, E-Mail: m.ende@cellesche-zeitung.de

# LOKALES

Samstag, 27. August 2016

www.cellesche-zeitung.de/lokales

9

## Der 800-Millionen-Euro-Deal

Mysteriöser Super-Investor will in Celle 1800 Arbeitsplätze aus dem Boden stampfen

CELLE. Es gibt Dinge, die sind so schön, um wahr zu sein. Dazu zählen wohl auch die Pläne von Peter Krämer. Der Mann aus Kropp in Schleswig-Holstein tritt in Celle als „Investor“ auf – und was für einer: Sage und schreibe 800 Millionen Euro wollte Krämer in Celle in ein Mega-Projekt stecken. Auf 140.000 Quadratmetern im Wietzenbrucher Landhüter-Gewerbegebiet Kolkwiesen wollte er eine Zerspanungs-Fabrik mit 1000 Mitarbeitern aus dem Boden stampfen. Ein Riesenbetrieb mit vielen Jobs, sprudelnde Gewerbesteuer: herrlich. Während Zweifler aus der Politik warnten, ließ sich die Verwaltungsspitze und auf ihr Betreiben auch der Rat auf das Wagnis mit dem Super-Investor ein. Das Resultat könnte ein Super-Flop werden.



Rauchende Schornsteine, blühende Industrie-Landschaften – etwas Ähnliches wie das Stahlwerk des Industriekonzerns ThyssenKrupp in Duisburg dürfte den Befürwortern des Celler Mega-Deals vorschweben.

Bisher wurde dieses wichtige Thema nur in nichtöffentlichen Sitzungen behandelt. Der Rat liegen Protokolle dazu vor. Sie belegen, wie Wunschdenken gepaart mit Naivität dazu führen kann, dass realistische Bedenken vom Tisch gewischt werden – getreu dem Motto: „Wird schon schiefliegen.“ Und dann? Dann geht es auch mal schief.

Am 7. Juni 2016 stellte die Verwaltung das Projekt zuerst im Ausschuss für Stadtentwicklung vor. Da keinerlei Referenzen über Krämer vorlagen, entwickelte sich eine „kontroverse Diskussion“, wie es im Protokoll heißt. Sowohl CDU als auch SPD wollten Näheres erfahren – besonders, was die Realisierungswahrscheinlichkeit und die Liquidität des Investors anging.

„SPIELGELD“ AUS DUNKLEN QUELLEN? Im nichtöffentlichen Teil der Ratssitzung vom 16. Juni wies Oberbürgermeister Dirk-Ulrich Mende (SPD) laut Protokoll darauf hin, „dass es sich um ein Vorhaben handele, bei dem man mutig sein müsse“ – auch wenn es „sicherlich ein gewisses Risiko“ gebe. Jetzt war „nur“ noch von 700 Millionen Euro die Rede. „Derzeit sei jedoch fraglich, woher das Geld komme.“ Es kursierten Gerüchte, denen zufolge der Investor „aus Kanada komme und in der Ölbranche“ tätig sei. Anderen Gerüchten zufolge sollte das Geld aus dunklen Quellen in Russland oder der Ukraine stammen. Irgendein Oligarch wolle hier sein „Spielgeld“ anlegen, hieß es.



Im Wietzenbrucher Gewerbegebiet Kolkwiesen ist noch Platz – sehr viel Platz.

auch in Rendsburg abgesehnet worden. Den Kaufpreis für das Grundstück wolle der Interessent zum 1. August des Jahres bezahlen, spätestens dann solle der Investor offengelegt werden. Der Oberbürgermeister bittet den Rat um Zustimmung zu dem geplanten Vorhaben.

Während laut Sitzungsprotokoll Jürgen Rentsch (SPD) sagte, „dass bei der sich bietenden Großchance dieses kleine Risiko ohne Weiteres zu vernachlässigen sei“, war Heiko Gevers (CDU) argwöhnisch: Er sagte, er könne das „geheime“ Rat laut Protokoll Agieren des Investors“ nicht nachvollziehen. Außerdem wies Gevers auf die dürftige Verkehrsanbindung der Kolkwiesen hin – und das bei einem Projekt, das eigentlich einen eigenen Hafen bräuchte. Mende sagte daraufhin, dass der „Anlieferverkehr über die A7 leistungsfähig“ sei und der Hafen am Mittellandkanal in Hannover „mit eingebunden“ werden solle. Außerdem solle das Werk einen Betriebskindergarten bekommen, freute sich der OR.

Wer ist dieser Peter Krämer, der von einem Wohnhaus aus mit Kropfer Blumenweg aus mit Millionen jongliert und in Rendsburg bereits erfolgreich tätig gewesen sein soll? Im Internet gibt es keine Infor-

mationen über ihn und seine Firma „bakarobac“. Nach CZ-Informationen sollen sich Verwaltungsmitarbeiter mit „Mister Unbekannt“ sogar auf Tankstellen getroffen haben, um den Mega-Deal einzufädeln. Mysteriöse Agenten-Methoden wie aus einem schlechten Film. Was steckt dahinter? Die CZ tut etwas, was die städtischen Entscheidungsträger offenbar nicht getan haben: Sie fragt einmal nach in Rendsburg nach.

ÄHNLICHER DEAL IN RENDSBURG FLOPPT Dort kann sich Klaus Brunkert, Aufsichtsratsvorsitzender der Rendsburg Port Authority, ein Grünes nicht verkneifen, als er Krämers Namen hört. „Ja“, sagt Brunkert, „der Herr Krämer war hier aktiv, sogar sehr aktiv.“ Krämer habe vorgegeben, den ganzen Osterröfeler Hafen am Nordostsee-Kanal kaufen zu wollen. Für 120 Millionen Euro. „Hinsichtlich der Zahlung hat er uns wieder und wieder verströbet. Und da er am 1. August kein Geld auf den Tisch legen konnte, ist das Thema Krämer für uns erledigt“, so Brunkert, der von Krämers Celler Plänen bereits gehört hat: „Er versuchte, Celle gegen uns auszuspielen, und sagte, wenn er hier nicht zum Zuge komme, werde er eben in Celle investieren.“ Der CDU-Politiker Brunkert wünscht den Celler mit diesem Investor: „Ich weiß, dass der Celler Oberbürgermeister unheimlich heiß auf das Geschäft ist, das er im Wahlkampf gerne als Erfolg

präsentieren würde – aber ich fürchte, daraus wird nichts.“

ZWEIFEL AN DER SERIOSITÄT Von einer Riesen-Investition wie dem 800-Millionen-Deal hätte man beim Verband der Metallindustriellen Niedersachsen etwas gehört. Völker Schmidt, Hauptgeschäftsführer von NiedersachsenMetall, schüttelt auf CZ-Anfrage den Kopf. „Herr Krämer ist in der Branche ein völlig Unbekannter. In Fachkreisen kann man über diese Celler Geschichte nur den Kopf schütteln.“ Die Seriosität von Krämer „müsse nachdrücklich angezweifelt“ werden, so Schmidt. Er wundert sich über die Celler: „Es sollte doch bekannt sein, dass Zerspanungstechnik kein High Tech ist und an sich nicht nach Deutschland passt.“ Außerdem müssten bei einem Werk der Celler Traum-Größe immense Mengen an Material angeliefert und abtransportiert werden: „Dafür braucht man einen Hafen – keine grüne Wiese an einer Landesstraße.“

Klaus Brunkert Als die CZ Krämer anruft, erklärt er auf Nachfrage, dass er in Celle nun sogar 1800 Jobs schaffen möchte: „Das ist alles schon abgeklärt.“ Woher er das viele Geld hat? „Darüber kann ich jetzt nicht reden – ich habe eine Verschwiegenheitsklausel unterschrieben“, sagt Krämer, während im Hintergrund Volksmusik aus dem Radio dudelt. Die private Atmosphäre ist kein Zufall: „Ich habe keine Firma im Moment“, sagt Krämer – aber das brauche er auch nicht: „Bloß, weil man nicht bekannt ist, ist man ja noch kein Spinner.“ Den Kaufvertrag über die Kolkwiesen wolle er mit der Stadt Celle Anfang September unterzeichnen, sagt Krämer: „Herr Mende würde da ja nicht mitmachen, wenn er mir nicht glauben würde.“ Michael Ende

### KONTAKT

Fragen, Anregungen, Kritik? Als Mitarbeiter der Lokal-Redaktion freut sich Michael Ende am Montag über Rückmeldungen unter ☎ (05141) 990-122.

### MEINUNG

#### Klingelt's?

Ein Investor, der mit Hunderten von Millionen herumhandelt, aber nicht einmal eine Firma hat und von einem Wohnhaus in Kropp aus agiert. Eine Geschäftsidee, die in Celle nach Einschätzung von Experten gar nicht funktionieren kann. Ominöse Geldgeber, die niemand kennt und die geheim bleiben sollen. Ein geplatzter Millionen-Deal in Rendsburg. Warnungen vor einem Hochstapler, der Luftschlösser baut. Was brauchen Celles Entscheidungsträger eigentlich noch, bis bei ihnen sämtliche Alarmglocken klingeln?

Der Umstand, dass sich Celles Politiker – und ihr oberster Wirtschaftsförderer vorneweg – an den zugegebenmaßen geradezu monströsen Strohhalm einer Investitions-Fata-Morgana klammern, lässt nichts Gutes ahnen: Gibt es denn nichts zu entwickeln, was Hand und Fuß hat? Muss es denn so eine Riesen-Nummer sein? Ginge Wirtschaftsförderung nicht auch ein bisschen kleiner, aber dafür mit Bodenhaftung, Professionalität und Blick fürs Machbare? Sicher, sicher: Natürlich besteht die Chance, dass das 700-Millionen-Ding tatsächlich gebaut wird. Die Hoffnung stirbt halt meist zuletzt.



Michael Ende

### POLIZEI-BERICHT

#### Waldboden in Brand gesetzt

ALTENCHELLE. 200 Quadratmeter brennenden Waldboden hat die Feuerwehr Altencelle am Donnerstag gelöscht. Das Feuer war in der Nähe des Bleckenwegs ausgebrochen. Die Beamten gehen davon aus, dass der Brand nicht durch Selbstentzündung entstanden ist. Hinweise an die Polizei unter Telefon (05141) 277215.

#### Sittenstrolch in Triftnanlagen

NEUENHÄUSEN. Ein Exhilarationist hat sich am Donnerstag gegen 17 Uhr in den Triftnanlagen entblödet. Der Sittenstrolch war etwa 30 Jahre alt und 1,70 Meter groß, trug kurze schwarze Haare, ein orangefarbenes T-Shirt und eine blaue Hose. Hinweise unter Telefon (05141) 277215.

### DIE CZ BEI FACEBOOK

#### Aktuelle Infos direkt aufs Handy

Unter www.facebook.com/CellescheZeitung verbreiten wir täglich Neuigkeiten aus Stadt und Landkreis Celle, posten große Bildergalerien, verlosen Preise und geben Hinweise auf Beiträge unserer Homepage www.cellesche-zeitung.de – fast 38.000 Nutzern gefällt dies bereits. In dieser Woche wurde vor allem über die Verkehrsprobleme nach der Fertigstellung des Celler Neumarkt-Kreises heiß diskutiert. Unsere Facebook-News gibt es als „CZConnect“ übrigens auch als Handy-App: für Android, iOS und Windows Phone – gratis und auch für alle, die kein Facebook nutzen.

# Die Geschichte der Flüchtlinge beginnt erst

Hamburger Abendblatt

**Was macht eine so plötzliche, zahlenmäßig große Migration mit einer Stadt wie Hamburg? Dieser Frage geht das Hamburger Abendblatt nach. Die Zeitung untersucht die Herausforderungen der Flüchtlingskrise und nimmt eine Bestandsaufnahme für alle Gesellschaftsbereiche vor.**

Über die Flüchtlinge ist viel gesprochen worden. Über ihre Unterbringung. Über ihre Religion. Vor allem über ihre schiere Zahl. Binnen zwölf Monaten kamen mehr als 800.000 Flüchtlinge nach Deutschland, davon über 45.000 nach Hamburg.

Aber wer ist da eigentlich zu uns gekommen? Welche Talente und Traumata bringen diese Menschen mit? Wer kann dafür sorgen, dass Integration gelingt? Angetrieben von solchen Fragen, beginnt die Redaktion ein Rechercheprojekt, das über vier Monate geht. Fazit: Die Geschichte der Flüchtlinge beginnt erst jetzt.

Die Ergebnisse der Recherche münden in eine Serie, die genau das erzählt, was der Titel verspricht: „Wie die Flüchtlinge Hamburg verändern“. Die Redaktion nimmt alle Bereiche unter

die Lupe: Demografie, Schule, Universitäten, Arbeitsmarkt, Gesundheitswesen, Sicherheit, Stadtentwicklung. Sie zeigt, was sich durch die Neuankommlinge wandelt, wandeln muss. Sie bringt neue Fakten in eine hochemotionale Debatte, erfreuliche wie ernüchternde.

Vor allem zeigt sie nicht nur die Zahlen, sondern auch die Menschen dahinter. Es sind die Flüchtlinge selbst, die mit der neuen Situation kämpfen, die lernen und studieren oder ins Abseits abgleiten. Ebenso Menschen, die als Lehrer, Arbeitsvermittler, Therapeuten oder Unterkunftsmanager für die Flüchtlinge und mit ihnen arbeiten. Um die Gesichter der Integration sichtbar zu machen, hat die Redaktion die Serie mit Texten, Videos und Grafiken auch multimedial aufbereitet.

Zwei Erkenntnisse der Redaktion aus dem Rechercheprojekt: Es ist wichtig, auch beim so oft diskutierten Thema Flüchtlinge noch die Bereitschaft für neue Perspektiven zu bewahren. Und: Die Menschen, die hierher kamen, halten uns einen Spiegel vor – der Blick hinein lohnt sich.

## Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Ausländer
- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Hintergrund
- ▶ Integration
- ▶ Kommunalpolitik
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Zukunft

## Kontakt:

Christoph Heinemann, Redakteur, Telefon: 0160/886 445, E-Mail: christoph.heinemann@abendblatt.de

Hamburger Abendblatt

Sonnabend/Sonntag, 24./25. September 2016

mehr **hamburg** <sup>38</sup>/<sub>2016</sub>  
Das Magazin zum Wochenende

**Zu Tisch** Hamburgs 100 beste Restaurants – heute: das Jellyfish **Roter Faden** Antje Holst, gute Seele für Kinder im Kongo **Garten** Wenn die Frau beim Pflanzenkauf die Preisbremse tritt

**Gestern & Heute** Vor 20 Jahren fiel das Todesurteil für Altenwerder **Junior** Schwimmen für einen sehr guten Zweck **Von Mensch zu Mensch** Neue Beraterin für bedürftige Senioren



# Recherche und Offenheit als Mittel gegen Polemik

Die „Kölner Silvesternacht“ ist zur Chiffre geworden für einen Stimmungswandel in der „Flüchtlingskrise“. Die Redaktionen von Stadt-Anzeiger und Express sitzen mittendrin – auch als Ziel polemischer Vorwürfe. Sie reagieren, indem sie akribisch recherchieren und professionell berichten.

Nach den Exzessen sexualisierter Gewalt in der Umgebung des Kölner Doms werden auch die Medien schnell mit Anschuldigungen konfrontiert. Sie würden nicht offen und wahrheitsgemäß berichten, Tatsachen unter den Teppich kehren oder beschönigen. Die Redaktion des Kölner Stadt-Anzeigers – und ebenso die des Express – setzen mit Professionalität und größtmöglicher Offenheit dagegen. Sie recherchieren die Hintergründe akribisch und investigativ, berichten umfassend und kommentieren kritisch. Sie setzen mit ihrer Arbeit Maßstäbe. So ist die Berichterstattung der Zeitungen unter anderem eine ständige Referenzgröße im parlamentarischen Untersuchungsausschuss des Düsseldorfer Landtags.

Mit exklusiven Recherchen treiben die Journalisten von Anfang an die Aufklärung der Ereignisse voran. Sie berichten detailreich über die Abläufe und das Ausmaß der Exzesse und widerle-

gen damit die offiziellen Darstellungen der Polizei über eine „friedliche Silvesternacht“. Sie zitieren aus Einsatzberichten, sprechen mit Polizisten und decken Vertuschungsversuche von Politik und Verwaltung auf. Sie reden mit Opfern der sexualisierten Gewalt und belegen, wie schwerwiegend die Übergriffe waren und wie schwierig die juristische Aufarbeitung ist. Sie informieren über die Tatverdächtigen und ihre Herkunftsländer, auch hier oftmals im Widerspruch zu Verlautbarungen der Polizei und der Politik. Sie fordern sofort eine schonungslose Aufklärung und personelle Konsequenzen. Und sie verschaffen den Leserinnen und Lesern einen Überblick in der hitzigen und oft verwirrenden Informationssituation. Immer wieder wird die Fülle investigativer Einzelrecherchen zu einem Gesamtbild zusammengesetzt und der lange Atem der Redaktion dokumentiert.

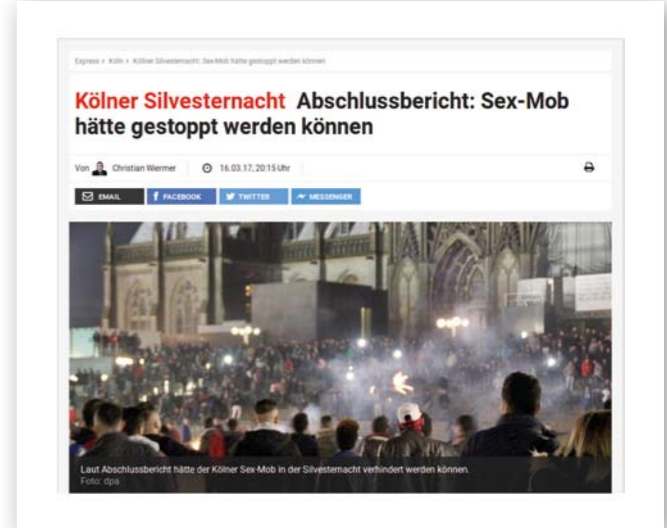
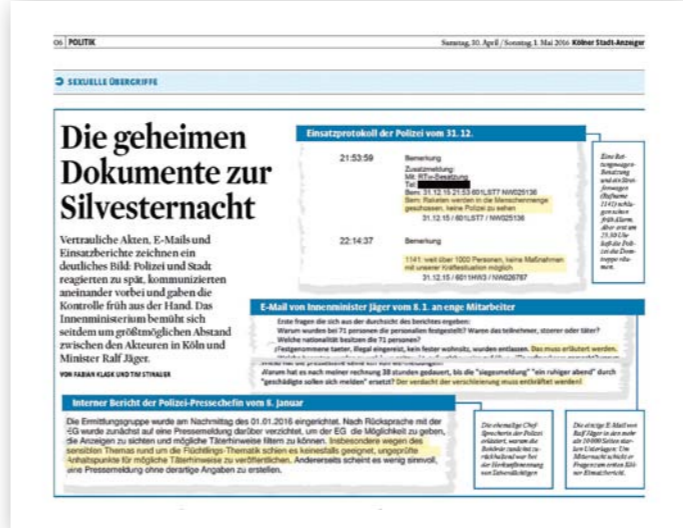


Die Redaktion hat damit nicht nur vorbildliche Aufklärungsarbeit geleistet. Sie hat überdies die „Kölner Botschaft“ initiiert, die der aufgeheizten Debatte eine Stimme der Vernunft entgegengesetzt. (siehe eigener Beitrag im Preisträger-Kapitel)

**Stichworte**

- ▶ Ausländer
- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Gewalt
- ▶ Kommunalpolitik
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Recherche/Investigation

**Kontakt:**  
Joachim Frank, Chefkorrespondent des Kölner Stadt-Anzeiger, Telefon: 0221/224 2532, E-Mail: joachim.frank@dumont.de



# Zwischen Information und Zurückhaltung

Mit dem Anschlag eines 17-jährigen Flüchtlings in einer Regionalbahn bei Würzburg erreicht der islamistische Terror Deutschland. Die Main-Post-Redaktion bündelt ihre Kräfte und schafft die Gratwanderung zwischen umfassender Information und zurückhaltender Berichterstattung.

Das Attentat am Abend des 18. Juli 2016 ist für die Main-Post-Redaktion ein Schock. Das Redaktionsgebäude steht nur gut einen Kilometer von der Stelle, an der der Regionalzug zum Stehen kam. Noch in der Tatnacht sind mehrere Reporter am Tatort und am Lagezentrum der Hilfsorganisationen und berichteten bis in die Morgenstunden, teilweise live via Facebook auf der Main-Post-Seite.

In den Folgetagen werden in der Tageszeitung und online viele Facetten der schrecklichen Tat aufgearbeitet, Hintergründe sowie mögliche Folgen beleuchtet, Kommentare geschrieben und neue Details recherchiert. Die Seitenstruktur der Zeitung wird aufgehoben, damit lange Themenstrecken Platz haben. Auch Arbeitsprozesse in der Redaktion werden geändert, Kollegen der Lokalredaktionen in Würzburg und Ochsenfurt mit ins Boot genommen. Insgesamt arbeitet ein Dutzend Kolleginnen und Kollegen intensiv an dem Thema.

In der Ausnahmesituation, in der sich die Redaktion befindet, hat sich bewährt, dass alle Kollegen an cross-mediales Arbeiten und digitales Produzieren gewöhnt sind. Ab dem 19. Juli schaltet die Redaktion einen Scribble-Live-Kanal frei, in dem umfassend und aktuell sowie über mehrere Tage fortlaufend über das Attentat und die Folgen berichtet wird. Mit Facebook-Live-Videos übertragen die Kollegen in der Nacht erste Einschätzungen aus dem Lagezentrum und die Pressekonferenz am Tatort.

Die Redaktion reagiert nicht nur schnell, sie beweist auch langen Atem. Sie baut Kontakt zu der chinesischen Familie auf, deren Mitglieder bei dem Attentat schwer verletzt wurden, und gibt den Opfern eine Stimme. In einem Rückblick am Jahresende spricht die Redaktion mit den behandelnden Ärzten des Würzburger Klinikums und mit den Verantwortlichen aus dem Dorf, in dem der Attentäter zuletzt untergebracht war.



Die Resonanz der Leserschaft bestätigt die Arbeit der Redaktion. Man habe, so die Main-Post, viel Lob für die zurückhaltende, nicht reißerische und nicht spekulative Art der Berichterstattung erhalten.

### Stichworte

- ▶ Ausländer
- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Gewalt
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Recherche/ Investigation

### Kontakt:

Achim Muth, Leiter Regionalredaktion, Telefon: 0931/6001 361, E-Mail: achim.muth@mainpost.de



Die Mittelschule Gaukönigshofen hat Übergangsklassen für geflüchtete Kinder und Jugendliche. Auch Riaz Khan Ahmadzai war dort im Unterricht. FOTO: THOMAS OBERMEIER



Idylle im Ochsenfurter Gau: In Gaukönigshofen war Riaz Khan Ahmadzai, der Attentäter von Würzburg, zuletzt bei einer Pflegefamilie untergebracht. FOTO: THOMAS FRITZ



Ein Polizeiauto passiert das Kolpinghaus in Ochsenfurt. Hier hat der Amokläufer gewohnt, bevor er vor kurzem nach Gaukönigshofen gezogen ist. FOTO: KARL-JOSEF HILDENBRAND, DPA

# Das geschockte Dorf

Reaktionen: In Gaukönigshofen, wo der Attentäter seit zwei Wochen in einer Pflegefamilie gelebt hatte, ist nichts mehr, wie es war. Die Schule wird von Polizisten bewacht. Die Bewohner sind fassungslos und fragen: Wer war dieser Riaz Khan Ahmadzai?

Von unserem Redaktionsmitglied THOMAS FRITZ und BENJAMIN STAHL

Am Sonntag saß er noch mit seiner Pflegefamilie beim Pfarrfest in Gaukönigshofen (Lkr. Würzburg). Entspannt und friedlich. Zwölf Stunden später fährt Riaz Khan Ahmadzai auf dem Gaubahnweg mit dem Fahrrad zum Ochsenfurter Bahnhof, steigt in den Regionalzug nach Würzburg, packt kurz danach auf der Toilette Axt und Messer aus, geht auf Reisende los, richtet ein Blutbad an. Aus hellem Himmel ist bei dem bisher unauffälligen Jungen eine Sicherung durchgebrannt. Er wird zum Attentäter – und das beschauliche Gaukönigshofen, wo er die letzten zwei Wochen bei einer Pflegefamilie lebte, rückt plötzlich in den Mittelpunkt der Welt.

Dienstagfrüh in Gaukönigshofen. Die Straßen sind leer. Kein Mensch weit und breit. „Das ist hier immer so“, sagen die beiden Bäckerverkäuferinnen. Das Attentat des Jungen ist Tagesthema im Laden. Viele aus dem Ort sind fassungslos. Bedrückt. Geschockt. Auch, wenn hier jeder jeden kennt, über den afghanischen Jungen wissen die beiden Frauen nichts. Er wohnte ja auch erst seit kurzem in Gaukönigshofen. Ein paar Hundert Meter weiter wohnt die Pflegefamilie. Polizisten schirmen sie ab. Ebenso die Kinder der Mittelschule. Zwei bewaffnete Kriminalbeamte stehen vor dem Pausenhof, auf dem die Schüler fröhlich toben. Fernsehteams versuchen, an sie ranzukommen. Schulleiter Michael Hümmeler schickt sie weg. Schützend stellt er sich vor seine Schüler, die plötzlich auch im Mittelpunkt des Geschehens stehen. Auch an ihn wenden sich die Journalisten. Er weist sie ab.

Seit Montag haben wir ein Kriseninterventionsteam in der Schule.“ Schulleiter Michael Hümmeler, Gaukönigshofen

Polizei zieht wieder ab. Erst zum Unterrichtende stehen die Beamten wieder vor der Schule. Normalität ist das noch nicht. In einem schattigen Innenhof sitzen drei junge Frauen aus Gaukönigshofen. Auch sie sprechen über die Vorfälle, wollen ihren Namen aber nicht nennen. Wie die Pflegefamilie des afghanischen Jungen haben auch sie sich im örtlichen Hellerkreis engagiert. Für sechs Monate lebten in einer Notunterkunft etwa 60 Flüchtlinge im Ort. Die Frauen haben Essen ausgeteilt, die Flüchtlinge mit Kleidern versorgt, sind mit einigen der Männer spazieren gegangen, haben sich ange-

freundet. „Gaukönigshofen ist am Arsch der Welt. Plötzlich sind wir der Mittelpunkt“, sagt eine von ihnen. Natürlich haben sie nicht damit gerechnet, dass ausgerechnet einer aus ihrem Ort, in dem sich fast 80 freiwillige um Flüchtlinge gekümmert haben, zu solch einer Tat in der Lage war. Aber ja, sie würden wieder helfen. Sie stünden wieder bereit, wenn sie gebraucht würden, sagen sie. Aber nicht mehr so unbeschwert wie vorher. „Ich hätte dann schon Angst“, sagt eine der Frauen. Riaz, den Jungen aus Afghanistan, kennen sie nur flüchtig. Eine der Frauen hat ihn am Sonntagabend, kurz nach acht noch mit seinem Fahrrad in Gaukönigshofen gesehen. Der Frau stockt der Atem. „Heute weiß ich, dass ich da eine tickende Zeitbombe gesehen habe. Bei dem Gedanken läuft es mir eiskalt über den Rücken.“ Die Frau kennt die Pflegefamilie gut. Spontan hat sie sie am Dienstag in den Arm genommen, ihr Mitgefühl ausgedrückt. „Die haben es gut gemeint. Damit hat ja niemand rechnen können.“

Bernhard Rhein ist Bürgermeister des kleinen Ortes. 1123 Menschen leben in Gaukönigshofen, weitere 1400 in den Ortsteilen. „Das ist eine Tragödie“, sagt er. Sein Mitgefühl gilt den Opfern. Aber auch Riaz tue ihm leid. Bei der Pflegefamilie des Jungen war er noch nicht. An diesem Donnerstag will er sie besuchen. Mittwochnachmittag wollte die Familie den Jungen im Rathaus anmelden, erzählt der Bürgermeister. Er hofft nun, dass durch den Vorfall die Integrationsbemühungen im Ort nicht nachlassen. Viele aus dem Hellerkreis hätten noch Kontakt zu den Flüchtlingen, die vorübergehend in der Notunterkunft lebten. Sie helfen bei der Wohnungssuche, vermitteln Arbeitsplätze, helfen bei Sprachproblemen. Bernhard Rhein sorgt sich auch um den Ruf der Mittelschule. Hier werde eine hervorragende Integrationsarbeit geleistet. „Hoffentlich kommt das dadurch nicht ins Stocken.“

Auch Paul Lehrieder denkt so. Der CSU-Bundestagsabgeordnete wohnt in Gaukönigshofen, war lange Zeit hier Bürgermeister. Riaz Khan Ahmadzai hat den postiven Ansätzen der Integration einen Bärendienst erwiesen“, sagt er. Nach Informationen der Redaktion haben bereits Familien, die Pflege-

kinder aufgenommen haben, diese wieder in die Obhut des Jugendamtes gegeben. Aus Angst, sie könnten ein ähnliches Schicksal erleiden, wie die Familie in Gaukönigshofen.

Unterdessen kamen Zweifel an der Herkunft von Riaz Khan Ahmadzai auf. Am Dienstagabend wurden Vermutungen laut, wonach der Attentäter nicht aus Afghanistan, sondern aus Pakistan stammen könnte. Auch am Mittwoch klärten die Ermittler diese Spekulation auf Nachfrage der Redaktion noch nicht auf.

Unter Berufung auf Sicherheitskreise hatten Medien berichtet, man habe ein pakistanisches Dokument im Zimmer des 17-Jährigen gefunden. So könnte er sich nur als Afghane ausgegeben haben, um in Deutschland leichter Asyl zu bekommen – keine seltene Praxis, wie es aus dem pakistanischen Innenministerium heißt. Im Gegensatz zu Afghanen würden Pakistaner in der Regel als Wirtschaftsflüchtlinge angesehen und schnell wieder zurückgeschickt. Rund 90 000 allein im Jahr 2014.

Allerdings gibt es auch eine andere mögliche Erklärung für die Papiere: Viele Afghanen besitzen pakistanische Dokumente, zum Beispiel weil sie eine Weile in Pakistan gelebt haben. Der junge Attentäter könnte sich dort als Flüchtling aufgehalten haben. Viele Millionen Afghanen sind in den vergangenen Jahrzehnten vor Krieg nach Pakistan geflohen. Derzeit leben immer noch rund 1,5 Millionen registrierte und geschätzt eine Million unregistrierte Afghanen dort. Im Frühjahr stammten bis zu 20 Prozent der afghanischen Flüchtlinge in Europa aus den Flüchtlingslagern im Iran oder in Pakistan.

Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) sah am Mittwoch keinen Anlass, an der afghanischen Nationalität des Attentäters zu zweifeln. Gegen die Annahme, dass es sich um einen Pakistaner handle, spreche der Hinweis auf das mitschlagweise auslösende Motiv für den Anschlag: der Tod eines Freundes in Afghanistan. Ferner liege ein An-

trag auf Zusammenführung der Familie vor – dieser beziehe sich auf Afghanistan. Nicht auf Pakistan.

Zudem spricht der Attentäter in dem vom sogenannten Islamischen Staat veröffentlichten Drohvideo eine der beiden Haupt-Landesprachen Afghanistans, Paschtu. Diese Sprache wird zwar auch in Pakistan gesprochen, vor allem in den Grenzgebieten zu Afghanistan. Akzent und Vokabular von Riaz Khan Ahmadzai scheinen aber eher auf eine afghanische Herkunft zu deuten, hieß es. Für einen Nicht-Muttersprachler, etwa in einer Flüchtlingsregistrierungsstelle, sei es allerdings unmöglich, das zweifelsfrei zu unterscheiden, erklärt Orientalist Matthias Hofmann im Gespräch mit der Redaktion. Als Reservoffizier der Bundeswehr war Hofmann unter anderem als landeskundlicher Berater in Afghanistan eingesetzt.

„Das ist eine Tragödie.“ Bürgermeister Bernhard Rhein, Gaukönigshofen

Was die Radikalisierung oder eine mögliche Nähe zum islamischen Staat angeht, mache es „keinen Unterschied, ob der Attentäter aus Pakistan oder Afghanistan“ stamme, so Hofmann weiter. Zwar versuche der IS in beiden Ländern Fuß zu fassen und Anhänger zu gewinnen. Echten Einfluss auf die Bevölkerung habe der IS dort aber noch nicht. Die schreckliche Tat hat den Terror nach Mainfranken getragen. Die Idylle ist zerstört, und auch viele Flüchtlinge können die Tat nicht verstehen. Am Mittwoch trafen sich in der Würzburger Innenstadt rund 25 syrische Flüchtlinge zu einer Kundgebung, um sich vom dem Angriff des 17-jährigen Riaz in einem Regionalzug zu distanzieren. Die Demonstration stehe unter dem Motto „Nicht in meinem Namen“, sagten Sprecher von Veranstalter und Polizei. Die Polizei bestätigte, dass eine Demonstration ordnungsgemäß angemeldet worden sei. Die Flüchtlinge aus Ochsenfurt und Würzburg hätten die Demonstration selbst und auf eigene Initiative organisiert, sagte eine Sprecherin des Ochsenfurter Hellerkreises.

# Die heikle Frage nach dem Parteibuch

**Wie wichtig ist es in einer seit Jahrzehnten von der SPD regierten Stadt wie Dortmund, dass Führungskräfte das „richtige“ Parteibuch haben? Die Redakteurin geht dieser Frage nach. Sie erntet peinliches Schweigen – und antwortet darauf mit intensiver Recherche.**

Eine der wichtigsten Aufgaben des Lokaljournalismus ist es, die Arbeit der Stadtoberen und Politiker kritisch zu beleuchten und so den Leserinnen und Lesern die Möglichkeit zu bieten, sich eine Meinung zu bilden. Dies tut Lokalredakteurin Gaby Kolle, indem sie eine scheinbar einfache Frage stellt: „Sind Sie Mitglied einer politischen Partei? Wenn ja, welcher und seit wann?“ 17 Führungskräfte städtischer Gesellschaften bittet die Redakteurin um Auskunft.

Die Frage rührt offenbar an ein Tabu. Die Mehrheit verweigert die Auskunft, andere antworten nur zögerlich, einer lässt rechtlich prüfen, ob er antworten muss, und rät seinen Kollegen, erst einmal nicht zu reagieren.

Kolle berichtet detailliert über das Ergebnis der Umfrage. Doch sie belässt es nicht dabei. Gründlich und umfangreich recherchiert sie die Hintergründe zu den Führungskräften und den städtischen Unternehmen. Und da die Antworten der Befragten oft ausbleiben, liefert sie stattdessen Zahlen über Umsätze und Bilanzen der Gesellschaften, beschreibt im Realitätscheck objektiv die fachlichen Qualifikationen der Chefs und macht die unterschiedlichen Reaktionen der Befragten öffentlich. Zusätzlich kommentiert sie das peinliche Schweigen und nimmt Stellung zu Filzvorwürfen.

**Ruhr Nachrichten**  
Das Beste am Guten Morgen

Die Artikel lösen einen Dialog mit Lesern, Politikern und den befragten Führungskräften aus. Während der Dortmunder Oberbürgermeister die Geschichte für überflüssig und tendenziös hält, bedanken sich die Leser in Briefen und Gesprächen für die faire, ausgewogene und kritische Berichterstattung.

### Stichworte

- Kommunalpolitik
- Layout
- Recherche / Investigation
- Wächteramt
- Wirtschaft

### Kontakt:

Hermann Beckfeld, Chefredakteur, Telefon: 0231/9059 4000, E-Mail: hermann.beckfeld@mdhl.de

## Schweigen auf die Frage nach Parteibuch

Bei städtischen Unternehmenskernern

Die einen nennen es Parteifilz, die anderen eine logische Folge der Kommunalwirtschaft: Auf den Teppichetagen von städtischen Unternehmen sitzen viele Vorstände und Geschäftsführer mit Parteibuch, meist dem der SPD. Doch wer in diesen Chefesseln Platz nimmt, sollte vor allem die fachliche Eignung dazu haben. Soweit die Theorie. Wir haben einen Realitätscheck gemacht.

Es überrascht nicht, dass die meisten Unternehmensspitzen im Stadtkonzern eine rote Kladde mit den drei Buchstaben SPD ihr Eigen nennen. Ein Parteibuch – bei der CDU heißt es eine Mitgliedskarte – heißt nicht gleich Qualitätskiller. Doch die Betroffenen selbst haben sich bei der Recherche zu großen Teilen mit Auskünften zu ihrer Parteizugehörigkeit bedeckt gehalten, haben wiederholte Anfragen unkommentiert ignoriert oder erklärt, bei ihnen sei das anders gewesen. Allein die Anfrage hat schon im Vorfeld der Berichterstattung zu Diskussionen unter Betroffenen geführt. Sogar eine rechtliche Prüfung wurde in Auftrag gegeben, ob man überhaupt zur Auskunft verpflichtet sei.

**31 Unternehmen**  
Ob Bus und Bahn, Müllabfuhr, Energie- und Wasserversorgung, Kliniken oder Seniorenheime – Daseinsvorsorge bei der Stadt Dortmund läuft heute vielfach nicht mehr über die klassischen Ämter, sondern über städtische Gesellschaften wie DSW21, DEW21 und EDG sowie wirtschaftlich und organisatorisch selbstständige Eigenbetriebe. Die Stadt Dortmund ist an 31 Unternehmen direkt beteiligt, die Untertöchter der Stadttöchter nicht mitgerechnet. Damit hat die Stadt einige lukrative Vorstands- und Geschäftsführerposten zu vergeben. Vor rund acht Jahren gab es bei der Stadt eine zwischenzeitliche Umkehr vom Automatismus „Parteibuch gleich Posten“. Es wurden für die Entsorgung Dortmund (EDG), den Flughafen, den heimischen Energieversorger DEW21, die Westfalenhallen und das Klinikum fachlich ausgewiesene Branchenprofis verpflichtet. Doch gleichzeitig ließ man die meisten Unternehmensspitzen im Stadtkonzern eine rote Kladde mit den drei Buchstaben SPD ihr Eigen nennen. Ein Parteibuch – bei der CDU ist es eine Mitgliedskarte – heißt nicht gleich Qualitätskiller. Doch die Betroffenen selbst haben sich bei der Recherche zu großen Teilen mit Auskünften zu ihrer Parteizugehörigkeit bedeckt gehalten, haben wiederholte Anfragen unkommentiert ignoriert oder erklärt, bei ihnen sei das anders gewesen. Allein die Anfrage hat schon im Vorfeld der Berichterstattung zu Diskussionen unter Betroffenen geführt. Sogar eine rechtliche Prüfung wurde in Auftrag gegeben, ob man überhaupt zur Auskunft verpflichtet sei.

**Fachliche Qualifikation**  
Wer in einem stadteigenen Unternehmen keine ausreichende politische Lobby hat, droht zu scheitern. Ein aktueller Fall ist der von DEW-Chef Dr. Frank Brinkmann. Sein Vertrag soll über 2017 hinaus nicht verlängert werden. Als diese Nachricht bei der DEW-Belegschaftsverammlung verkündet wurde, erklärte der Betriebsratsvorsitzende Dirk Wittmann, man werde bei der Findungskommission für Brinkmanns Nachfolge darauf drängen, dass die fachliche Qualifikation im Vordergrund steht und nicht das Parteibuch.“ Gaby.Kolle @ruhrnachrichten.de

**Das Verfahren**  
Die Geschäftsführung wird in der Regel von der Gesellschafterversammlung bestellt und abberufen. Allerdings sollen solche Entscheidungen vorab im Rat beziehungsweise im Finanzausschuss beraten und bestätigt werden.

## Eine heikle Frage

Viele aus den Führungsriege im Konzern Stadt Dortmund äußern sich nicht zur Parteizugehörigkeit

Es waren ganz einfache Fragen: Sind Sie Mitglied einer Partei? Wenn ja, welcher und seit wann? Doch die Antwort ist für viele Vorstände und Geschäftsführer der städtischen Gesellschaften offenbar ein Problem. Weil heikel. Auf die Anfrage unserer Zeitung jedenfalls schickte Guntram Pehlike, Stadtwerke-Vorstandschef, sofort eine E-Mail an seine Kollegen los mit der Empfehlung, nicht gleich zu antworten. Er wolle erst einmal rechtlich prüfen lassen, ob man überhaupt Auskunft geben müsse.

Muss man nicht. Auch nicht, wenn man in einem Unternehmen der öffentlichen Hand beschäftigt ist. Das sei ein Sachverhalt ohne Unternehmensbezug und damit privat, ließen die Anwälte den DSW21-Verstand wissen, dass der Eintritt in die SPD gern gesehen würde. Was viele getan haben.

**Umdenken vor acht Jahren**  
Doch vor rund acht Jahren setzte ein Umdenken ein. Es gab den Versuch, den Belegschaften nach Parteibuch wegzukommen. Beispiele waren EDG-Chef Klaus Niemann, der ehemalige Flughafen-Chef Markus Bunk, DEW-Hauptgeschäftsführer Dr. Frank Brinkmann, Sabine Loos als Chefin der Westfalenhallen und Roland Mintrop, Vorsitzender der Geschäftsführung

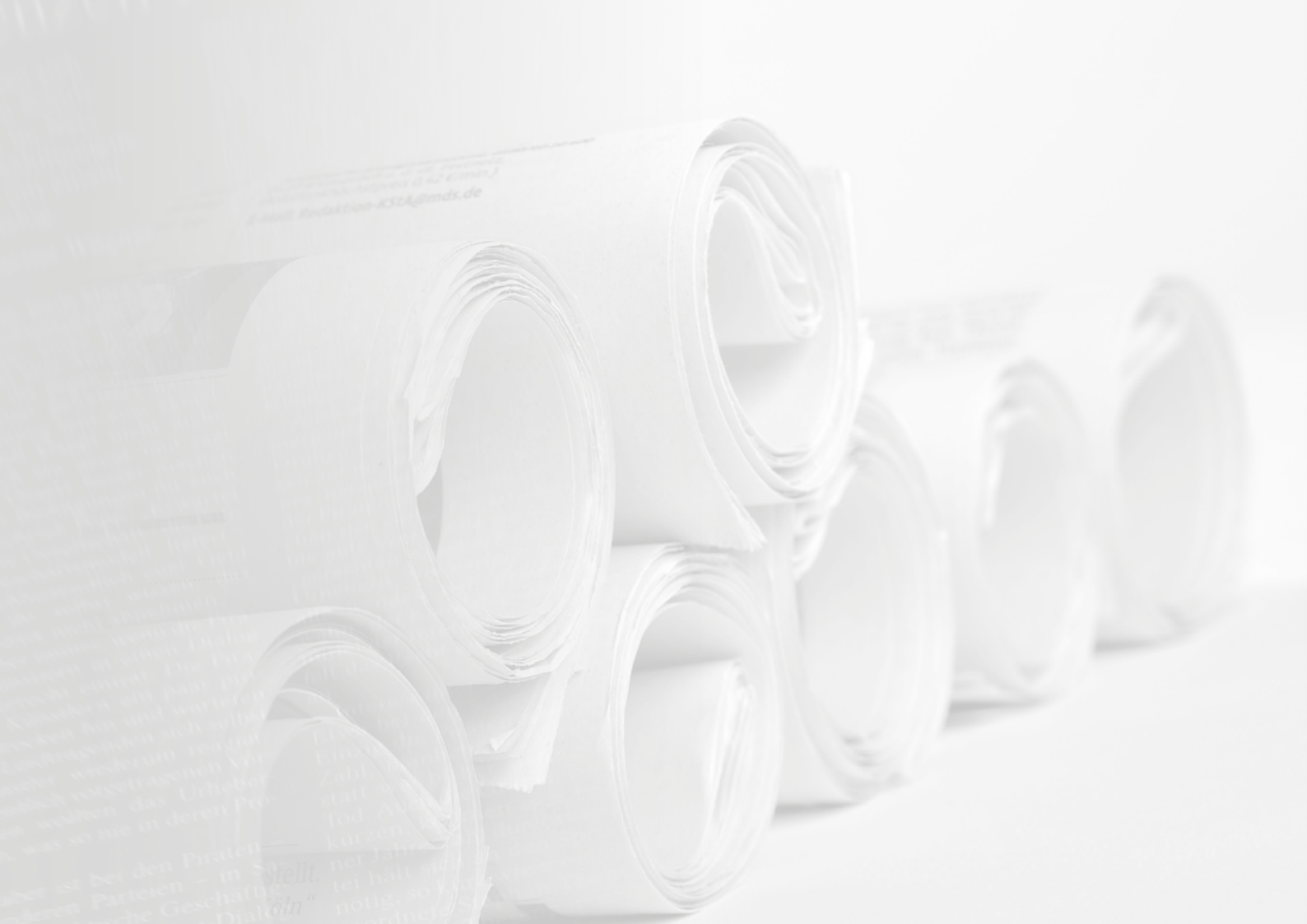
des Klinikums. Alles ausgewiesene Fachleute und Branchenprofis. Allerdings erhielten fast alle spätestens nach ihrer Einstellung den mehr oder weniger deutlichen Hinweis von Genossen in Partei und Fraktion, den nicht vorhandenen politischen Lebenslauf doch bitte nachzuholen. Niemann und Brinkmann haben das getan. Martin Kaiser, Geschäftsführer der städtischen Seniorenheime, ist laut Genossen ebenfalls im Nachhinein eingetreten. Auch Sabine Loos wurde aufgefordert. „Ernst, muss ich in die SPD“, soll sie Prünze gefragt haben. Sie müsse nicht... habe er geantwortet. Ob sie's getan hat? Sie schweigt dazu. Trotz mehrfacher Anfragen aus. Chef Brinkmann ist inzwischen wieder ausgetreten. Politik, Verwaltung und Gesellschafter sind nicht mit allen Spitzen in den städtischen Gesellschaften glücklich, denen der politische Stallgeruch fehlt. Diese Branchenprofis wollen ihre Unternehmen managen. Politische Herausforderungen wie das Beschaffen von Mehrheiten für zuweilen unpopuläre Entscheidungen sind ihre Sache nicht. Das sorgt in einer Kommunalwirtschaft für Konflikte. Flughafenchef Markus Bunk ist gegangen, am Stuhl von EDG-Hauptgeschäftsführer

Klaus Niemann wurde zwischenzeitlich heftig gesägt. Und DEW-Boss Frank Brinkmann wird spätestens 2018 gehen müssen. Sein Vertrag wird nicht verlängert. Vetterwirtschaft Mehr Glück hat da Frank Hengstenberg (CDU), kaufmännischer EDG-Geschäftsführer. Ernst Prünze als EDG-Aufsichtsratschef hatte ihm 2010 dazu gemacht. Nicht weil Hengstenberg der beste Kandidat war – es gab keine Ausschreibung –, sondern weil er ins Kalkül passte. Es war Kommunalwahlkampf, und der berufliche Aufstieg von Hengstenberg pappte auch der CDU den Geruch der Vetterwirtschaft an und hebelte so ein Wahlkampf-Argument aus. Doch Hengstenbergs Job drohte jetzt im Vorfeld anstehender Vertragsverlängerungen ebenfalls unter die Räder zu kommen. Guntram Pehlike soll als Mitglied der EDG-Gesellschafterversammlung, so wird kolportiert, letztlich gesagt haben: „Ehemalige Fraktionsvorsitzende, egal welcher Couleur, lassen wir nicht fallen.“

**Rat hat das letzte Wort**  
In den nächsten Jahren laufen viele gut dotierte Verträge von Managern städtischer Unternehmen aus (Regellaufzeit fünf Jahre). Die Spitzen von Partei und Fraktion in SPD und CDU haben die Zügel in die Hand genommen, führen über die Verlängerungen Sondierungsgespräche. Auch wenn der Rat das letzte Wort hat: Nach aktuellem Stand wird nur Brinkmann 2017 gehen müssen. Ob sein Nachfolger oder seine Nachfolgerin rundum zufrieden mit dem Parteibuch haben wird, und wenn, welches – man wird es sehen. Gaby.Kolle @ruhrnachrichten.de

### Das Parteibuch – ein Karriere-Turbo?

Name	Partei	Position	Datum
Manfred Kasack	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Udo Mayer	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Uwe Böhler	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Dr. Frank Brinkmann	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Hubert Jung	CDU	Verwaltungsdirektor	2015
Frank Hengstenberg	CDU	Verwaltungsdirektor	2015
Wolfgang Birk	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Klaus Niemann	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Klaus Gensch	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Ortwin Schäfer	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Sabine Loos	?	Verwaltungsdirektor	2015
Ulf Fügus	?	Verwaltungsdirektor	2015
Markus Kähler	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Uwe Sammelwitz	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Guntram Pehlike	SPD	Verwaltungsdirektor	2015
Rudolf Mühlberg	PARTEILOS	Verwaltungsdirektor	2015
Simon Kiss	PARTEILOS	Verwaltungsdirektor	2015



## Kritischer und kompetenter Blick auf Arbeit, Geld und Geschäftsleben

*Hier vor Ort arbeiten die Menschen, hier wird das Geld verdient, hier wird es ausgegeben. Wirtschaftsthemen im Lokalen betreffen alle Bürger und sind bester Lesestoff. Allerdings nur, wenn die Redaktion über die Standards aus Bilanzpressekonferenzen und PR-Material hinausdenkt. Gute Lokalredaktionen orientieren sich an den Anforderungen der Gesellschaft und der Lebenswelt der Menschen, liefern Hintergrund und Analyse. Kritisch und kompetent gehen sie Geschichten und Gerüchten nach. Und sie entwickeln eigene Ideen, mit denen sie die Wirtschaftswelt für die Leser transparent machen.*

---

▶ Preisträger 2016

▶ Politik lokal

### **WIRTSCHAFT LOKAL**

▶ Kultur lokal

▶ Sport lokal

▶ Gesellschaft lokal

▶ Panorama lokal

▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch „Bürgerha  
Pfunde

# Trockene Zahlen mit Leben gefüllt

**Lebendige Recherche kontra trockene Fakten. Nach diesem Rezept arbeiten zwei Redakteure im Erzgebirge den Einzelhandelsatlas der IHK auf. Sie fragen bei den Menschen nach, ob sich ihr Gefühl mit der Statistik deckt.**

Journalisten lieben Zahlen und Rankings. Welche Stadt hat die höchste Kaufkraft, die meisten Läden, den höchsten Leerstand, wie hoch ist die Verkaufsfläche pro Kopf? Solche Daten liefert zum Beispiel die IHK in ihrem Einzelhandelsatlas. Trockenes Zahlenwerk auf viel Papier. Als die IHK Chemnitz die Fortschreibung ihrer Statistik für die Region vorlegt, fragt sich die Redaktion: Welchen Wert hat das für die einzelnen Städte? Und was bedeutet das für die Menschen? Inwiefern korrespondieren die erhobenen Daten mit dem subjektiven Gefühl der Bürgerinnen und Bürger vor Ort? Schließlich

muss jeder einkaufen. Doch denken die Leute dabei darüber nach, warum sie was wann und wo kaufen?

Die Lokalredaktion geht diesen Fragen nach. Sie stellt Menschen aus den Städten des Verbreitungsgebiets vor und forscht nach, ob sich deren Bauchgefühl in den Zahlen und Statistiken wiederfindet. Heraus kommt lebendiger Lesestoff über das Einkaufsverhalten und die Lebenssituationen der Menschen von nebenan. Geschichten, die jeder Leser nachvollziehen und mit seinen eigenen Werten, Erfahrungen und Ansichten vergleichen kann.

## Freie Presse

Geschichten, die die Menschen dazu einladen, mitzudiskutieren.

### Stichworte

- Alltag
- Heimat
- Hintergrund
- Wirtschaft
- Verbraucher

### Kontakt:

Andreas Luksch, Regionalleiter Erzgebirge, Telefon: 03733/141-13140, E-Mail: andreas.luksch@freiepresse.de

### DAS THEMA: EINKAUFEN IN DER REGION

# In Chemnitz spionieren, in Thalheim bezahlen

Jeder muss einkaufen. Doch denken die Leute noch darüber nach, warum sie was wann und wo einkaufen? „Freie Presse“ stellt in einer Serie Menschen aus Stollberg, Zwönitz, Thalheim, Lugau und Oelsnitz vor – doch spiegelt sich deren Bauchgefühl in Zahlen und Statistiken wider?

VON JAN OECHEISNER

**THALHEIM** – Ein Spitzel, ein Spion sein? Nein, Martin Ruppert hat überhaupt kein Problem damit. „Ich mache es, weil ich Thalheimer bin.“ Seine einfache Erklärung ist logisch – und sein logischer Plan ganz einfach: „Erst gehe ich nach Chemnitz in einen großen Markt, um zu schauen, was es alles so gibt. Und dann fahre ich wieder heim und bestelle hier beim Fachhändler.“

Martin Ruppert spioniert also. Der 62-Jährige will sich eine neue Kombination aus Kühlschrank und Tiefkühltruhe kaufen. Da er aber nur äußerst ungerne ins bunte, schrille, schnelle Internet schaut, macht er sich halt auf den Weg. Auch, weil es in Thalheim gerade mal 200 Quadratmeter Verkaufsfläche für Elektro und Leuchten und hochwertige Haushaltsgeräte gibt, so die Statistik. Da bleibt nicht viel für Kühlschränke. Ruppert aber muss die Dinge in ihrer Auswahl sehen, anfassen, spüren können. Da haben die großen Center in den großen Städten, die es nun mal im kleinen Thalheim nicht gibt, einen Standortvorteil.

Aber das Produkt auch kaufen? Das macht Martin Ruppert daheim. Bestimmt ist es auch damit zu erklären, dass Ruppert ein geborener, waschechter Thalheimer ist. Baujahr 1954. Und es hat was damit zu tun, dass er nie reich war, aber bodenständig. Denn er war schon alles: Facharbeiter im Forest, Elektromonteur, Lasterfahrer, Theaterbauer. Kürzlich arbeitete er in einem Chemnitzer Institut für Karbonfasersplatten. Nun ist Zeitarbeit ange-sagt – in einem Pfaffenhäner Unternehmen. Zudem spielt er bei der regionalen Combo Schluckauf den Bass. Die sind mit dem Speckfettbremen-Blues lokalberühmt geworden – aber nie reich.

„Für mich war Geld nie das Maß aller Dinge, ich habe nie viel Geld verdient“, sagt er und spricht von einem bescheidenen Lebenswandel ohne große Sprünge. Da ist er wo möglich einer von vielen. Denn was die Kaufkraft betrifft, liegt Thalheim immer unter den relevanten Durchschnittswerten: unter dem des Erzgebirgskreises, noch mehr unter dem des Freistaates – und sogar fast 13 Prozent unter dem der Bundesrepublik. Was für ihn denn viel Geld wäre, ist die Frage. „3000 Euro.“ Und dann sagt er grinsend: „Wer nichts erschleicht und auch nichts erbt, bleibt ein armes Luder, bis er stirbt.“



Martin Ruppert in der Innenstadt von Thalheim. „Was mir noch fehlt in der Stadt ist, dass junge Leute Mut haben, einen eigenen Laden aufzumachen. Für junge Leute. Das kann ruhig schrill und bunt und neu sein.“

Er hat ja in seinem Leben nun schon drei Währungen kennengelernt: die weiche DDR-Mark, dann die harte D-Mark, nun den Euro. Und er weiß, dass es mal eine Zeit gab, wo Geld keinen Wert hatte, weil es nicht viel zu kaufen gab. Das hat ihn geprägt. Seine erste gusseiserne Badewanne in seiner ersten Wohnung in Thalheim bekam er nur auf Zuweisung. „Und heute gibt es alles zu kaufen, und deshalb hat das Geld auch irgendwie keinen Wert mehr. Es sei denn, man gewinnt im Lotto.“

Er will zwar bald spionieren in den Elektro-Einkaufszentren von Chemnitz, aber normalerweise meidet er diese Paläste grundsätzlich. Sie sind ihm zu groß. Zu unpersönlich, auch wenn die fremden Verkäufer nett sind, so nett halt, wie es fremde Verkäufer sein können. In Thalheim kennt er fast jeden, und die sind auch nett, auch dann noch, wenn er nur Hallo sagt. „Etwas 90 Prozent meiner Einkäufe mache ich im Ort“, sagt Ruppert. Er sei ein bodenständig-praktischer Einkäufer. Lebensmittel, also den regelmä-

ßigen großen Wocheneinkauf, holt er aber in Stollberg in einem großen Supermarkt, aber nur, weil dort seine Frau arbeitet.

Denn er ist zufrieden mit dem Kauf-Angebot in der Drei-Tannen-Stadt. Noch sei das gesund. „Vier Bäcker, vier Supermärkte, vier Fleischer, Optiker, Holzhandel mitten im Ort, Fahrradladen.“ Und und und ... Es gibt auch ein Geschäft, wo es wirklich alles gibt – von Reifszwecken bis zum 20-Liter-Farbtopf. „Der Laden wird oft unterschätzt.“ Sogar ein Rewe sei da, der bis 22 Uhr aufhat. Das brauche er nicht selbst, aber das lockt auch viele Spät-Einkäufer aus der Region an. „Oder anders gesagt: Ich möchte kein Jahnsdorfer sein. Die haben etwa so viele Einwohner wie wir, aber die haben ja kaum was zum Einkaufen.“

Aber diese Einwohnerzahl in Thalheim macht ihm auch Sorgen. Vor etwa zehn Jahren lebten noch fast 9000 Leute in der Stadt, mittlerweile hat der Ort fast die 6000er-Grenze erreicht.

Fünf Läden hätten in letzter Zeit im Ortskern geschlossen. „Etwas die Schokoladen-Heidi, wo es feinste Pralinen gab. Den vermisste ich besonders.“ Oder der Buchladen. Der Radioladen. Ein Bekleidungsladen. Ein Lebensmittelgeschäft. Alles zu. Das Niveau der Verkaufsflächen im Einzelhandel lag in Thalheim vor knapp zehn Jahren mal ein Viertel über, ist noch unklar. Aber er wird es auf jeden Fall machen. „Und wenn der Fachhändler in Thalheim nicht allzu viel teurer ist als das Angebot in Chemnitz, dann kaufe ich natürlich bei ihm.“ Wie viel teurer es sein darf, bis er es sich anders überlegt, – er ist auch genau. Oder blickt er gerne mal zurück in alte Zeiten? Da ist die Quittung vom ersten Wasch-

automat aus Schwarzenberg, den er sich in Thalheim vor Jahrzehnten gekauft hat. Oder die Brikett-Karten aus dem 1980er-Jahren, damals vom Kohlehandl Krüger, den es natürlich schon lange nicht mehr gibt. Bald kann er den Kaufbeleg für die neue Kombination aus Kühlschrank und Tiefkühltruhe dort ganz oben drauf abheften.

Nur wann? Wann er spionieren fährt, nach Chemnitz, um sich schlau zu machen, was es alles so an Kühlschränken und Kühltruhen gibt, ist noch unklar. Aber er wird es auf jeden Fall machen. „Und wenn der Fachhändler in Thalheim nicht allzu viel teurer ist als das Angebot in Chemnitz, dann kaufe ich natürlich bei ihm.“ Wie viel teurer es sein darf, bis er es sich anders überlegt, – er ist auch genau. Oder blickt er gerne mal zurück in alte Zeiten? Da ist die Quittung vom ersten Wasch-

## „Wir müssen hier so viel wie möglich einkaufen“

„Freie Presse“ fragte bei Einwohnern nach, wie sie die Thalheimer Einkaufssituation einordnen

**Rolf Brückner, Bürger:** Dem Rentner macht die Situation der größeren Lebensmittelanbieter Sorge. „Das Wohngebiet am Erzgebirgsbad hat ja einen Edeka. Oder an der B 180 am Ortsausgang nach Stollberg gibt es einen Netto. Aber in der Innenstadt hat sich jetzt ein kleiner Discounter zurückgezogen, wo die meisten Leute leben.“ Ansonsten schätze er die Situation als gut ein, etwa hinsichtlich Bäcker, Fleischer, Apotheke. Aber insgesamt verspüre er eine „drastische Abnahme der Einkaufsmöglichkeiten“. In Zwönitz, so seine Einschätzung, sei es insgesamt betrachtet, besser.

**Johannes Schädlich, ehemaliger Vize-Bürgermeister:** Mit der Einkaufssituation für den täglichen Bedarf sind wir, meine Frau und ich, in Thalheim zufrieden. Die vorhandenen Einkaufsmärkte decken den Bedarf ab. Noch gibt es auch in der Stadt Fleischer, Bäcker, Gemüsehändler und Fachgeschäfte, bei denen wir wegen der guten Qualität ihrer Waren und der freundlichen Bedienung gern einkaufen. Leider sind aber auch einige Fach- und Spezialgeschäfte, zum Teil aus Altersgründen der Inhaber, geschlossen worden. Noch sind mir dafür keine Nachfolger bekannt. Um die Einkaufssituation in unserer Stadt zu erhalten, ist es notwendig, dass wir in den Geschäften der Stadt so oft und so viel wie möglich einkaufen.

**Thomas Preis, Ex-Organisator vom Straßenfest:** Es werde definitiv schwerer in Thalheim, denn viele Läden seien schon heute „Altersbestände“, die es schon lange gebe und die mit viel Idealismus geführt würden. „Aber, wer nur wirtschaftlich denkt oder als potenzieller Stadtrand fahren. Dort haben sich die meisten größeren Nahversorger etabliert.“ Leider, wie Bert Rothe, stellvertretender Geschäftsführer Handel/Dienstleistungen der Industrie und Handelskammer, bedauert. Denn über die Hälfte der Thalheimer Verkaufsfläche (0,69 Quadratkilometer/Einwohner) liegt im kurzfristigen Bedarfsbereich, das meiste davon im Lebensmittelbereich (0,46 Quadratkilometer/Einwoh-

ner). Die Gesamtverkaufsfläche ist seit 2010, dem Zeitpunkt der zweitjüngsten Erhebung stabil geblieben. Sie ist von rund 8900 Quadratmeter auf 8330 Quadratmeter gesunken. Pro Kopf gerechnet ist diese Kennzahl jedoch lediglich von 1,28 Quadratmeter je Einwohner auf 1,27 Quadratmeter gesunken – die Einzelhandelsituation hat sich demnach durch den Bevölkerungsrückgang flächenmäßig nicht verschärft. Im kurzfristigen Bedarfsbereich, das meiste davon im Lebensmittelbereich (0,46 Quadratkilometer/Einwoh-

## Verkaufsfläche stagniert

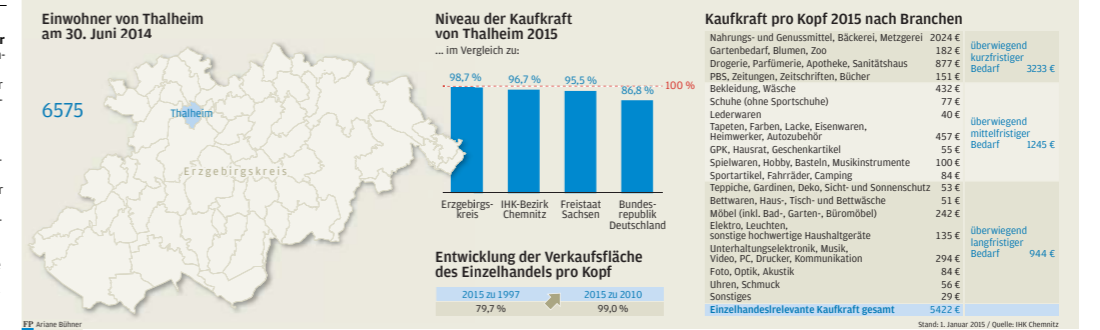
Nahversorger tummeln sich am Stadtrand

Nur wann? Wann er spionieren fährt, nach Chemnitz, um sich schlau zu machen, was es alles so an Kühlschränken und Kühltruhen gibt, ist noch unklar. Aber er wird es auf jeden Fall machen. „Und wenn der Fachhändler in Thalheim nicht allzu viel teurer ist als das Angebot in Chemnitz, dann kaufe ich natürlich bei ihm.“ Wie viel teurer es sein darf, bis er es sich anders überlegt, – er ist auch genau. Oder blickt er gerne mal zurück in alte Zeiten? Da ist die Quittung vom ersten Wasch-

### Der Handelsatlas

Die Industrie- und Handelskammer (IHK) hat die fünfte Auflage des sächsischen Handelsatlas vorgelegt. Das Zahlenwerk gibt einen Überblick über wesentliche Strukturdaten des stationären Einzelhandels. „Wir haben jedes einzelnen Laden besucht, vermessen und das Sortiment kategorisiert“, erklärt Bert Rothe, stellvertretender Geschäftsführer für Handel der IHK Chemnitz, die Entstehung der Datenbasis. Erhoben wurden die Daten zwischen November 2014 und Februar 2015.

Der Atlas dient als Grundlage für die Bewertung von Geschäftsstandorten und als wertvolles Hilfsmittel für die strategische Einzelhandelsentwicklung. (tjost)



# Ausbeutung im Einzelhandel aufgedeckt

**Darf es sein, dass ein erfolgreicher Einzelhändler wie Kaufland die Ausbeutung von Arbeitnehmern im eigenen Haus zulässt, nur weil sie nicht direkt beim Unternehmen angestellt sind? Die Redaktion stellt diese Frage und bewirkt damit ein Umdenken im gesamten Konzern.**

Ausgelöst werden die Recherchen, als zwei junge Frauen aus Polen von ihren schlechten Erfahrungen in der Kaufland-Logistik in Möckmühl – vor den Toren der Firmenzentrale in Neckarsulm – erzählen. Einschüchterungsversuche, aufgezwungene Überstunden, überbezahlte Wohnungen ohne Privatsphäre – die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter im Kaufland-Dienstleistungszentrum sind haarsträubend.

Als die Redaktion nachhakt, zeigt sich, dass dahinter System steckt. Personaldienstleister spezialisierten sich auf Mitarbeiter, die kein Deutsch

sprechen und ihre Rechte nicht kennen. Die Zeitung nennt Ross und Reiter und zeigt personelle Verquickungen der Firmen. Keineswegs ein Einzelfall, wie ein Gewerkschaftssekretär von Verdi sagt. In vielen Branchen gebe es Benachteiligungen von Beschäftigten in Leiharbeitsfirmen.

Die Berichterstattung hat Folgen. Noch mehr Betroffene melden sich. Konfrontiert mit weiteren Rechercheergebnissen, zeigt sich Kaufland dann offen fürs Gespräch und kündigt einen generellen Abschied von der umstrittenen Werksvertragkonstruktion an. Ein Erfolg für den investigativen Jour-

nalismus, vor allem aber ein Erfolg für die Arbeitnehmer, die nun auf bessere Arbeitsbedingungen hoffen. Die Zeitung begleitet diesen Prozess weiterhin kritisch.

### Stichworte

- ▶ Anwalt
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Ausländer
- ▶ Hintergrund
- ▶ Kontinuität
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Wirtschaft



### Kontakt:

Marcus Vial, Redaktionsmarketing, Telefon: 07131/615-476, E-Mail: marcus.vial@stimme.de

Im Blickpunkt



Die zwei Polinnen Ewa und Gabriela M. beim Kaufland-Logistikzentrum in Möckmühl. Wenige Wochen haben sie hier für die Firma Loco Service gearbeitet. Zeit genug für unzählige schlechte Erfahrungen.

Foto: Christian Gleichauf

## Hire and Fire auf Deutsch

**MÖCKMÜHL** Wie Subunternehmer den Kaufland-Mindestlohn unterlaufen – Abhängigkeit systematisch ausgenutzt

Von unserem Redakteur Christian Gleichauf

Es ist keine romantisch verklärte Vorstellung von einem erfolgreichen Leben in Deutschland, das junge Menschen aus Polen ins Heilbronner Land führt. Die Arbeit im kalten Fleischwerk oder in der Logistik ist eintönig und hart, die Bezahlung trotz Mindestlohn nicht üppig. Doch worauf die Arbeitnehmer aus Osteuropa vertrauen, ist, dass in Deutschland Regeln und Gesetze eingehalten werden. Wie sich zeigt, ist das bei einigen Firmen in der Region nicht der Fall. „Unfassbar“ findet Thomas Müssig, was sich hier – vor seiner Haustür – auftrifft. „So etwas kennt man sonst nur aus Asien, wo die schlecht bezahlten Arbeiter großer Fabriken in irgendwelchen Wellblechhütten neben dem Werksgelände wohnen – und dafür auch noch vom Arbeitgeber zur Kasse gebeten werden“, sagt der Verdi-Gewerkschaftssekretär Handel. „Aber das hier passiert bei uns, mitten in Europa!“

Es geht natürlich nicht um Wellblechhütten im wörtlichen Sinne. Doch die Geschwister Ewa und Gabriela M. (Namen geändert) haben hier eine Arbeitswelt kennengelernt, die man in Deutschland gemeinhin kaum für möglich hält. Den Job hatte ihre Cousine besorgt, im Kaufland-Lager für den Personaldienstleister Loco Service. Vieles passt auf den ersten Blick. Es gibt neun Euro die Stunde, die Vorarbeiterin ist selbst Polin, die Verständigung also kein Problem. Die flexiblen Arbeitszeiten sind zwar eine Heraus-

forderung, doch die Cousine übernimmt den Fahrdienst. Gleich am zweiten Tag auch nach Heilbronn, um Sicherheitsschuhe zu kaufen, die bei der Arbeit mit den schweren Paletten Pflicht sind. Dass diese Art von Arbeitskleidung in Deutschland vom Arbeitgeber gestellt werden muss, ist ihnen nicht bekannt. Arbeitsbeginn um 8 Uhr, 6 Uhr, 20 Uhr, 22 Uhr. Arbeitssende mal um 13 Uhr, mal um 19.30 Uhr. Dann kommt es vor, dass Ewa M. eine Stunde nach Arbeitsbeginn wieder nach Hause geschickt wird. „Es gibt keine Arbeit“, habe ihr die Vorarbeiterin gesagt. Also wieder bei der Cousine anrufen, für die Heimfahrt steht kein Bus bereit. Dass es in Deutschland nicht rechtens ist, wenn man zur Arbeit eingeteilt und dann ohne Bezahlung für die reguläre Arbeitszeit wieder weggeschickt wird, weiß dort offenbar niemand – außer der Firmenleitung. Auf Anfrage dementiert Loco Service jedenfalls, dass es jemals solche Vorkommnisse gab.

Jederzeit verfügbar Die zwei jungen Frauen sind bereit, jederzeit zu kommen, wenn die Firma ruft. Gleich am nächsten Tag arbeiten sie mehr als zehn Stunden, obwohl auch das nicht zulässig ist. Sie klagen nie, arbeiten Nachtschicht um Nachtschicht. Bis die Vorarbeiterin eines Tages fragt, wer sie die eigentlich jeden Tag zur Arbeit fährt. Sie erzählen von der Cousine und ihrem deutschen Mann. Als sie zwei Tage später ihre Schicht beenden, legt ihnen ein Mann einen Aufhebungsvertrag zur Unterschrift vor. Abmahnungen gab es nie, Gründe werden keine genannt. Unter Druck unterschreiben sie.

Erst als der deutsche Ehemann der Cousine bei Geschäftsführer Milan Pavlovic anruft, wird aus dem Aufhebungsvertrag eine ordentliche Kündigung. Zwei Wochen müsste die Firma die beiden also weiterbeschäftigen. Doch Pavlovic möchte das nicht. „Bringen Sie eine Krankmeldung“, soll er gesagt haben.

Auf Nachfrage bestreitet Pavlovic diese Aussage. Als die zwei Polinnen trotzdem wieder zur Arbeit kommen wollen, erklärt die Vorarbeiterin, sie sollen sich Urlaub nehmen – und schickt per SMS hinterher: „Unbezahlten Urlaub.“ Für Gewerkschaftssekretär Thomas Müssig sind zwei problematische Punkte, weil die Initiative vom Arbeitgeber ausgeht. Die Anforderung zur Krankmeldung ist dabei ein schwerwiegender Verstoß. „Hier geht es um Sozialversicherungsbetrug.“

Nichts in der Hand Die zwei jungen Frauen verzichten auf das Geld von der Krankenkasse. Was sie von Loco Service überwiesen bekommen, entspricht allerdings nicht ansatzweise den geleisteten Stunden. Am deutlichsten wird das bei Ewa M. Den handschriftlichen Stundenaufstellungen zufolge hat sie in den gut zwei Wochen mehr als 107 Stunden gearbeitet, was netto in etwa 770 Euro entspräche. Zusammen mit den Nachtzuschlägen müsste sie auf nahezu 1000 Euro kommen. Überwiesen werden 675 Euro. Zwei Tage Resturlaub sind auf der ersten Abrechnung noch vermerkt, die eigentlich ausbezahlt werden müssten. Doch eine Korrektur lehnt die Firma ab. In der Geschäftsstelle an der Heilbronner Kaiserstraße heißt es, die Daten würden nach der Kündigung aus dem System gelöscht. „Und überhaupt“, sagt die Dame hinter dem Schreibtisch irgendwann unwirsch, „würde ich mich lieber mit den beiden hier unterhalten. Ich kann Polnisch.“ Was sie damit meint, bleibt offen.

Einige Wochen später machen sich die zwei jungen Polinnen noch einmal auf den Weg nach Möckmühl. Es geht darum, Kontakt mit den ehemaligen Kollegen aufzunehmen. Als sie auf dem Parkplatz warten, ruft Gabriela M. plötzlich: „Patrizi! Patrizi!“ Die ehemalige Vorarbeiterin ist an ihnen vorbeigefahren. Ängstlich verstecken sie sich zwischen den parkenden Autos.

Wenig später holt ein weißer Transporter mehrere Arbeiter ab, fährt sie nach Neuenstadt zu einem Haus. Die Insassen steigen aus, andere ein. Thomas Müssig ist dabei, als polnische Hausbewohner über die Unterkunft berichten. Für die Fahrten zur Arbeit bezahlen die Mitarbeiter 2,50 Euro pro Tag. Im Haus befinden sich mehr als zehn Zimmer, in denen jeweils zwei bis vier Betten stehen. Jedes Bett kostet hier 225 Euro. Im Hausgang hängt die Hausordnung – auf Deutsch. Daneben Schichtpläne für das Fleischwerk. Vorarbeiternamen. „Abteilung Gulasch“. „Bratwurst Linie 1“. Alles gut organisiert? Ein Rahmen-Mitarbeiter sagt, dass man sich auf die Dienstpläne nicht verlassen kann.

Misstrauen Auch bei weiteren Treffen redet kaum ein Mitarbeiter offen. Der Zusammenhalt in der Fremde ist nicht besonders groß unter Polen, sagen die Polen selbst. Hier gilt: „Der Pole ist des Polen Wolf.“ Doch dieses strahl organisierte Arbeitsverhältnis ohne Rückzugsort und ohne Privatsphäre offenbart, dass hier der Pole erst zum Wolf gemacht wird: Vorwärts kommt, wer andere verpfeift. Wer das Misstrauen der Vorgesetzten erweckt, dem wird gekündigt.

Zu gerichtlichen Auseinandersetzungen ist wenig bekannt. Im vergangenen Jahr gab es nur eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, die dann wieder zurückgezogen wurde. Der Klägeranwalt wollte sich lieber zivilrechtlich einigen.

Arbeitszeit entspricht nicht dem deutschen Gesetz. Leute werden zu Überstunden gezwungen. Die Führungskräfte schüttern die Leute ein und manipulieren die Arbeitsstunden. Wenn 800 Euro zum Leben bleibt, dann ist gut. Forumseintrag unter Pseudonym „tjcc“ vom 20. August 2015  
Quelle: www.gowork.pl

Vor Ort war zu erkennen, dass der Pole des Polen größter Feind ist. (...) Dieser Aufenthalt war ein totaler Fehler. (...) Lieber sitze ich in Polen und verdiene 2000 Zloty für acht Stunden, und für 11,5 h 3000 Zloty (670 Euro, Anmerkung der Redaktion) verdiene. Forumseintrag unter dem Pseudonym „etaler“ vom 7. September 2015

## Mietwucher mit System

Mehrere Häuser im Kocher-, Jagst- und Brettachtal werden bettweise vermietet – Zwei, drei oder vier Schlafplätze pro Zimmer

Von unserem Redakteur Christian Gleichauf

NEUENSTADT 27 Namen stehen an der Tür. Polnische Namen. Das Haus: einst ein Einfamilienhaus mit Arztpraxis, heute „Hotel“. So nennen es zumindest die Bewohner. Beschäftigte der Firmen Loco Service und Rahmer Zeitarbeit. Doch von Roomservice keine Spur. Statt dessen müssen zwei bis vier Leute in einem Zimmer übernachten – für mehr als 200 Euro pro Bett. Bis zu 900 Euro pro Zimmer also. Mehr als zehn Zimmer gibt es hier. Ein Bewohner schätzt die Zahl der Mieter auf 30.

Keine Auskunft Wer profitiert von den Mieteinnahmen? Grob überschlagen kann man davon ausgehen, dass bei 20 bis 30 Bewohnern für das Haus 4000 bis 6000 Euro pro Monat überwiesen werden. Die Frage ist: an wen?

Die Firmen Rahmer und Loco Service ziehen die Miete zwar direkt vom Lohn ab – auf Wunsch des Mitarbeiters, wie sie beteuern –, doch wohin dieses Geld geht, möchten sie auch auf Nachfrage nicht mitteilen. Loco Service und Rahmer erklären, sie kooperieren nur mit Firmen, „die sich auf die Bewirtschaftung von Immobilien spezialisiert haben“. Sie selbst hätten mit der Vermietung nichts zu tun. Also auch nicht mit den Verhältnissen in den Unterkünften.

Die Recherchen der Heilbronner Stimme führen zum Eigentümer eines „Hotels“. Wolfram Rudolph ist ein angesehener Heilbronner CDU-Lokalpolitiker, Vorsitzender des Sontheimer Offenen Kreises. Er zeigt sich überrascht über die Anzahl der Bewohner in seinem Haus und die Höhe der resultierenden Miete. Er selbst bekomme nur einen „angemessenen Mietzins“ – wie viel, das möchte er



Ein Arztpraxis mit Wohnung, heute Herberge für mehr als 20 polnische Bewohner. Den Arbeitern wird es als „Hotel“ angepriesen. Foto: Gleichauf

nicht mitteilen. Er sei bislang davon ausgegangen, dass es keine Probleme gebe. Verantwortlich sei der Mieter, seit gut einem Jahr ist das die Firma DSZ aus Peusich bei Nürnberg. „Die kümmern sich um alles.“

Die Verbindung Hier wird es interessant: Die Geschäftsführerin der DSZ GmbH heißt Nikolina Pavlovic. Der Name gibt einen Hinweis auf die Verbindung zu Loco Service und Rahmer: Nikolina Pavlovic ist die Ehefrau von Milan Pavlovic, einem Geschäftsführer von Loco Service und Rahmer Zeitarbeit. Die Aussage, man vermittle nur an „externe Anbieter“, ist somit nicht die ganze Wahrheit.

Auch wenn DSZ Fragen dieser Zeitung nicht beantwortet: Es ist nicht die einzige Immobilie, die die Firma im Umfeld von Kaufland angemietet hat. Ähnliche Unterkünfte gibt es in zahlreichen umliegenden Orten.



# Nicht überall ist Mitreden erwünscht



**Das Thema Mitbestimmung klingt nicht gerade spannend. Interessant wird es, wenn man die richtigen Fragen stellt. Die Volontärin Jana Wolf hat das getan: Wer hat im Betrieb was zu sagen? Was macht eigentlich ein Betriebsrat? Welchen Einfluss haben Frauen in den Unternehmen? Daraus wird eine lesenswerte Themenwoche.**

Auch wenn der Titel „Arbeit und Mitbestimmung“ trocken klingt, dahinter verbirgt sich ein wichtiger Aspekt unserer Arbeitswelt. Die Volontärin macht sich dazu Gedanken und ein Konzept. Bei der Recherche zeigt sich: Das Material ist so umfangreich, dass damit gut eine Woche mit täglichen Geschichten gefüllt werden kann.

Erstaunliches Ergebnis der Recherche: Es gibt keine Zahlen, wie viele Unternehmen im Landkreis einen Betriebsrat haben. Während die Wirtschaftskraft der Region in Statistiken genau erfasst wird, sind über die Interessenvertretungen der Menschen, die diese Leistung erbringen, keine

Informationen verfügbar. So geht die Redaktion in die Betriebe, spricht mit Gewerkschaftern, Betriebsräten und Arbeitgebern. Sie stellt die Menschen vor, die mitreden, und Firmenchefs, die sich das Hineinreden verbitten. Sie redet mit Frauen über die Gleichstellung im Unternehmen und mit einem Betriebsseelsorger, der in Krisensituationen Beistand leistet.

Begleitend zu den Geschichten im Print wird die Serie online auf der Website der Mittelbayerischen Zeitung aufbereitet. Alle Texte und Zusatzstücke werden im MZ-Spezial „Arbeit und Mitbestimmung“ gebündelt.

Mit der Themenwoche schafft es die Redaktion, ein nüchternes Wirtschaftsthema mit Leben zu füllen.

### Stichworte

- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Hintergrund
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Wirtschaft

### Kontakt:

Jana Wolf, inzwischen Redakteurin bei der MZ, Telefon: 0941/207-6093/-351, E-Mail: jana.wolf@mittelbayerische.de



In unserer Echo-Themenwoche gehen wir ab heute sechs Tage lang der Frage nach: Wie viel Mitbestimmung gibt es im Landkreis Cham? Foto: Wolf

# Wer hat im Betrieb etwas zu sagen?

**ARBEIT** Betriebsräte vertreten die Interessen der Arbeitnehmer in Unternehmen. Im Landkreis gibt es solche Gremien nur selten. Die Mitbestimmung fällt mau aus.

VON JANA WOLF

**LANDKREIS.** Wir arbeiten immer mehr – am Arbeitsplatz, im Ferienjob, im Haushalt und Garten oder bei der Erziehung der Kinder. Gut 45 Stunden pro Woche hat das Statistische Bundesamt für einen erwachsenen Bundesbürger im Durchschnitt errechnet. 20,5 Stunden davon werden mit Erwerbsarbeit ausgefüllt, fast zwei Stunden mehr als noch ein Jahrzehnt zuvor. Die restlichen 24,5 Stunden sind unbezahlte Tätigkeiten. Wir müssen wir immer mehr leisten. Das sind die Fakten.

Und wir wollen bei der Arbeit gehört werden. In unserer individualisierten Gesellschaft sehen wir uns selbst nicht nur als Arbeitskraft, die rund um die Uhr funktioniert. Wir wollen uns selbst verwirklichen – und unsere Arbeitszeit mitgestalten. Ab heute gehen wir eine Woche lang der Frage nach: Wie viel Mitbestimmung gibt es im Landkreis Cham?

### Keiner erfasst die Betriebsräte

Wir sprechen mit Gewerkschaftern, Betriebsräten und Arbeitgebern und wollen wissen: Wie treten Arbeitnehmer für ihre Interessen ein? Wird ihre Stimme gehört? In welchen Unternehmen gibt es Betriebsräte und was können sie erreichen?

Eines gleich vorweg: Es gibt keine Zahlen, wie viele Unternehmen im Landkreis einen Betriebsrat haben. Die Industrie- und Handelskammer (IHK) erfasst lediglich die Unternehmen, die im Handels- und Genossenschaftsregister gelistet sind: 9292 Die Betriebsräte sind nicht erfasst.

Auch im Landratsamt gibt es dazu nichts Konkretes. Und selbst der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB), die Dachorganisation aller Gewerkschaften, kann keine Zahlen liefern. Während die Wirtschaftskraft der Region in Statistiken genau erfasst wird, gibt es über die Interessensvertretung der Menschen, die sie erbringen, keine Informationen. Was sagt das über



Erzieherinnen und Sozialarbeiter protestieren im Kita-Tarifstreit mit Transparenten mit der Aufschrift „Wir sind es wert.“ Foto: dpa

### MITBESTIMMUNG

▶ **Mit wirtschaftlicher Mitbestimmung** ist die Teilhabe der Arbeitnehmer an Entscheidungen in Unternehmen gemeint. Träger der Mitbestimmung sind Betriebsräte und Aufsichtsräte.

▶ **Für die Privatwirtschaft** ist die Mitbestimmung im Betriebsverfassungsgesetz (BetrVG) geregelt. Darin steht: Um einen Betriebsrat zu wählen, müssen wenigstens fünf wahlberechtigte Arbeitnehmer ständig beschäftigt sein.

▶ **Das Gesetz** räumt Arbeitnehmern das Recht zur Betriebsratswahl ein; es gibt aber keine Verpflichtung dazu. Die Initiative muss von Arbeitnehmern bzw. ihren Gewerkschaften ausgehen. Der Arbeitgeber darf sie nicht behindern.

die Mitbestimmung in der Region aus? Wir fragen bei den einzelnen Gewerkschaften nach.

Die IG Metall betreut hier die Betriebsräte in 14 Unternehmen. Dazu zählen neben Siemens mit 730 Mitarbeitern auch der Automobilzulieferer Continental in Roding (641 Mitarbeiter), der Verpackungshersteller Gerhard in Cham (378) oder der Fenster- und Fassadenbauer Schindler in Roding (278). Den 14 von der IG Metall betreuten Unternehmen stehen allerdings 16 entgegen, in denen die Gewerkschaft nicht vertreten ist.

**Zollner und Mühlbauer sind „ohne“**  
Der größte Arbeitgeber, die Zollner Elektronik AG in Zandt, deren Senior-Chef 2016 als „Manager des Jahres“ ausgezeichnet wurde, hat keinen Betriebsrat. Das gleiche gilt für den Ma-

### LESEN SIE MORGEN

#### ECHO-THEMENWOCHE Der Mann in blau – mit roter Fahne

Morgen nehmen wir die Arbeit eines Gewerkschafters noch genauer unter die Lupe. Autor Christoph Klöckner hat den Vorsitzenden des Betriebsrats von Siemens in Cham begleitet und festgestellt: Franz Aschenbrenner ist kein Aufrührer, sondern ein bedachter Vermittler.

„Arbeit und Mitbestimmung“ lautet der Titel unserer Themenwoche. Alle Teile finden Sie unter [www.mittelbayerische.de/mitbestimmung](http://www.mittelbayerische.de/mitbestimmung)

schinenbauer Mühlbauer in Roding. Bei der Gewerkschaft sorgt das für Misstrauen. Jürgen Scholz, der Bevollmächtigte der IG Metall Regensburg: „Der Landkreis Cham ist eine ziemlich mitbestimmungsfreie Zone.“

Die IG Bergbau, Chemie, Energie (IG BCE) betreut nur fünf Unternehmen im Landkreis: die Allemann GmbH in Grafenwiesen, RKT Rodinger Kunststoff-Technik, den Ableger der Röchling Gruppe in Roding, Uvex in Lederdorn und Flabeg in Furth im Wald. Auch bei der IG BCE bleibt der größte Player im Branchenfeld, die Ensinger GmbH in Cham, außen vor.

„Keiner hat dort Lust, etwas mit uns zu machen“, sagt Hartmuth Baumann, der Bezirksleiter der Gewerkschaft. Er sieht den Landkreis Cham in Sachen Mitbestimmung als „Aus-

reißer in der Fläche“. Es gebe deutlich weniger organisierte Betriebe als in benachbarten Landkreisen.

Für die IG Bauern-Agrar-Umwelt fällt die Bilanz noch schlechter aus. Kein einziges Unternehmen aus dem Baugewerbe ist in der Gewerkschaft organisiert. In den Landkreisen Schwandorf, Neumarkt und Regensburg sei die Gewerkschaft besser vertreten, sagt Herbert Allert, der im Bezirksverband Oberpfalz für das Baugewerbe zuständig ist. „Seit 25 Jahren fahre ich in den Landkreis Cham und versuche dort Betriebsräte zu gründen. Aber keine Chance!“ Mehr als 80 Prozent der Mitglieder hier seien nicht in der Heimat beschäftigt, sondern pendeln in andere Landkreise.

Die Bilanz der Gewerkschaft Verdi: Etwa 20 Prozent der Betriebe haben einen Betriebsrat gewählt. „Darunter ist ungefähr die Hälfte von Verdi begleitet beziehungsweise in Verdi organisiert“, sagt Alexander Gröbner, der Oberpfälzer Geschäftsführer. Welche Unternehmen und Betriebe das im Detail sind, darüber gibt Gröbner keine Auskunft.

### Fehlt Chamern die Streitkultur?

Was sind die Gründe dafür, dass für Gewerkschaften die Luft im Landkreis Cham so dünn ist? Werner Schwarzbach, der Vorsitzende des DGB-Kreisverbandes Cham, sagt: „Streitkultur gibt es hier nicht.“ In seinen 25 Jahren als Gewerkschafter habe er nur selten erlebt, dass Leute auf die Straße gehen und protestieren. Gewerkschaftliches Engagement sei nicht gern gesehen. „Die Leute haben vielleicht Angst, dass der Arbeitgeber etwas erfährt“, sagt Schwarzbach. Der 63-jährige bedauert, dass es hier kaum gewerkschaftlichen Nachwuchs gibt. Seine DGB-Mitstreiter seien alle Rentner oder Pensionäre.

Hartmuth Baumann von der IG Bergbau ist in seiner Analyse vorsichtiger. „Vielleicht herrscht einfach eine gute Atmosphäre in vielen Unternehmen.“ Arbeitnehmer würden sich oft erst an die Gewerkschaft richten, wenn es Probleme gibt oder ein Eigentümerwechsel ansteht. Viele Unternehmen im Landkreis seien aus familiären Strukturen heraus entstanden oder traditionell geprägt, sagt Baumann. In diesen Strukturen gibt es offensichtlich keine Kultur der Mitbestimmung durch die Arbeitnehmer.

# Wenn der Kühlschrank mit dem Toaster spricht

**Digitalisierung und Industrie 4.0 tauchen ständig als Schlagworte auf. Doch was bedeuten sie für unseren Alltag? Die Redaktion macht das zum Jahresthema und sucht jede Woche regionale Themen und Ansprechpartner dazu. Sie lässt ein Technikthema menseheln.**

Bei der Digitalisierung geht es um die Veränderung von Prozessen – in der Arbeitswelt und im Alltagsleben. Dazu gehört auch zum Beispiel das Krankwesen, wenn etwa vernetzte Geräte Operationen begleiten. Oder das Privatleben, wenn im Smart Home der Kühlschrank mit dem Toaster spricht. Die Themenfülle ist riesig. Das Problem dabei: Der Rechercheaufwand ist enorm, die Materie komplex und die Ansprechpartner in der Region sind rar. Bei einigen Themen sucht die Redaktion in der Region Bayreuth wochenlang nach einem lokalen Dreh und dem richtigen Experten dazu.

Jeden Montag erscheint eine komplette Seite zu „Digitalisierung und Industrie 4.0“. Die Redaktion veranschaulicht die Schlagworte möglichst mit regionalen Ansprechpartnern und Beispielen. Sie sollen nah am Alltag der Leserinnen und Leser sein. Die Themenpalette reicht von Krankenhaus bis Wohnen, von Einkaufen bis Landwirtschaft, von Studium bis Straßenverkehr.

An der Serie wirken Kollegen aus den Ressorts Stadt, Land, Kultur und Online mit. Die Form hält die Redaktion bewusst offen. Sie liefert Servicestücke, Interviews, Reportagen, Essays. Und sie präsentiert die Serie



als großes multimediales Online-Dossier ([www.nordbayerischer-kurier.de/themen](http://www.nordbayerischer-kurier.de/themen)).

### Stichworte

- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Energie
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Technik
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

### Kontakt:

Katharina Wojczenko, Telefon: 0160/90143285, E-Mail: [katharina.wojczenko@gmail.com](mailto:katharina.wojczenko@gmail.com)

**DIGITALISIERUNG UND INDUSTRIE 4.0:** Mein Kühlschrank spricht mit dem Toaster, und mit dem Tablet bediene ich die Waschmaschine – theoretisch ist das möglich. In der Praxis sind Versuche mit solchen Smart Homes noch selten. Werner Wittauer lebt seit zwei Jahren mit seiner Familie in einem intelligenten Haus. Langsam versteht es sie.



Dieser Ausblick ist an allem schuld. Werner Wittauer und seine Lebensgefährtin Kathrin Hinke wollen die Sonne aufgehen sehen. Deshalb haben sie an ihr Wohnhaus in Weidenberg einen Glaskasten gesetzt. Damit es darin angenehm ist, brauchen sie die Smart-Home-Technik. So können sie vom Sofa aus mit dem Smartphone Licht, Heizung und Fenster bedienen. Foto: Ronald Wittek

Mehr Bilder unter [tinyurl.com/smartflurhof](http://tinyurl.com/smartflurhof)

## Viel Technik für den Sonnenaufgang

Familie Wittauer aus Weidenberg wohnt in einem teilautomatisierten, intelligenten Haus

**WEIDENBERG**  
Von Katharina Wojczenko

Werner Wittauer (38) hatte schon immer ein Faible für Technik. Aber vor allem wollten seine Lebensgefährtin und er eines: beim Aufwachen den Sonnenaufgang sehen. Deshalb muss ihr Haus mitleiden. Ein Besuch in Weidenberg, Ortsteil Flurhof.

**Das Haus:** ist eine bauliche Herausforderung. Wittauers Elternhaus ist ein Bauernhof, erbaut 1860. Er hat ihn entkernt und 2013 am den Sandstein-Altbau einen Neubau gesetzt. Das Herzstück ist eine riesige Glasfront, die sich über zwei Stockwerke zieht. Im Erdgeschoss ist der Wohn-/Essbereich. Im ersten Stock das Schlafzimmer. Davor liegt unverstellt der Ausblick, für den die Familie die ganze Technik ursprünglich braucht: Himmel, Bäume, Weiden, auf denen Schafe grasen. Sonnenaufgang.

**Das kann das Haus:** So viel Glasfront braucht Verschattung. Ohne die Jalousien würden an Sonntagen in einer halben Stunde drinnen 35 Grad herrschen. Ein Sturm würde sie zerfetzen. Damit die Bewohner nicht permanent danebenstehen und kurbeln müssen, fahren die Jalousien je nach Witterung automatisch hoch und runter. Dafür ist auf dem Hauseck eine Wetterstation, die Temperatur, Licht- und Windstärke sowie Niederschlag misst. Bei Regen schließen sich automatisch die Dachfenster. Auch Lichtquellen und Heizung sind zentral gesteuert. Reißt jemand das Fenster auf, erkennt das der Sensor der Heizung und sie schaltet sich ab. Die Einzelteile kommunizieren kabellos. Auf dem Dach kommt noch eine Photovoltaikanlage. Das Haus entscheidet dann je nach Marktpreis, ob es den Strom aus der Anlage nutzt oder ins Netz einspeist.

**Das Hirn:** Es steckt in einem mannsgroßen Schaltschrank voller Kabel und blinkender LEDs. Das entscheidende Teil ist gerade einmal fingerlang. Auf dem Chip ist alles gespeichert, was Wittauer und seine Familie der Anlage mit Hilfe eines Fachmanns mühevoll beigebracht haben. „Eine Steuerung reinsetzen und ohne konkrete Vorgaben programmieren lassen, geht nicht“, sagt

Wittauer. „Dann machen die Dinge Sachen, die Sie gar nicht wollen.“ Von wegen intelligentes Heim: „So ein Programm ist ganz stupide.“

**Das können die Bewohner:** Heizung, Fenster und Lichtschalter per Fernsteuerung bedienen – das geht über eine App auf dem Smartphone. Wenn es regnet, kann man die Fenster per Schalter nicht öffnen. Dann müsste Wittauer zum Smartphone greifen. Er kann auch vom Sofa aus das Licht im Schlafzimmer ausschalten oder von unterwegs schauen, wie das Wetter daheim ist – und den Nachbarn Bescheid geben, wenn es dem Zitronenbaum draußen zu kalt wird. In

dem Haus sind auch die Büros von Wittauers Institut. Die Mitarbeiter können nur das Licht ein- und ausschalten, nicht die Heizung. „Wenn alles funktioniert, merke ich nichts von der Technik.“

**Warum das Ganze?** Wegen des Sonnenaufgangs. Aus Neugier. „Ich probiere das aus, um ein Gefühl dafür zu entwickeln“, sagt Wittauer. Das ist für ihn auch beruflich wichtig. Wittauer hat BWL studiert. Beim Praxissemester ist seine Technikbegeisterung mit ihm durchgegangen. Nach dem Studium hat er an der Uni Bayreuth eine Fachwirt-Ausbildung für Gebäude- und Facilitymanagement entwickelt. Heute vertreibt er die Wei-

terbildung bundesweit für die Handwerkskammern mit seinem Institut. Derzeit entwickelt er einen Fachwirt für Gebäudeautomation. **Weitere Vorteile:** Energie sparen. Vor dem Umbau brauchten sie für 230 Quadratmeter Wohnfläche 2000 Liter Heizöl im Jahr. Jetzt sind es für 370 Quadratmeter 400 Liter weniger, weil im Winter die Sonne den Glaskasten beheizt. „Die alte Sandsteinwand fungiert als Wärmespeicher“, hat Wittauer gelernt. Die Sensoren an Fenstern und Türen lassen sich als Alarmanlage nutzen, die ihr Signal aufs Handy schickt.

**Die Tücken der Technik:** Sie ist erst einmal dumm und macht nicht, was sie soll. Ein Beispiel: Wenn die Temperatur drinnen eine bestimmte Grenze unterschreitet, springt die Heizung an. Wenn es zu warm wird, verschatten sich die Fenster. Im ersten Sommer schaltete sich die Heizung an, sobald die Sonne in den Glaskasten schien. Zwei, drei Monate war Schwitzen angesagt, bis ein Fachmann den Fehler in der Programmierung gefunden hatte. Wittauer sieht zudem eine Gefahr: „Es kann der Tag kommen, an dem sich Einbrecher in die Haustechnik hacken und keine Spuren mehr hinterlassen.“

**So viel kostet es:** Schwer zu sagen. Wittauer hat einen Altbau saniert und einen Neubau drangesetzt. Am Material wollten er und seine Lebensgefährtin nicht sparen. Was er aber sagen kann: „Allein die Elektrotechnik in Verbindung mit der Hausautomation kostet doppelt so viel wie eine normale elektrotechnische Ausstattung.“ Hinzu kommen Kosten für besondere Bauteile wie die Jalousien.

**Werden alle Häuser smart?** Wittauer geht davon aus, dass es mindestens noch zehn Jahre dauert, bis die Technik beim normalen Hausebauer eine Rolle spielt. Das liegt seiner Meinung nach auch an den Architekten und Handwerkern. „Kaum einer kennt sich mit der Technik aus“, sagt Wittauer. Für ein Smart Home müsse man vorab viel mehr planen, alle Firmen, die auf der Baustelle sind, müssten ständig in Kontakt sein. Und die Bewohner sollten vorher genau wissen, wo sie von welchem Sonnenstrahl geweckt werden wollen.

### GLOSSAR

**Smart Home:** Ein Heim ist „smart“, wenn es intelligent vernetzt ist. Der Oberbegriff meint technische Verfahren und Systeme, die Wohn- und Lebensqualität, Sicherheit und Energieeffizienz erhöhen. Vernetzt werden Haustechnik, Haushaltsgeräte und Unterhaltungselektronik. Sie laufen automatisch oder ferngesteuert.

**Sensoren und Aktoren:** Ohne sie kein Smart Home. Sensoren sind Führer, die Temperatur, Feuchtigkeit oder Lichtstärke erfassen und in ein elektrisches Signal umwandeln. Das schicken sie an den Aktor. Dieser setzt dieses Signal in Bewegung (=Fenster schließt sich) oder eine andere physikalische Größe (= Heizung wärmt) um.

### DAS SAGEN DIE BAYREUTHER INNUNGSBEREITER

**Bernd Zeilmann, Elektro- und Informationstechnik:** „An Smart Homes wird in Zukunft keiner vorbeikommen. Bei Gewerbenebauten ist die Technik schon Standard. In Privathäusern haben etwa 50 Prozent der Neubauten eine Rollo-Steuerung. Mit der KVV-Steuerung, über die sich die gesamte Technik regeln lässt, werden derzeit etwa 40 Prozent der Neubauten in der Region ausgestattet. In unserer Innung können sie fast alle einbauen. Nur hat jeder seine Lieferanten und macht nicht jedes System. Weil Elektronikprodukte kurzlebig sind, kann es schnell zu Fehlinvestitionen kommen. Wirtschaftlich interessant wird das Smart Home, wenn es mit intelligenten Zählern (Smart Metering) verknüpft wird.“



**Peter Engelbrecht, Sanitär-, Heizungs- und Klimatechnik:** „Bei uns ist die Nachfrage noch gering. 2000 bis 5000 Euro mehr muss man rechnen bei der Heizung, das ist vielen zu teuer. Sie lassen ihr Haus erst nur darauf vorbereiten. Wichtig ist, dass sich Heizungsbauer und Elektriker früh absprechen. Nachrüsten ist schwierig. Um richtig Energie zu sparen, muss man ein Profi sein. Wer die Heizung ausschaltet, während er im Büro ist, und hochdreht, bevor er heimfährt, spart nicht viel. Die Wohnung kühlt tagsüber aus. Viele Funktionen sind eher Spielerei: Wenn Sie in den Urlaub fahren, schalten Sie sowieso die Heizung aus. Für Menschen, die nicht mehr so beweglich sind, wird die Technik attraktiver.“

# Langer Atem für ein umstrittenes Thema

**Windkraft wird als umweltfreundliche Lösung der Energieprobleme propagiert. Doch mit dem Ausbau wachsen die Angst und der Widerstand der Bürger. Der Reporter hört sich ihre Sorgen und Argumente an. Er bleibt dran und macht sich zum Experten.**

Im Sommer 2015 schreibt Marco Seng eine Reportage zur Windkraft im Oldenburger Land. Die Resonanz der Leserinnen und Leser ist so groß, dass der Reporter hellhörig wird. Er beschäftigt sich intensiver mit dem Thema und recherchiert zahlreiche Aspekte, die von offizieller Seite selten oder gar nicht angesprochen werden. Es geht dabei um Gesundheit, Naturschutz, Korruption und ungewöhnliche Genehmigungsverfahren. Er stellt fest, dass die politisch gewollte Energiewende auch zahlreiche negative Auswirkungen auf unsere Gesellschaft hat.

Diese Probleme werden von Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Lobbyisten gern ausgeblendet oder nicht erwähnt. Entsprechend schwierig gestaltet sich die Recherche. Bürgerinitiativen und

Naturschutzverbände weisen Gutachten vor, ihre Anwälte beklagen Planungsfehler. Die Betreiber, Investoren und interessierte Politiker hingegen spielen die Einwände der Kritiker herunter und antworten mit eigenen Gutachten.

Der Reporter geht zu den betroffenen Menschen, hört ihnen zu und schreibt ihre Geschichten auf. Er macht sich schlau über Schattenwurf und Infraschall, Vogelschutz und Potenzialflächen, Abstandsregelungen und Genehmigungsverfahren.

Und er beweist langen Atem. Ein- einhalb Jahre lang beleuchtet er in einer losen Serie die Probleme beim raschen Ausbau der Windenergie, vor allem aus Sicht der Betroffenen. Er schreibt Reportagen, Nachrichten,

Nordwest  Zeitung

OLDENBURGER NACHRICHTEN  
FAHMBÜCHER • UBERPARTISCHER

Kommentare und Interviews. Die Folgen erscheinen in der Zeitung und online. Inzwischen bekommt Seng auch von vielen Menschen außerhalb des Verbreitungsgebiets Anrufe oder Zuschriften zum Thema.

## Stichworte

- ▶ Anwalt
- ▶ Energie
- ▶ Gesundheit
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Kontinuität
- ▶ Politik
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Umwelt
- ▶ Wirtschaft

## Kontakt:

Marco Seng, Reporter, Telefon: 0441/9988-2008, E-Mail: marco.seng@nwzmedien.de

# Windkraftgegner drehen auf

**PROTESTE** Viele Bürgerinitiativen im Oldenburger Land – Angst vor Lärmpegel und Infraschall

In Barßel und Edewecht wird um neue Anlagen gestritten. Ein Blick auf ein zunehmendes Problem im Nordwesten.

VON MARCO SENG

**EDEWECHT/BARßEL** – Ein schöner Herbsttag im Oldenburger Land. Weite Wiesen, Wald am Horizont, der Mais ist reif. Natur satt am Kammersand in Harkebrügge. Monika Oetje-Weber kann den Anblick nicht genießen. „Eine ganz liebliche Gegend und es wird alles zerstört“, sagt sie traurig.

Annegret Meyer zeigt über die Wiese. Dort am Rande des Loher Waldes, wo die Gemeinden Barßel und Edewecht sich berühren, wo die Kreisgrenze zwischen Cloppenburg und dem Ammerland verläuft, sollen sie stehen: vier riesige Windkraftanlagen, jeweils 200 Meter hoch, in Reihe. Zwei weitere sind auf der andere Seite des Weges geplant.

„Die Energiewende erschlägt uns hier.“ Annegret Meyer ist frustriert. Drei Biogasanlagen gibt es schon rund um den Kammersand. Man kann die Windräder in Scharrel, Reckenfeld und auf dem Hübschen Berg sehen. Die geplante Stromtrasse von Conneforde nach Merzen soll hinter dem Loher Forst verlaufen. „Wir können uns nur entscheiden zwischen Pest und Cholera“, sagt Meyer.

## Bürger kämpfen

Das klingt fast resignierend, doch Annegret Meyer und Monika Oetje-Weber kämpfen. Und viele andere in Barßel mit ihnen. Gegen den geplanten Windpark am Kammersand.

Sie haben eine Bürgerinitiative gegründet, haben 2550 Unterschriften gesammelt: gegen die Zerstörung des Landschaftsbildes, gegen die Vernichtung des Lebensraums geschützter Tierarten wie Kranich, Kiebitz oder Fledermaus, gegen den Wertverlust von Immobilien, gegen krankmachende Schallimmissionen und nächtliche Dauerbeleuchtung.

Sie nennen sich „Windwahn“, „Gegenwind“ oder „Vernunftkraft“. Und sie bekommen stetig Zulauf. Die Bürgerinitiativen gegen einen ungezügelten Ausbau der Windenergie schießen inzwischen fast so schnell aus dem Boden wie die Windräder selbst. Kaum vier Jahre nach der Energiewende reißt die Windkraft gesellschaftliche Gräben auf, spaltet die öffentliche Meinung.

Es gibt Profiteure dieser Windwende – vor allem Investoren, Grundstücksverkäufer, Anteilseigner. Aber inzwischen auch viele Geschädigte: Hausbesitzer, deren Immobilien plötzlich nur noch die Hälfte wert sind. Menschen,



Die Windkraftanlagen von Haschenbrok in Großenkneten.

ARCHIVBILD: OLAF BLUME

## RUND 600 INITIATIVEN IN DEUTSCHLAND AKTIV

**Die Plattform** „Windwahn“ listet 600 Bürgerinitiativen (BI). Dem Bündnis „Vernunftkraft Niedersachsen“ gehören 100 BI an.

**Im Oldenburger Land** sind unter anderem aktiv: Bür-

gerinitiative gegen Windparks in Lohorst/Rothenmethen/Kammersand; Bürgerinitiative gegen den Windpark Ahrensdorf/Heinfelde; BI Windpark Kündelmoor; „Gegenwind am Hogenset“; BI „Zwei Warden-

burger Windparks sind genug“; Bürgerinitiative Hatten – „Windpark nach Augenmaß!“; BI Ekermermoor; „Gegenwind Molbergen“; „Gegenwind im Hammelwarder Moor“; BI Sengwarden Windkraft.

die unter Geräuschkulisse, Schattenwurf oder Infraschall der Windmühlen leiden.

Matthias Elsner sitzt in seinem Wohnzimmer in Edewecht, ein hübsches Haus zwischen Küstenkanal und Vehnemoor. Er steht an der Spitze einer Bürgerinitiative gegen den geplanten Windpark Hogenset. „Der Windpark liegt in der Vogelzuglinie und ist an dieser Stelle kontraproduktiv“, sagt Elsner.

Bis zu zehn Anlagen sollen irgendwann hinter der Häuserreihe in Husbäke gebaut werden, wo jetzt der noch Mais gedeiht.

Elsner beschäftigt sich seit Jahren mit der Energiewende, liest Buch um Buch. Seine ernüchternde Erkenntnis: Es geht nur noch ums Geld scheffeln. Der Umweltschutz oder die Interessen der Anwohner spielen eine untergeordnete Rolle. „Obwohl Niedersachsen das Bundesland mit den meisten Windkraftanlagen ist und es keine freien Flächen mehr gibt, die nicht konfliktbeladen sind, geht es

Politik und Lobbyisten jetzt darum, genau diese Flächen auch noch bebauen zu können“, meint Elsner. Und das, obwohl es weder akzeptable und bezahlbare Speicher noch ausreichend Leitungen für den produzierten Windstrom geben.

Die rot-grüne Landesregierung lässt die Kritik kalt. Sie will weitere Standorte ausweisen. Niedersachsen sei Windenergieland Nr. 1 in Deutschland und diese Spitzenstellung solle konsequent ausgebaut werden. In Zahlen heißt das derzeit: 5616 Windenergieanlagen, 8233 Megawatt installierte Windleistung.

„Jede Form der Energiegewinnung ist mit Auswirkungen auf die Menschen, auf unsere Mitgeschöpfe und auf die Umwelt verbunden und bedeutet einen Eingriff“, sagt Umweltminister Stefan Wenzel (Grüne). Es komme daher darauf an, die Auswirkungen so „verträglich“ und gering wie möglich zu halten.

Laut Bundesverband Windenergie (BWE) findet

man über ein Fünftel der installierten Menge an Windenergie an Land im Nordwesten der Republik. Um die Ziele des Energiekonzeptes der niedersächsischen Landesregierung zu erreichen, sei „ein jährlicher Zubau von 750 Megawatt vonnöten“.

„Das Windgeschäft ist ein windiges Geschäft“, sagt Manfred Knake aus Holtgast im Landkreis Wittmund. Er und sein „Wattenrat“ kämpfen seit mehr als 20 Jahren gegen die Windmühlen in Ostfriesland. Anfangs einsam wie Don Quichotte, inzwischen flankiert von vielen Bürgerinitiativen.

In Ostfriesland treibt die Angst um den Tourismus Bürger auf die Barrikaden. In Ostfriesland sind viele Orte eingekesselt von Windrädern.

Knake sagt, dass die Menschen leiden, nachts nicht mehr schlafen können. „Die Leute müssen im eigenen Haus wandern, je nachdem wie der Wind steht.“

Knake hat ordnerweise aufgelistet, wer wo und wie vom Bau eines Windparks profi-

tiert. „Ganz viele Ratsmitglieder sitzen im Geschäft mit drin.“ Er spricht von Schmiergeldzahlungen. Beim Windpark Ugast habe der Hersteller der Kommune 500.000 Euro für die Zustimmung in Aussicht gestellt, erzählt Knake. Die Staatsanwaltschaft ermittelte. Die geplante Zuwendung wurde in eine Schenkung umgewandelt.

Die Unternehmen kassieren die Subventionen, die Stromkunden zahlen die Zechen, sagt Knake. „Was uns als Energiewende verkauft wird, ist ein Geschäftsmodell für Großanleger.“

## Abstand zu gering

Die Bürgerinitiativen im Oldenburger Land kritisieren, dass die Gemeinden die Kriterien beim Vergleich von Potenzialflächen häufig nicht transparent machten, die Baupläne zu lange unter dem Deckel hielten, gesetzliche Abstandsregelungen für Windräder nicht einhielten.

In Edewecht fürchtet man, dass die geplanten Windkraftanlagen nur einen Abstand von 600 Meter zu den Wohnhäusern haben, in Barßel sogar nur 500 Meter. Notwendig seien aber 2000 Meter, um gesundheitliche Gefahren auszuschließen – wie in Bayern.

In Niedersachsen sind sogar 400 Meter möglich. Für Matthias Elsner nicht übererschend. „Die Betreiber wollen so nahe wie möglich ans Netz der Gemeinde.“ Spart Kosten.



In Edewecht: Matthias Elsner (v.l.), Bernhard Kohls, Klaus Bannas, Marianne Kohls, Theo Schröder, Erika Bannas, Gerda Schröder, Inge Rowehl, Petra Kähne, Rainer Oldenburg.



Protest am Kammersand in Barßel: Sandra Tietjen (v. l.), Monika Oetje-Weber, Annegret Meyer, Christian Punke, Harald Tietjen.

BILDER: MARCO SENG

# Skandal um verfälschtes Bienenwachs aufgedeckt

**Verunreinigtes Bienenwachs – das klingt eher wie ein Nischenthema für Imker. Die Redakteurin geht einem Gerücht nach und stößt auf einen ausgewachsenen Skandal. Und auf eine Lücke in den Verordnungen, die offenbar von Geschäftemachern ausgenutzt wird.**

Ein Informant gibt Jasmin Bühler im Sommer 2016 den Hinweis auf verunreinigtes Bienenwachs in Wabenwänden, die für die Bienezucht verwendet werden. Der Vorwurf: Das an Imker verkaufte Wachs beinhalte fremde Stoffe, darunter Paraffin und Stearin. Imker, die dieses Wachs verwenden, setzen die Bienen einer tödlichen Gefahr aus. Den Berichten nach gehen ganze Bienenvölker ein.

Das Thema ist speziell, die richtigen Ansprechpartner nicht leicht zu finden. Die Redakteurin führt Gespräche mit Wachsexperten, Imkern, Verbänden und Instituten und Verbraucherschützern. Die zentrale Frage lautet: Wie gefährlich ist das gepanschte Wachs tatsächlich für die Bienen – und vielleicht auch als Honig für den Menschen?

Doch das ist schwer zu beantworten. Denn für die Wabenwände gibt es keine Bestimmungen, was die Inhaltsstoffe und deren Mengen anbelangt.

Wachs ist ein Graubereich – anders als Honig, der als Lebensmittel zählt und für den es genaue Vorgaben gibt. Als die Redaktion die erste Geschichte dazu veröffentlicht, erhält sie zahlreiche Rückmeldungen. Besorgte Imker und Verbraucher rufen an, Hersteller melden sich. Ein Imker initiiert eine Kampagne mit dem Ziel, die Inhaltsstoffe des Wachses zu reglementieren. Angeblich ist verfälschtes Wachs in ganz Europa im Umlauf.

Das Veterinäramt schaltet sich ein, die Staatsanwaltschaft, der deutsche Imkerbund und das baden-württembergische Landwirtschaftsministerium. Die Zeitung bleibt dran und begleitet den Skandal mit einer Serie. Sie bringt Licht ins Dunkel, leistet Aufklärungsarbeit. Um alle Beiträge der Serie auf einen Blick einsehen zu können, wird unter dem Link [www.schwaebische.de/wachsskandal](http://www.schwaebische.de/wachsskandal) ein Online-Dossier eingerichtet.

Schwäbische Zeitung

**Stichworte**

- ▶ Ernährung
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Landwirtschaft
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Umwelt
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft

**Kontakt:**  
 Jasmin Bühler, Redakteurin, Telefon: 0751/2955-2228, E-Mail: [j.buehler@schwaebische.de](mailto:j.buehler@schwaebische.de)

# Angst vor Bienensterben: Wachs offenbar verunreinigt

Bei Kontrollen werden Rückstände von Streckmitteln gefunden – Spur führt auch in die Region Ravensburg

Von Jasmin Bühler

RAVENSBURG - Die Imker in Deutschland sind besorgt: Seit geraumer Zeit tauchen bundesweit Bienenwachstafeln – sogenannte Mittelwände – auf, die mit Paraffin und Stearin gestreckt wurden – also mit Substanzen, die eigentlich für die Herstellung von Wachskerzen verwendet werden. Gerüchten zufolge stammt das gepanschte Bienenwachs aus Süddeutschland, vermutlich auch aus der Region Ravensburg. Das Gefährliche daran: Imker, die verunreinigte Wachstafeln gekauft haben, setzen ihre Bienen einer tödlichen Gefahr aus.

„Das Ganze ist eine undurchschaubare Geschichte“, sagt Klaus Wallner von der Landesanstalt für Bienenkunde an der Universität Hohenheim auf Anfrage der „Schwäbischen Zeitung“. Wallner wird in der Imkerszene als „Wachs-Papst“ bezeichnet. Keiner kennt sich so gut mit Bienenwachs aus wie er. Täglich untersucht er Wachsproben auf Rückstände. Bei verschiedenen Proben, die er jüngst kontrolliert hat, hat er eine Zumischung von fremden Stoffen festgestellt: darunter Paraffin, ein Abfallprodukt aus der Erdölindustrie, und Stearin, das aus pflanzlichen oder tierischen Fetten hergestellt wird. Beides sind Rohstoffe für Kerzen, gehören aber nicht

in das reine Bienenwachs, das Imker für ihre Bienenvölker zukaufen. Doch wie gelangen die Substanzen in das Bienenwachs? „Schwer zu sagen“, meint Wallner. Drei Möglichkeiten sind denkbar: Erstens, ein Händler hat die Stoffe bei der Wachsverarbeitung aktiv hineingemischt. Zweitens, dem Händler wurde von seinem Lieferanten verfälschtes Wachs untergejubelt. Drittens, ein Imker hat dem Händler bereits verunreinigtes Wachs zur Verarbeitung gegeben.

Einer der Imker, denen die Fälschung zuerst aufgefallen ist, stammt aus Norddeutschland. Er hatte Wachstafeln von einem Händler aus Süddeutschland gekauft. Für seine Bienen sollten die sechseckig vorgeprägten Platten eine Erleichterung sein. Die Insekten sollten sie zur Aufzucht ihrer Larven und zur Lagerung von Honig und Pollen nutzen. Doch die gut gemeinte Hilfe stellte sich schnell als Risiko heraus: Ein Teil der Waben zerbrach. Auch bemerkte der Imker, dass keine neuen Bienen

schlüpften, weil die Larven starben. Die Population stagnierte. Und die Bienen, die schlüpfen, verhielten sich seltsam. Sie brachten keinen Honig mehr. Für Imker eine Katastrophe.

**Eigenschaften ändern sich**  
 Frank Neumann vom Bienengesundheitsdienst in Aulendorf erklärt die Sache so: „Wenn reines Bienenwachs stark gestreckt wird, zum Beispiel mit Paraffin oder Stearin gestreckt wird, dann ändern sich die physikalischen Eigenschaften des Bienenwachses.“ Betroffen sind beispielsweise der Schmelzpunkt und die Konsistenz: „Bei verfälschtem Wachs laufen die Waben schon bei einer Aufsentemperatur von 30 Grad Celsius zusammen“, sagt Neumann.



Die Gefahr bei Mittelwänden aus gepanschem Wachs besteht unter anderem darin, dass sich die frisch geschlüpften Bienen aus den gummiartigen Waben nicht befreien können und sterben. FOTO: COLOURBOX

„Neben Neumann ein weiteres Problem: „Gepanschtes Wachs gibt Inhaltsstoffe an den Futtersaft ab, mit dem sich die Larven ernähren. Dadurch können im schlimmsten Fall Verkümmern oder Ausfälle bei der Brut entstehen.“

Nach Informationen der „Schwäbischen Zeitung“ sollen die verunreinigten Bienenwachstafeln ihren Ursprung unter anderem bei einem

Händler aus der Region Ravensburg haben. Auf Nachfrage beim Ravensburger Landratsamt heißt es: „Uns ist die Situation bekannt. Wir wissen von den Vorwürfen.“ Das Veterinäramt ist bereits tätig geworden und geht der Sache nach. „Die Untersuchungen laufen“, informiert das Amt. Das Regierungspräsidium Tübingen ist ebenfalls in Kenntnis gesetzt. Ein Sprecher teilt mit: „Aufgrund der noch nicht abgeschlossenen Prüfung können wir allerdings noch keine Auskünfte hierzu geben.“

Wie die „Schwäbische Zeitung“ jedoch in Erfahrung bringen konnte, gibt es eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft.

**Gestrecktes Wachs ist billiger**  
 Welche Ausmaße die Wachsfälschungen letztlich haben, lässt sich kaum abschätzen. „Wir können nicht sagen, wer und wie viele Händler und Imker betroffen sind“, sagt Klaus Wallner von der Uni Hohenheim. Die Kreuz ist nämlich: Bienenwachs gilt nicht als Lebensmittel. Entsprechend lasch sind hier die gesetzlichen Regelungen. Zertifikate existieren meist nicht und die Bienenwachstafeln sind auch nicht mit Nummern versehen, sodass eine Rückrufaktion möglich wäre. Für Betrüger, die vorsätzlich handeln, sind das Idealbedingungen. Zum checkrechten Lieferanten gestrecktes

Wachs zu niedrigen Preisen anbieten. Dieses Wachs mischen Händler zu, um ihre Wachsmenge zu steigern. „Seit drei, vier Jahren sind die Weltpreise für Bienenwachs nach oben gegangen. Da versucht jetzt der eine oder andere, sich einen Kostenvorteil zu verschaffen“, so „Wachspapst“ Wallner. Er macht klar: „Man kann hier schon von mafösen Strukturen sprechen.“

Das Schlimme daran ist laut dem Bienenspezialisten aber nicht nur der Imageschaden für das deutsche Bienenwachs, das bislang als unverfälscht gilt, sondern auch, dass das gepanschte Wachs nun in Umlauf kommt. Das geschieht so: Die Imker liefern ihre Wachsböcke bei einem Händler ab. Der schmilzt diese wiederum in großen Kesseln ein, um daraus neue Mittelwände zu produzieren. Dabei werden reines und unreines Wachs miteinander vermischt. Der Schaden nimmt seinen Gang. Eine Lösung des Problems könnte sein, bei jeder Wachs-Charge eine Probe zu entnehmen. „Aber das ist aufwendig und teuer“, erklärt Wallner. Der Endverbraucher, der gerne Honig auf sein Frühstückbrötchen schmirt, kann indes aufatmen: „Honig enthält in der Regel keine Wachsrückstände“, erklärt Frank Neumann vom Bienengesundheitsdienst in Aulendorf. Eine Gefahr für den Menschen bestehe deshalb nicht.

# Bienenwachs-Skandal: Imker erstattet Anzeige wegen Betrugs

Opfer aus Rheinland-Pfalz geht gegen Herstellerbetrieb aus dem Kreis Ravensburg vor – Ermittlungen laufen

Von Jasmin Bühler

RAVENSBURG - Neue Erkenntnisse im Bienenwachs-Skandal: Nach Recherchen der „Schwäbischen Zeitung“ gibt es Vermutungen, wonach die Streckmittel Paraffin und Stearin dem Bienenwachs bei der Herstellung von Mittelwänden bewusst zugemischt worden sind. Bleibt nur die Frage: Wo und von wem? Die Behörden wollen diese Fragen nun klären.

Wie berichtet, sind Mittelwände in Umlauf, die unerlaubte Substanzen beinhalten. Für Honigbienen können die verunreinigten Produkte eine Gefahr bedeuten. Der Grund: Die Mittelwände dienen den Bienenvölkern als Basis für ihre Waben, in denen sie ihre Brut aufziehen oder Honig einlagern. Wenn die Mittelwände von schlechter Qualität sind, dann können Waben zerbrechen oder Bienenlarven sterben. Genau das ist bei einem Imker aus Rheinland-Pfalz passiert, der Mittelwände im Kreis Ravensburg erworben hat.

Wie die Ravensburger Staatsanwaltschaft mitteilt, liegt ihr dazu jetzt eine Anzeige vor. Der Vorwurf lautet auf Betrug. Es soll um Mittelwände gehen, bei denen zusätzlich zum enthaltenen Bienenwachs ein Stearin-Gehalt von 25 Prozent gemessen wurde. Vonseiten der Staatsanwaltschaft heißt es: „Der Geschädigte macht geltend, nicht die von ihm gewünschte Ware, nämlich reines Bienenwachs, sondern ein synthetisches Wachs geliefert bekommen zu haben, was für seine Imkerei untauglich sei.“ Die Staatsanwaltschaft Zweibrücken leitete die Anzeige an Ravensburg weiter. Seit Mittwoch sind die Ermittlungen im Gange.

Die Schwierigkeit bei alledem: Es muss geprüft werden, woher das verunreinigte Wachs kommt. Verwendete der Händler absichtlich Streckmittel, um eine größere Menge zu produzieren zu können? Oder kaufte er einem Lieferanten unwissentlich unreines Bienenwachs ab? „Eigentlich hilft hier nur, die Warenströme zu analysieren“, sagt Klaus Wallner von der Landesanstalt für Bienenkunde an der Universität Hohenheim. So könne auch eingegrenzt werden, wie viele Imker letztlich von dem Skandal betroffen seien.

**Zweiter Fall in Ost-Württemberg**  
 Das Ravensburger Veterinäramt hat bereits Untersuchungen in dem besagten Betrieb im Kreis Ravens-

burg aufgenommen. Die Ergebnisse hierzu werden bis Mitte kommender Woche erwartet.  
 Nach Kenntnisstand der „Schwäbischen Zeitung“ soll es darüber hinaus ein zweites Fälschungsdelikt geben: In diesem Fall bestanden die Mittelwände zu 100 Prozent aus Paraffin. Wie ein Informant berichtet, soll das Paraffin mit gelber Farbe gefärbt gewesen sein, sodass es sich optisch nicht von Bienenwachs unterscheidet. Diese Paraffin-Mittelwände wurden wohl in einem Betrieb aus dem östlichen Baden-Württemberg hergestellt.

RAVENSBURG - Das gefälschte Bienenwachs, das in Mittelwänden verarbeitet wurde, bereitet der Imkerschaft weiter Kopfzerbrechen. Die Mittelwände sollen aus Betrieben in Süddeutschland stammen, auch aus dem Landkreis Ravensburg (SZ vom 10. September). Die Imker sind verunsichert, die Händler ebenfalls. Ein erstes Unternehmen, die Wachszieherei Zengerle aus Grünkraut, hat sich jetzt bei der „Schwäbischen Zeitung“ gemeldet und sich von inkorrekten Produktionsmethoden distanzieren.

„Wir sind in keinster Weise betroffen“, sagt Inhaber Jörg Zengerle. „Wir setzen seit Jahrzehnten auf handwerkliche Tradition und produzieren nach bestem Wissen und Gewissen.“ Zengerle sagt, er habe schon einige Anrufe von besorgten Kunden bekommen. Allen habe er versichert, dass sein Betrieb nicht derjenige sei, der die Mittelwände in Umlauf gebracht habe. Auf der Firmenhomepage hat Zengerle eine

entsprechende Stellungnahme veröffentlicht. Darin heißt es: „Das von uns verarbeitete Bienenwachs stammt ausschließlich aus dem regionalen Wachskreislauf unserer Imkerkunden; das heißt, wir verwenden für die Mittelwandproduktion kein fremdes zugekauft oder ausländisches Bienenwachs. Wir verarbeiten unser Bienenwachs naturbelassen und setzen keinerlei Stoffe zu.“ Im Gespräch mit der SZ erklärt der Firmenchef, warum er auf einen „unverfälschten Wachskreislauf“ Wert legt, wie er es nennt. Zengerle: „Die Imker bringen ihr Bienenwachs zur Umarbeitung zu uns. Das sind pro Imker zwischen einem und zehn Kilo Wachs.“ Das Wachs wird in Kesseln eingeschmolzen. Zwischen 300 und 400 Kilogramm füllt ein Kessel in dem Grünkrauter Betrieb. Anschließend erfolgt die Weiterverarbeitung zu Mittelwänden. „Unsere Mittelwände bestehen also nur aus ober-schwäbischem Bienenwachs“, so Zengerle. Jedoch gibt er auch zu bedenken: „Wir können nicht jede angelieferte Wachs-Charge kontrollieren. Deshalb sind wir auf die Imker angewiesen.“ Dementsprechend spiele Vertrauen eine essenzielle Rolle. Laut dem Grünkrauter Unternehmer ist Bienenwachs ein natürlicher Stoff, der sich nicht synthetisch herstellen lässt. Bienenwachs setzt sich aus vielen verschiedenen Substanzen zusammen. Dazu gehören auch Kohlenwasserstoffe, die dem Paraffin ähnlich sind. Zengerle: „Bienenwachs beinhaltet von Natur aus zwischen elf und 14 Prozent solcher Kohlenwasserstoffe.“ Doch einmal angenommen: Ein Imker liefert Wachs an, das einen überdurchschnittlichen Paraffingehalt hat. Und dieses Wachs wird mit dem Wachs anderer Imker in dem großen Kessel eingeschmolzen. Was dann? „Das macht sich bei kleineren und mittleren Chargen kaum bemerkbar“, meint der Wachsziehermeister, „der Paraffinschnitt geht dann nur unmerklich nach oben.“



Bienenwachs ist ein von Honigbienen abgesondertes Wachs, das sie zum Bau von Bienenwaben nutzen. Synthetisch lässt sich Bienenwachs nicht herstellen. FOTO: COLOURBOX

# Auf den Spuren der illegalen Müllsammler

**Kaum steht der Sperrmüll an der Straße, kommen schon Autos mit ausländischen Kennzeichen. Schatzjäger durchforsten den Abfall systematisch und nehmen Brauchbares mit. Die Reporter nehmen Kontakt mit den Müllsammlern auf und folgen dem Weg des Mülls – dem offiziellen und dem inoffiziellen.**

Als mal wieder über den Sperrmüll und die dubiosen Müllsammler gesprochen wird, werden Lisa Kleinpeter und Helge Ahrens neugierig. Jeder in der Region kennt die Kastenwagen, die vor Sperrmüllsammlungen durch Städte und Dörfer fahren. Doch niemand kennt die Menschen darin, weiß, wonach sie suchen, was mit den Funden geschieht.

Das Durchwühlen und Entwenden des Sperrmülls ist verboten. Die illegalen Sammler werden häufig als organisierte Banden dargestellt. Die Reporter wollen diese Menschen vorurteilsfrei porträtieren. Als Schatzjäger, die vom Wohlstandsmüll leben. Und sie wollen dazu alle Perspektiven der Geschichte beleuchten.

Die Recherche dauert mehrere Wochen. Größte Herausforderung dabei: Sperrmüllsammler zu finden und dazu zu bringen, mit sich reden und sich fotografieren zu lassen. Die Reporter gewinnen das Vertrauen einiger Müllsammler und begleiten sie mehrere Tage lang.

Zusätzlich sprechen die Autoren mit Anwohnern und Mitarbeiter der offiziellen Sperrmüllsammelfahrzeuge, befragen den Betriebsleiter der Abfallwirtschaft, die Polizei und Behörden in anderen Kommunen nach ihren Erfahrungen.

Sie lassen sich den legalen Weg des Mülls erklären. Welche Teile des Sperrmülls wie verwertet werden, welche Zahlen dahinterstehen. Und sie fahren nach Hamburg, von wo aus Sperrmüllschätze in die ganze Welt verschifft werden. Nach vielen Versuchen können sie Händler in Gespräche verwickeln.

Herausgekommen ist eine Reportage, die die zwei Seiten der Geschichte textlich und grafisch darstellt. Einerseits die Müllsammler, ihre persönlichen Geschichten, die gefundenen Schätze und was sie ihnen einbringen, die Vorurteile, denen sie begegnen – der nicht ganz legale Weg, den der Sperrmüll nimmt. Andererseits die Menschen entlang der offiziellen Entsorgungskette, in den Behörden, in den Müllwagen, am Schrottplatz.



Eine Geschichte, die Vorurteile widerlegt und aufklärt. Und die nicht zuletzt dem Leser vor Ort zeigt, was mit dem Müll, den er an den Straßenrand stellt, wirklich passiert.

**Stichworte**

- ▶ Alltag
- ▶ Arbeitswelt
- ▶ Ausländer
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Hintergrund
- ▶ Recherche / Investigation
- ▶ Umwelt
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft

**Kontakt:**  
Helge Ahrens, Redakteur, Telefon: 0162/2090022, E-Mail: hahr@svz.de

## Blickpunkt

# Schatzjäger im Wohlstandsmüll

Sie heißen Mirek, Vasco, Mehmet oder Yasar. Sie fahren in Transportern durch Dörfer und durchstöbern den Sperrmüll. Sie leben von dem, was die Wegwerfgesellschaft aussortiert. Von muffigen Teppichen, alten Fernsehern, klapprigen Fahrrädern... Die einen halten sie für Kriminelle. Die anderen für pfiffige Zweitverwerter.

So sehen die zwei Seiten der Geschichte aus. Einer Geschichte über Recht und Unrecht, über Vorurteile und Geschäftemacherei. Einer Geschichte über das schmutzige Geschäft mit dem Sperrmüll. Ein Blick in die Schattenwelt der Sperrmüllsammler.

*Eine Reportage von Lisa Kleinpeter & Helge Ahrens*

„Ein guter Pole ist ein Pole ohne Hände.“ Grinsend steht Mirek an seinem weißen Transporter, blinzelt in die Sonne und lässt die Handkante auf seinen Arm herabschnellen. „Ist doch so“, sagt der 41-Jährige und zieht an seiner Zigarette. „Die Leute denken, wir Polen klauen alle.“ Blumenkästen, eine abgebrochene Harke, Tapetenrollen, eine rostige Schubkarre liegen auf einem Haufen im Amselweg in Krenzliner Hütte bei Ludwigslust. Morgen wird der Sperrmüll abgeholt. Heute ziehen neun alte Transporter hier ihre Kreise. DMI, POT, P – ausländische Kennzeichen. Das fällt auf in dem kleinen Ort. Mirek und seine Frau Agnes stehen mit ihrem Sprinter vor dem Müll. Das Paar lebt von dem, was wir wegschmeißen. „Haste Glück, findest du was, haste kein Glück, haste nichts.“



Der Kurde Yasar (l.) und der Bulgare Vasco stehen in Alt Krenzlin vor Vascos Transporter. Man kennt sich. Man lässt sich in Ruhe. Links: Mirek aus Polen sammelt seit zwölf Jahren Sperrmüll.

Steffen Grünwaldt sitzt in seinem Büro vor einem Aktenordner mit Zahlenkolonnen. „Die Bewohner fühlen sich massiv belästigt von den Sammlern.“ Belästigung, Angst, Diebstahl, Ärger sind die Worte, die fallen, wenn der Betriebsleiter des Abfallwirtschaftsbetriebes Ludwigslust-Parchim auf die Sperrmüllsammler angesprochen wird. Sie würden nachts durch die Orte fahren, Krach machen, Grundstücke betreten, an Ortseingängen campieren, Chaos im Müll anrichten.

Mirek deutet auf den Schlafplatz hinter der Fahrerkabine. „Da liege ich. Meine Frau schläft auf dem Sitz.“ Er lacht. Eine Fahrerkabine – das ist alles. Für Mirek und Agnes, beide 41, die meiste Zeit ihr rollendes Zuhause. Geduscht wird in Raststätten, Freunde trifft man auf Parkplätzen. Ein Mikrokosmos im Transporter. Immer auf der Suche nach dem Schatz im Sperrmüll. Einmal war es eine alte Suzuki. Für die beiden ist das

Vasco, 55, kämpft am Rande von Alt Krenzlin mit einem Teppich – 20 bis 30 Euro. Im HSV-Dress hievt der Bulgare die Beute in seinen weißen Transporter. Als Mirek und Agnes vorbeifahren, nickt er. Man kennt sich. Man lässt sich in Ruhe. Ein grünes sattelloses Fahrrad, ein staubiger Fernseher, ein Radio – es ist noch viel Platz im Transporter. Kaputte Geräte repariert der gelernte Elektriker selbst oder seine Freunde in Bulgarien. Nebenbei steht sein Sohn Dennis, 32, im Bayern-T-Shirt an einem zweiten Sprinter. Sperrmüllsammeln als Familienunternehmen. „Eine Woche, bis die Wagen voll sind“, schätzt Vasco. Dann geht es zurück in die Heimat – 2000 Kilometer bis in den bulgarischen Bezirk Russe. 2000 Kilometer für eine Ladung Wohlstandsmüll. Das Geschäft wird mühsamer. Patrouillierten früher noch fünf Sperrmüllsammler durch die Dörfer, sind es inzwischen zehn oder 15. „Mehr Konkurrenz, weniger Ausbeute“, sagt Vasco und winkt ab. Warum die beiden das machen? „Scheiß Politik in Bulgarien. Wenig Geld.“

Wem gehört der Sperrmüll überhaupt? „Die zur Abfuhr bereitgestellten Abfälle dürfen von Unbefugten nicht durchsucht und nicht entfernt werden, das gilt insbesondere für den am Straßenrand abgelegten Sperrmüll sowie Haushalts-, Elektro- und Elektronikschrott.“ So heißt es in Paragraf 8 der Abfallsatzung des Landkreises. „Sobald die Menschen den Müll herausstellen“, gehört er der Abfallentsorgungsgesellschaft“, stellt Synke Kern vom LKA in MV klar. Wer dagegen verstößt, begeht eine Ordnungswidrigkeit. Die niemand ahndet.



Zum Wegschmeißen zu schade: Ein Amselwegbewohner (r.) gibt dem Polen Thomas, was er selbst nicht mehr braucht.

Zweimal im Jahr dürfen die Dorfbewohner im Landkreis Ludwigslust-Parchim ihren Sperrmüll an die Straße stellen. Auf polnischen Märkten bieten Händler Pläne mit den Abholzeiten an – für die Schatzjäger. In anderen Kreisen in MV und auch in Schwernin gilt ein Bestellsystem. Jeder Haushalt kann einmal oder zweimal im Jahr seinen Sperrmüll entsorgen lassen. Ein Angebot, das die Einwohner wenig nutzen. Bei 53 000 Haushalten in Schwernin gibt es im Jahr nur 6000 bis 7000 Abholungen. Zu diesem System will auch der Landkreis Ludwigslust-Parchim – und nebenbei die lästigen Schatzsucher loswerden. Am 1. Januar 2017 soll es so weit sein.



Zweimal im Jahr wird der Sperrmüll in Krenzliner Hütte abgeholt.

Sperrmüllsammeln heißt vor allem warten. Mirek und Agnes stehen wieder im Amselweg in Krenzliner Hütte. Ein türkisarberer Transporter fährt vor. „Thomas“, sagt Mirek. Zigaretten glimmen auf. Seit fünf Jahren lebt Thomas vom Sperrmüll. In Polen war der 39-Jährige arbeitslos. Drei Kinder muss er versorgen: 3, 8 und 18 Jahre alt. Sie warten in Miltsch auf ihren Vater. Warum er das macht? Weil das alle machen. Miltsch – das sei quasi der Geburtsort der Sperrmüllsammler, Deutschland ihr Mekka. 900 Transporter pendeln ununterbrochen allein zwischen dem 12 000-Einwohnerort und der Bundesrepublik hin und her. „Vor 25 Jahren fuhr der erste. Dann auch der Nachbar und irgendwann alle.“

„Brauchst du ihn, kaufst du ihn. Brauchst du ihn nicht mehr, kommen wir und sammeln ihn ein.“ So sieht Yasar das Thema Kühlschrank. Der Kurde, Halbglatze, Schnauzer, ist offiziell arbeitslos, lebt seit 1973 in Hamburg. Zum Sperrmüll fährt er nur, wenn er Lust hat. Warum er das macht? Für seine Frau und seine zwei Jungs. Einen Wandhaken emporhaltend, verkündet der 58-Jährige im Schatten der Bäume von Alt Krenzlin: „Egal was – wir nehmen das mit.“ Er lacht. Sein Glück: „Wenn etwas nicht funktioniert, schmeißen die Deutschen es weg.“ Ein kaputter Kühlschrank bringt in der Billstraße in Hamburg 10 bis 20 Euro.

37 550 000 000 Kilogramm wiegt der Müllberg, den die Deutschen Jahr für Jahr produzieren – statistisch mehr als 450 Kilo pro Person. 29 Kilo davon landen als Sperrmüll am Straßenrand. Dazu kommen weitere neun Kilo Elektroschrott. Der Landkreis Ludwigslust-Parchim entsorgt 11 200 Tonnen Sperrmüll – 50 Kilo pro Person. Jedes Jahr werden es 200 bis 300 Tonnen mehr. Und dennoch: Von einst 1 000 Tonnen Altmüll erreichen nur noch sieben bis acht Tonnen die Entsorger. Der Rest – verschwindet.

Steffen Grünwaldt ist überzeugt, dass sich organisierte Banden über seinen Müll hermachen. Der Landkreis registrierte „ganz viele Beschwerden“ von Anwohnern. Viele hätten Angst, die Einbruchszahlen stiegen. Wie viele Anrufe gibt es? Das lasse sich nicht genau sagen, so der 43-Jährige. Voreinigigen Jahren habe es Kontrollen mit der Polizei gegeben. Ergebnis: Einige Bußgelder wegen fehlender Papiere. „Du verjagst die, und nach drei Monaten sind die wieder da.“



## Hinter den Kulissen beginnt das Kürprogramm

*Gerade im Lokalen ist der Kulturbetrieb von Lobbyisten getrieben. Alle wollen sie in Vorberichten und Rezensionen gewürdigt werden. Sich aus diesen Zwängen zu befreien, ist die hohe Kunst der Lokalredaktion. Nichts eignet sich dazu besser als die Kür. Die breite Palette dieses Arbeitsfelds, von der Kunstvermittlung bis zur Kulturpolitik, von der Inszenierung bis zur Finanzierung, von der Unterhaltung bis zur Sinnstiftung bietet unzählige Möglichkeiten. Besonders spannend ist es, hinter die Kulissen zu blicken und mit eigenen Initiativen zu glänzen. Dafür öffnen Lokalredaktionen heute alle multimedialen Kanäle.*

▶ Preisträger 2016

▶ Politik lokal

▶ Wirtschaft lokal

### **KULTUR LOKAL**

▶ Sport lokal

▶ Gesellschaft lokal

▶ Panorama lokal

▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte by  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolat  
sch (Bürgerha

# Illegale Praktiken rund um die Theaterkneipe

**Die Leitung des städtischen Theaters trickst bei der Vergabe der Betreibererlaubnis für die Theaterkneipe, sie wendet illegale Praktiken bei der Finanzierung von Umbau und Betrieb der Kneipe an. Und das mitten in Freiburg. Während Politik und Kontrollaufsicht wegschauen, recherchiert die Zeitung und deckt den Skandal auf.**

Als die ungeheuerlichen Vorgänge rund um die Theaterkneipe im November 2016 vom Rechnungsprüfungsamt bestätigt werden, ist der Oberbürgermeister empört. Dabei wollte er bis zuletzt nicht wahrhaben, worüber die Lokalzeitung seit eineinhalb Jahren berichtet hatte: Die Leitung des städtischen Theaters hat ihre Theaterkneipe mit unsauberen und illegalen Methoden finanziert und betrieben.

Bereits im Sommer 2015 geht die Zeitung Hinweisen aus der Gastroszene nach. Bei der Vergabe der Erlaubnis für den Kneipenbetrieb an einen Freiburger Galeristen sei getrickt worden. Ein Team der Stadtreaktion findet heraus, dass der neue Pächter eine seltsame Gesellschaftskonstruktion aufgebaut und seinen Unterpächter über den Tisch gezogen hat.

Das ist der Auftakt zu einer Reihe von Artikeln: Es geht um groteske Verträge, die die Theaterleitung unterschrieben hat, um undurchsichtige Kneipenbetreiber, insolvente Unterpächter, falsche Zusagen des Kulturdezernats und stille Teilhaber mit Wohnsitz im Libanon.

Die Recherche gestaltet sich schwierig. Doch die Lokalzeitung bleibt an dem Fall dran und schafft es, das Dickicht zu entwirren. Es dauert Monate, bis einige Stadträte reagieren und Akten-einsicht fordern. Stückchenweise kommt die ganze Geschichte ans Tageslicht.

Die Folge: Das Theater muss Gelder zurückerstatten und das Inventar ablösen. Die Kneipe wird über ein Jahr geschlossen, wodurch auch Ein-



nahmen wegfallen. Wenngleich es sich nicht um Millionensummen handelt, so ist dieser Fall doch ein Beleg für das eigenmächtige Vorgehen eines Apparats – in diesem Fall der Theaterleitung – und das Versagen der verwaltungsinternen Kontrollsysteme. Der Zähigkeit der Stadtreaktion ist es zu verdanken, dass der Skandal aufgearbeitet wird.

**Stichworte**

- ▶ Hintergrund
- ▶ Kultur
- ▶ Kommunalpolitik
- ▶ Kontinuität
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Wächteramt

**Kontakt:**  
Uwe Mauch, Leiter Stadtreaktion, Telefon: 0761/496 5200, E-Mail: mauch@badische-zeitung.de



Die neue UB hat bereits Außensitzplätze, die Passage 46 gegenüber kann auf welche hoffen. FOTO: RITA EGOSTEN

## Theater um die Passage 46

**Ex-Betreiber erhebt Vorwürfe nach Insolvenz der Gastro-GmbH, die Angegriffenen wehren sich**

VON UNSEREM REDAKTEUR JOACHIM RÖDERER

Der Streit um die Passage 46 im Theater eskaliert: Nach der Insolvenz der Gastro-GmbH hat der Ex-Pächter der Lokalität und langjährige Betreiber der Jackson-Pollock-Bar an gleicher Stelle dem Theater und dem neuen Betreiber unsaubere Methoden vorgeworfen – die Angegriffenen weisen die Anschuldigungen in aller Entschiedenheit zurück. Die Stadtverwaltung wiederum teilte mit, dass sie den Theaterplatz nun doch neu gestalten lassen will. Dabei könnten dann auch Außensitzplätze für die Passage 46 entstehen, sagt Bürgermeister Ulrich von Kirchbach.

Im September 2014 hat im Theater im Durchgang zwischen Bertold- und Sedanstraße die Passage 46 als Nachfolgerin der Jackson-Pollock-Bar eröffnet. Die für die Gastronomie zuständige Passage 46 GmbH schütterte jetzt nach nur neun Monaten Laufzeit in die Insolvenz. Diese Nachricht wiederum hat Ex-Betreiber Christian Matthiesen auf den Plan gerufen. Er hat an Stadträte und Medien einen offenen Brief geschrieben. „Hochtapfer und Betrüger unter sich“, heißt die Überschrift – und die harschen Vorwürfe zielen auf Matthiesens Nachfolger, den neuen Passagen-Betreiber und Galeristen Henrik Springmann und auf die Theaterleitung.

Der frühere Betreiber der Jackson-Pollock-Bar unterstellt in seinem Wutbrief unter anderem, die Passage 46 habe für 400 000 Euro eine „steuerfinanzierte Innenrichtung“ bekommen. Völlig falsch, sagt Intendantin Barbara Mundel. Dieses Geld sei bei dem lange geplanten Umbau in Lüftung, Elektrik oder Brandschutz geflossen.

Heißel ist jedoch ein anderer Punkt, den Ex-Betreiber Matthiesen anspricht. Danach soll Henrik Springmann als Geschäftsführer der „Dachfirma“ Theaterpassagen GmbH etwas mehr als 3000 Euro als Monatsmiete an das Theater bezahlt haben. Unter-

pächter Wulf Piazolo, Geschäftsführer der Pleite gegangenen Gastro-GmbH Passage 46, habe monatlich 13 000 Euro zahlen müssen. Die Summe wird auch in Gastro-nomenkreisen kolportiert und von anderen Insidern als realistisch eingeschätzt. „Eine absolute Lüge“, wehrt sich Henrik Springmann. „Ich habe mit der Passage 46 bislang noch kein Geld verdient, sondern nur Geld gebracht.“ Wulf Piazolo will sich aktuell wegen des noch laufenden Verfahrens nicht äußern. Die viel geübte Innenrichtung haben Piazolo und Springmann gemeinsam bezahlt – auch hier habe der weitaus größere Anteil, so sagen Insider, bei Piazolo gelegen.

Stadt will Vorschlag für Gestaltung des Theaterplatzes

Das Theater hat einen Vertrag mit der von Springmann geleiteten GmbH geschlossen und weiß nichts über das Innenverhältnis der Pächter. Die Passage 46 lief die ersten Monate super, auch wenn wir noch lange nicht da waren, wo wir mit dem Raum hin wollten“, sagt Intendantin Mundel. Sie wisse aber, dass die Theaterpassage ein komplexer Lokaltitel sei, schon allein wegen der langen Sommerpause des Theaters. Wie geht es nun weiter? Die Intendantin glaubt, dass Engagement von Betreiber Springmann „am seidenen Faden hängt“. Der Galerist

traut sich ein Weitermachen mit einem jungen kreativen Team zu. Er will aber künftig auch bei der Gastro mitreden.

Dassens gibt es noch um die Außenbewirtung. Die Betreiber sagen, diese sei ihnen vom Theater vertraglich zugesichert worden und sie bräuchten sie auch zwingend, um über den Sommer zu kommen. Intendantin Mundel spricht davon, dass die Außenbewirtung in Aussicht gestellt worden sei. Die Außenbewirtung hätte sie aber auf jeden Fall zuvor mit dem Theaterausschuss besprechen müssen, räumt sie ein. Das Theater hatte auch bereits einen Antrag gestellt, der aber bei Stadtverwaltung und Gemeinderat nicht durchkam. Obenhin kann den Antrag auch nur der Pächter selbst stellen.

Doch die Dinge sind in Bewegung. Eine Außengastro-Zwischenlösung könnte sich für die Passage 46 auf der Bertoldstraße finden. Und: Die Stadt will das Büro Faktorgin, das den Platz der Alten Synagoge überplant, um einen Gestaltungsvorschlag für den Theaterplatz bitten, sagt Bürgermeister Ulrich von Kirchbach. Dabei soll in Absprache mit der Uni und den Nachbarn im Sedanquartier auch eine dauerhafte Außenfläche für die Passage 46 entstehen. Die Rede ist von 40 Plätzen. Die Platzüberplanung findet auch die Theaterintendantin richtig. „Schon nach wenigen Tagen UB-Betrieb sieht man, dass sich der Platz zum neuen Hotspot entwickelt.“ Aber: Das Bürgerforum Sedanquartier hat auch diese Woche noch einmal vor der weiteren Kommerzialisierung des öffentlichen Raums gewarnt.

„Das Konzept muss fein säuberlich in den Ratsgremien besprochen werden, wir wollen nicht weiter Wildwuchs fördern“, verlangt Kulturliste-Stratag Atai Keller. Ihn wundern auch die Turbulenzen der Passage 46: „Wer in nur neun Monaten die zentrale Lokalität der Stadt an die Wand fährt, muss viel Miswirtschaft betreiben.“ Auch was das Kulturkonzept angeht, sei viel zu viel versprochen worden. Und er fügt noch hinzu: „Freiburg ist nicht New York.“



Und es hat Boom gemacht: Die Insolvenz sorgt für heiße Diskussionen. FOTO: PHILIPP KIEFER

### MÜNSTERECK

#### Ende der Passage 46 GmbH **Weit weg vom Anspruch**

Von Bernhard Amelung

Gerade mal ein Jahr – so lange hatte das gemeinsame Kunst-Bar-Clubprojekt von Theaterintendantin Barbara Mundel und Galerist Henrik Springmann geöffnet. Selbst in der schnelllebigen Clubwelt ist das eine kurze Zeit. Das bei der Eröffnung im September 2014 erklärte Ziel, einen Ort zu schaffen, der die Popkultur in Freiburg voranbringen sollte, ist deutlich verfehlt worden. Drei Gesellschaften fast identischen Namens haben sich Galerist Henrik Springmann und sein Gastronom Wulf Piazolo für den Betrieb ausgedacht. Letzterer ist nun unter der Konstruktion zusammengebrochen. Das sieht auch für Springmann schlecht aus, der mit großen Ambitionen angetreten ist und nach wie vor das Sagen hat. Dass die Passage 46 gut angenommen und geschätzt wurde, lag vor allem an Barchef Boris Grüner und seinem Team. Die sind nun weg und werden wohl auch nicht wieder kommen. Die Bruchlandung geht spätestens jetzt auch die Kommunalpolitik an, denn Verpächter ist schließlich das Stadttheater, und das Projekt hat einen kulturpolitischen Anspruch, für den die Stadt auch Geld locker gemacht hat. Bevor Springmann die alten Ziele mit einem neuen Bar- und Clubbetreiber zu erreichen versucht, sollten Verwaltung und Gemeinderat analysieren, was genau schief gelaufen ist.

▶ [amelung@badische-zeitung.de](mailto:amelung@badische-zeitung.de)



### MÜNSTERECK

#### Passage 46 ohne Springmann **Die Reißleine gezogen**

Von Joachim Röderer

Henrik Springmann hat die Reißleine gezogen und ist aus der Passage 46 ausgestiegen. Der Galerist ist grandios gescheitert – gemessen gerade auch an den Erwartungen, die er selbst vor einem Jahr bei seinem Einstieg geweckt hatte. Doch die Sache bleibt skurril: Springmann übergibt seine Geschäftsanteile nun an einen Geschäftspartner von Wulf Piazolo, der eigentlich ein Verkaufsfreund hätte und der gerade erst die Gastro-GmbH der Passage 46 fulminant an die Wand gefahren hatte – auch wegen der immens hohen Pacht, welche die Gastro-GmbH an die Dachgesellschaft von Hauptanteilseigner Springmann zahlen musste. Das alles wird nun erst einmal viele neue Fragen auf. Und: Über den plötzlichen Absprung waren weder das Theater als Verpächterin noch die Stadt Freiburg informiert worden. Schwer vorstellbar, dass die Verpächter diese Brückierung einfach so hinnehmen. Theater und Stadt müssen nun ganz schnell die Verträge darauf abklappen, ob ein solches Wechselspiel überhaupt rechtlich möglich ist. Denn wenn nicht schnell ein schlüssiges Konzept auf den Tisch kommt, dann kann nur ein kompletter Neustart die Passage retten.

▶ [roederer@badische-zeitung.de](mailto:roederer@badische-zeitung.de)



### MÜNSTERECK

#### Passage 46 **Ein teurer Alleingang**

Von Joachim Röderer

Es hatte etwas von Freiburg trifft New York. Die Passage 46 sollte, so die vollmundige Ankündigung, ein „neuer kultureller und gastronomischer Hotspot“ werden. Es wurde ein Debakel. Und zuletzt war die Passage 46 nur noch ein Hotspot für Rechtsamt und die neue kaufmännische Direktorin, die schwierige Aufräumarbeiten leisten mussten. Das Theater, dem im Vertrag kein Kündigungsrecht zustand, hat den Vertrag nun auflösen können, indem es Geld fürs Inventar und Vorauszahlung rücküberweist. Damit ist der Eigenbetrieb mit einem dunkelblauen Auge davon gekommen. Noch sind ein paar Fragen zu dem teuren Alleingang offen – auch das städtische Rechnungsprüfungsamt hat die Fehler klar angesprochen, die Gemeinderäte ebenfalls. Es geht eben um sehr viel öffentliches Geld. Dass künftig das Theater derlei Verträge anders handhaben wird, dieses Versprechen kann man der neuen Direktorin abnehmen. Bleibt die Frage nach der Zukunft der Passage 46. Hoffentlich hat der neue Intendant, der 2017 den Dienst antritt, da mehr Fortuna. Die schicke Bar, die Freiburgs Nachtleben guttut, muss zwingend mit Leben gefüllt werden – fürs Theater, aber auch fürs Theater hinaus. Ohne neues Konzept bliebe die Passage nämlich nur eines: Freiburgs teuerster Pausenraum aller Zeiten.

▶ [roederer@badische-zeitung.de](mailto:roederer@badische-zeitung.de)



### MÜNSTERECK

#### Theater um die Passage 46 **Das war ein starkes Stück!**

Von Joachim Röderer

Das war ein richtig dickes Ding, das sich das Theater mit der Passage 46 geleistet hat – und zwar von Anfang bis Ende. Der Eigenbetrieb handelte eigenmächtig, eigenständig – und mit einer eigenwilligen Auslegung der Vorschriften. Städtische Fachleute im Rechtsamt und in der Kämmererei, die hätten helfen können, hat man gar nicht erst gefragt. Auch davor schon soll es keine gute Zusammenarbeit mit dem Rathaus gegeben haben. Es ist ein finanzieller Schaden entstanden und ein Imageschaden. Das Haus, das sich gerne sozial und fast schon klassenkämpferisch als „Heart of the City“ gibt, ist da ziemlich fahrlässig mit öffentlichem Geld umgegangen – und hat mit Vorsatz die Finanzhoheit des Gemeinderates unterlaufen. Das war und ist ein starkes Stück. Und die Vorgänge haben auch den Kulturbürgermeister und die Intendantin beschädigt und das nicht wenig. Dass es am Ende finanziell noch einigermaßen glimpflich ausgefallen ist, ist das Gute im Schlechten. Dabei hätte die Passage 46 ja absolut das Potenzial, im Freiburger Kultur- und Nachtleben eine gute Rolle zu spielen. Deswegen muss nun auch der Blick nach vorne gehen. Und da bleibt die Hoffnung, dass sich ein Konzept findet, das zu Freiburg und seinem Theater passt, das länger hält als nur neun Monate – und das bald an den Start geht.

▶ [roederer@badische-zeitung.de](mailto:roederer@badische-zeitung.de)



# Orgeltest zum Lesen, Hören und Schauen

**Orgeln gibt es in nahezu jedem Ort, für viele Menschen gehören sie zum sonntäglichen Leben dazu. Doch kaum jemand weiß, wie Orgeln funktionieren, warum sie klingen, welche Geschichte sie haben. Die Redaktion erzählt diese Geschichte – und sie lässt die Instrumente multimedial erklingen.**

Orgeln kann man beschreiben, aber es ist noch besser, sie zu hören. Deshalb tun sich für die Serie „Stiftung Orgeltest“ ein Kultur- und ein Online-Redakteur zusammen. Sie holen sich einen Orgelsachverständigen der evangelischen Landeskirche Baden-Württemberg und besuchen 13 Orgeln sowie zwei Orgelbauwerkstätten im Verbreitungsgebiet.

Die „Orgeltester“ verfolgen mehrere Ziele: Erstmals sollen außerhalb einer Fachpublikation herausragende Orgeln der Region um schwäbische Heidenheim vorgestellt werden. Mit den Möglichkeiten des multimedialen Storytellings will das Team den Instrumenten, aber auch dem Handwerk des Orgelbaus und der Kunst des Orgelspiels erzählerisch gerecht werden. Der Wert der Orgeln als schützenswerte Denk-

male soll herausgearbeitet werden. Die breite Leserschaft soll erfahren, welche Kleinodien ihr Dorf oder ihre Stadt beherbergt. Und schließlich soll eine Dokumentation entstehen, die über den Tag hinaus Bestand hat.

Die Serie ist als Lese-, Hör- und Schauspiel angelegt. Bei Erscheinen in der Tageszeitung führen QR-Codes zu den entsprechenden Videos. Ein Online-Dossier ([www.swp.de/heidenheim/thema/hz-orgeltest/](http://www.swp.de/heidenheim/thema/hz-orgeltest/)) fasst alle Teile mit Fotos und Klangproben zusammen.

Um die Geschichte jeder Orgel und des Orgelbaus am Stück zu erzählen, haben die Autoren die Arbeit darüber hinaus als E-Book veröffentlicht, das neben Text und Fotos auch Klangproben enthält.

## HEIDENHEIMER ZEITUNG

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Heimat
- ▶ Kultur
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Unterhaltung

Die Resonanz ist beachtlich, in der Zeitung ebenso wie online und auf YouTube. Die Autoren bekommen nach dem Erscheinen zahlreiche Anfragen, eine gleichartige Orgelschau auch in anderen Teilen Deutschlands zu unternehmen.

### Kontakt:

Arthur Penk, Redakteur Online-Redaktion, Telefon: 07321/347-213, E-Mail: [arthur.penk@hz-online.de](mailto:arthur.penk@hz-online.de)

## KULTUR

# Wer Wind sät, wird Musik ernten

„Stiftung Orgeltest“ (1): Am Ende klingen die Pfeifen – Grundlagenforschung beim Gienger Orgelbauer Link



### Reger bei Starkregen

Orgelkonzert mit Jan Chrost

Wer dem Starkregen und dem Gewitter am Sonntagabend trotz Regen und Weg in die Marienkirche nahm, wurde für durchnässtes Schuhwerk mit einem anspruchsvollen Orgelkonzert belohnt. Kirchenmusiker Jan Martin Chrost bot Kostbarkeiten wie Johann Sebastian Bachs Präludium und Fuge Es-Dur BWV 552.

Der Organist, seit nunmehr einem Jahr im Kantorenamt in Heidenheim, spielte nach Bachscher Tradition die beiden Sätze getrennt und hoch mit einer Organo-pleno-Registrierung den festlichen Charakter des Präludiums hervor. Chrost arbeitete die drei thematisch konkurrierenden Segmente mit nicht zu forschendem Tempo, aber mit spielerischem Temperament und sicherem Gespür für die dynamischen Ausprägungen heraus. Der komplexe, ja Kontrast im inneren Teil mit seiner durchsichtigen Klanglichkeit. Was sich da fast „italienisch“ anhöre, ist eine enorm schwierige Partie, dennoch mit duffigen Echowitzwirkungen und konzertantem Schwung. Glänzend gestaltete er die klangliche Wirkung des Ritornells und die Vierstimmigkeit im Fugato.

Diesem prächtigen Werk folgte „O Lamm Gottes unschuldig“ aus dem Orgelbüchlein, bei dem es Jan Martin Chrost verstand, den Cantus firmus im Tenor und das folgende „Schmerzmotiv“ besonders hervorzuheben. Das Andante aus Bachs Triosonate E-Moll BWV 528 erklang mit tröstlicher Heiterkeit trotz seines eher kontemplativen Charakters.

Bei „O Mensch, bewein dein Sünde groß“, ebenfalls aus dem Orgelbüchlein, arbeitete Jan Martin Chrost gekonnt ein besonderes Einfühlungsvermögen, indem er nach diesem eher ernsten Stück jetzt die Fuge, genauer gesagt die Trippelfuge zum anfangs dargebotenen Präludium Es-Dur erklingen ließ, souverän das erste Thema, taktischer die zweite Fuge, tänzerisch leicht die dritte.

Mit Jacques van Doremssens „Nun ruhen alle Wälder“ brachte Jan Martin Chrost einen niederländischen Komponisten zu Gehör, der im Jahre 2015 verstorben ist und harmonisch reizvoll gearbeitet hat. Der Cantus firmus wurde mit flüssig dargebotenen Verzerrungen ausgestaltet und hatte durch natürliches Melos einen fast tröstlichen Charakter.

Als „Knaller“ am Schluss dieses bewegenden Konzerts brachte Jan Martin Chrost die verkürzte Fassung von Max Regers Phantasie und Fuge D-Moll op. 153b. Hier, allerdings groovend gestaltete Chrost das tänzerische Thema dieses emotional wirkenden Stücks mit seinem Leggiero-Kaskaden, Sprühend und begeistert spielte Chrost die Arpeggien, Läufe und akkordischen Steigerungen. Besonders präzise kam die Verlangsamung des Tempos am Schluss bis zum Adagissimo. Die Verdichtungen und rhythmischen Wandlungen meisterte Jan Martin Chrost mit bemerkenswerter Präzision und gleichzeitig mit spielerischem Temperament. Hier arbeitete ein Organist, der Technik und Emotion zu verbinden wusste und Regers geistprühendes Werk mit all seinen harmonischen wie rhythmischen Facetten lebendig und mit Wärme vorzutragen wusste.

Hans-Peter Leitenberger

Die Orgel ist die Königin der Instrumente. Und Königinnen gewissermaßen ganz privat präsentieren wir im Rahmen einer Serie, die die Orgeltester heute zunächst nach Giengen führt, wo sie sich aus Gründen der Grundlagenforschung in der Orgelbau-Firma Gebrüder Link umgesehen haben.

Dort wandeln sie auf Schritt und Tritt eindeutig auf historischem Boden, denn die Firma Link ist in Giengen nicht nur seit über 150 Jahren präsent, sondern gleichzeitig auch die einzige deutsche Orgelbau-Firma aus dem 19. Jahrhundert, die noch existiert.

Gegründet wurde die Firma im Jahr 1851 von den Zwillingen Paul und Johannes Link, die sich seinerzeit in Giengen niederließen, da sie mit dem Neuaufbau der Orgel für die Stadtkirche beauftragt waren. Seit 1856 ist die Firma dort ansässig, wo man sie noch heute findet, am Memminger Torplatz, Hausnummer 10, wo sich seitdem gar nicht so viel verändert hat und wo nach wie vor direkt vor der Manufaktur die beiden Gebäude stehen, die sich die Brüder Link damals als Wohnhäuser hatten bauen lassen.

Die Firma wuchs rasch. Über 60 Mitarbeiter beschäftigte Link in den goldenen Jahren von 1890 bis zum Ersten Weltkrieg, in denen allein 500 Orgeln entstanden. Diese Zeiten sind vorbei. Mit acht Mitarbeitern ist Link trotzdem noch ein immerhin mittelgroßer Orgelbauer. Link-Organen sind auf fast allen Kontinenten zu finden, lediglich Australien ist nicht auf der Weltkarte des Hauses verzeichnet. China, Chile, Argentinien, Japan, Korea, Brasilien oder Indien sind die exotisch klingenden Lieferadressen, Frankreich zum Beispiel ist gut bestückt, vor allem aber selbstverständlich Süddeutschland. Geschäftsführer von Gebrüder Link ist Thomas Wohleb. Und dieser wiederum hat sich unserer Orgeltester angenommen und sie vor Ort mit den Grundlagen des Orgelbaus vertraut gemacht.

Damit eine Orgel klingen kann, muss sie zunächst mit Wind, also mit der Orgel zugeführter komprimierter Luft, versorgt werden. Heute besorgt dies ein Elektromotor, früher mussten dazu durch Treten mit den Füßen große Bläsezüge in Bewegung gesetzt werden. Der Wind wird durch hölzerne Windkanäle in die sogenannte Windlade weitergeleitet, die das Kernstück der technischen Anlage einer Orgel darstellt.

Dort vollziehen sich die mechanischen, pneumatischen oder elektrischen Schaltvorgänge, um die vom Spieler gewünschten Pfeifen ertönen zu lassen. Dies geschieht, sehr vereinfacht formuliert, so: Das Drücken einer Taste der Klaviatur wird durch eine mechanische Bewegung über feine Holzleisten in die Windlade weitergegeben, wo die Mechanik, so ein Register gezogen wurde, auch dafür sorgt, dass das der Taste zugeordnete Ventil geöffnet wird, auf der die zugehörige Pfeife des mittels Taste gewählten Tones steht. Es wird also, noch ein wenig grober formuliert, nachdem eine Taste gedrückt wurde, ein Gestänge in Bewegung gesetzt, das letztlich am Tonventil endet und den Wind unter der Pfeife freigibt.

Was sich kinderleicht anhört, ist freilich filigrane und ausgeklügelte Konstruktionsarbeit.

Das Stichwort Pfeife ist ebenfalls schon gefallen. Es gibt Holz- und es gibt Metallpfeifen, wobei bei den Metallpfeifen noch zwischen den sogenannten Labial- oder Lippenpfeifen, die nach dem Prinzip Blockflöte funktionieren, und den sogenannten Lingual- oder Zungenpfeifen unterschieden wird. Bei letzteren, denen das Klarinettenprinzip zugrunde liegt, versetzt der Wind ein dünnes Messing- oder Kupferplättchen in Schwingung.

Grundsätzlich kann man sagen, dass, bei gleicher Länge, eine Pfeife umso voluminöser klingt, je weiter sie im Durchmesser gebaut, also mensuriert ist. Je enger sie gebaut ist, desto heller und obertonreicher klingt sie – und je länger, desto tiefer. Bei Metallpfeifen spielt allerdings auch noch der Bleianteil in der Zinn-Blei-Legierung, aus der die Pfei-



Auf historischem Boden in Sachen Orgelbau: Thomas Wohleb präsentiert die heiligen Hallen der Gienger Manufaktur Gebrüder Link. Über den im Bild oben rechts eingeblendeten QR-Code gelangt man per Smartphone oder Tablet direkt zur Filmreportage.

fen in der Regel hergestellt sind, eine Rolle. Je höher der Bleianteil ist, desto weicher ist das Material und desto weicher klingt der Ton. Bei Holzpfeifen klingt eine Pfeife aus Ahorn beispielsweise härter als eine aus Nadelholz, aus dem in der Regel die meisten und tief klingenden Pfeifen gebaut sind.

Eine oben mit Deckel versehene, gedeckte oder gedackte Pfeife, klingt eine Oktave tiefer, da in ihr die entstehende Luftsäule am Deckel reflektiert und somit verdoppelt wird. Um das tiefe C, den tiefsten Ton auf der Klaviatur, abzubilden, benötigt man eine Pfeife von 2,40 m Länge, was in der Orgelsprache im alten Maß, also mit 8 Fuß angegeben wird. Es gibt auch noch längere Pfeifen und tiefere Töne, die dann zumeist vom Pedal aus gespielt werden. Für ein C eine Oktave unter dem tiefen C benötigt man demzufolge eine Pfeife, die 16 Fuß oder 4,80 m lang ist. Noch eine Oktave tiefer wären

wir bei 32 Fuß oder 9,20 m angelangt. Deckelt man nun beispielsweise, wie oben beschrieben, eine 8-Fuß-Pfeife, erzielt man denselben tiefen Ton, für den man bei offener Bauweise eine 16-Fuß-Pfeife benötigen würde.

Holzpfeifen übrigens stellt Link noch selbst her. Die eigene Pfeifenwerkstatt mit Pfeifengießerei für Metallpfeifen war 1970 geschlossen worden. Heute kommen die Metallpfeifen von der 2002 gegründeten Firma Wörle in Syrgenstein, zuvor hatte die bis 2003 existierende Firma Bier in Giengen Link beliefert.

Nach wie vor aber werden erst bei Link, wenn man so will, den Pfeifen die Flötentöne beigegeben wird. Es geschieht in der sogenannten Intonierstube, wo die klangliche Gestalt jeder Pfeife einer Orgel maßgeschneidert wird. Denn ein Pfeifenrohling, der übrigens, wie vor 300 oder mehr Jahren, nach wie vor ausschließlich in Handarbeit hergestellt

wird, klingt noch reichlich unausgegoren.

Das vollständige Pfeifenwerk einer Orgel wiederum besteht aus mehreren Pfeifenreihen, in denen jeweils Pfeifen gleicher Bauart und Klangfarbe stehen, die Register genannt werden und über die Registerzüge vom Spieltisch angeschlossen werden. Die Zusammenstellung der Register einer Orgel wird Disposition genannt und bestimmt die Einsatzmöglichkeiten einer Orgel, etwa ob sie lediglich im Gottesdienst erklingen oder auch als Konzertinstrument gespielt werden soll. Die größte Orgel im Landkreis Heidenheim, die Stadtkirchenorgel zu Giengen, hat 51 Register.



Die „Orgeltester“ unterwegs: Am kommenden Samstag werden Manfred Kubiak, Arthur Penk und Thomas Wohleb (von links) in Dischingen Station machen.



# Eine Plattform für Macher und Nachmacher

**Sächsische Zeitung**  
Was uns verbindet.

**In vielen Teilen von Sachsen beherrschen Arbeitslosigkeit, Überalterung und der Rückgang von Lebensqualität den ländlichen Raum. Andererseits gibt es viele kleine Initiativen, die die Gemeinschaft beleben. Die Redaktion stellt die Künstler und Kulturinitiatoren vor. Die Porträtierten sind das Gegenteil von Pegida.**

Die Autoren fragen sich: Gibt es einen Zusammenhang zwischen den geringeren werdenden Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen, und der steigenden Zahl der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen? Gerade im ländlichen Raum wie in Ostsachsen ist die Zustimmung zur AfD so hoch wie nirgends sonst in der Bundesrepublik. Seit mehr als zwei Jahren protestiert Pegida in Dresden, die Sympathisanten der Bewegung kommen mehrheitlich aus ostsächsischen Kleinstädten.

Doch es gibt auch die andere Seite des strukturellen Wandels. Es sind die Gestalter, die für ihre Region etwas tun. Die nicht andere verantwortlich machen, sondern selbst verantwortlich werden. Die nicht wegziehen oder aufgeben, sondern etwas für ihren Ort

und viel für die Gemeinschaft tun. Künstler und Kulturinitiatoren, Mäzene und Macher, Menschen, die schon seit Jahren für Anziehungspunkte in ihrer Region sorgen, oder andere, die etwas Neues ausprobieren. Die Serie „Tote Hose? Kultur in der Region entdecken“ rückt diese Kulturinitiatoren vom Land in den Mittelpunkt.

Die Zeitung will damit mehr als nur aktive Menschen porträtieren. Sie verfolgt einen konstruktiven Ansatz. Der Leitgedanke: Kultur kann Menschen ohne erhobenen Zeigefinger erreichen. Sie verbindet, bildet, fördert. Die Künstler und Kulturinitiatoren, die das leisten, brauchen Aufmerksamkeit, Zuspruch und Mitstreiter. Ihr gutes Beispiel soll auch andere ermutigen, sich zu engagieren.

Die Reaktionen sind durchweg positiv. Macher selbst melden sich bei der Redaktion, Leser schlagen Protagonisten vor, und auch der Redaktion selbst fallen immer wieder neue Beispiele ein. Was ursprünglich als begrenzte Serie angelegt war, wird zum Selbstläufer. Die Redaktion entscheidet sich, die Serie weiterzuführen.

Nichts los auf dem Land? Von wegen!

### Stichworte

- Gesellschaft
- Heimat
- Kultur
- Menschen
- Unterhaltung

### Kontakt:

Johanna Lemke, Feuilleton-Redakteurin, Telefon: 0351/48642647, E-Mail: lemke.johanna@ddv-mediengruppe.de

## Machen wir's gemeinsam

Nichts los auf dem Land? Von wegen! Gerade in der sächsischen Region ist Kultur nicht nur schön, sondern auch nützlich.

VON JOHANNA LEMKE

Der Bus hält hier schon lang nicht mehr. Irgendwo gab es mal einen Landgasthof, in dem Bands spielten, aber der letzte Betreiber fand: Lohnt sich nicht mehr. Das nächste Theater liegt 80 Kilometer entfernt, wer kein Auto hat, kommt abends nach der Vorstellung nicht mehr nach Hause. Tote Hose eben. Andererseits: Die Nachbarn helfen sich untereinander, die Luft ist gut, das Windrad stört nur wenig. In Sachsen lebt fast die Hälfte der Bevölkerung im ländlichen Raum. Also dort, wo man nicht ohne Weiteres Zugang zu städtischer Infrastruktur hat. Jobs gibt es zwar wenige, dennoch entscheiden sich viele, zwar zur Ausbildung in die Stadt zu gehen, danach aber wiederzukommen. Manche ziehen wegen der Ruhe aus den Städten aufs Land, einige bleiben für immer. Den Schwund hält das nicht auf. Die Prognosen sagen voraus, dass Städte wie Dresden oder Leipzig um 10 bis 20 Prozent wachsen werden in den nächsten 20 Jahren. Die Bevölkerung in der Region hingegen, das ist keine Neuigkeit, überaltert. Kleine Ortschaften schrumpfen. Es gibt weniger Ärzte, man kommt schlechter von A nach B, auf schnelles Internet kann man sowieso nicht hoffen.

### Landlust oder Landfrust?

Und es geht nicht nur um die zwingenden Notwendigkeiten. Sachsen ist Kulturland – aber auf dem Dorf sieht es zunehmend schlecht aus mit dem kulturellen Angebot. Die Politik setzt mit aller Kraft auf die Förderung der „Leuchttürme“, die sich vorwiegend in den Städten befinden. Und fragt sich: Warum Geld in ein Kleinstadttheater pumpen, das immer weniger Menschen besucht? In den letzten Jahrzehnten hat die Dichte des Kulturangebots außerhalb der Städte dramatisch abgenommen. Damit fällt nicht nur die Möglichkeit weg, sich unterhalten zu lassen, sondern auch die, über Musik, Theater, Kino, Kunst und Literatur andere Sichtweisen auf die Welt zu erleben – sich zu bilden und den Blick zu weiten. Vor allem aber bedeutet der Verlust des kulturellen Angebots in der ländlichen Region, dass es noch weniger Orte gibt, an denen man – außerhalb des privaten Rahmens – in Austausch gerät, miteinander streitet und vielleicht Konsens findet. Denn Kultur ist nicht nur passiver Genuss. Im besten Fall regt sie an, andere Welten zu durchdenken, Alternativen in Erwägung zu ziehen. Und das ist nicht wenig. Die gesellschaftliche Teilhabe von Menschen, die auf dem Land leben, wird so immer schwieriger, je älter und immobil sie werden. Hin und wieder wurde vorsichtig geschätzt, dass etwa zwei Drittel der „besorgten Bürger“, die sich montags in Dresden treffen, aus dem sächsischen Umland kommen. Es ist eine Behauptung, aber vielleicht ist was dran. Beim Gespräch in Dresden plaudert er leidenschaftlich über die Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu beteiligen und der steigenden Zahl



Mehr als Geld brauchen Kulturschaffende auf dem Land eins: Mitstreiter. Foto: gpa

der Unzufriedenen, die Minderheiten für ihre Probleme verantwortlich machen? Bereitet das Leben auf dem Land also nicht nur Lust, sondern auch viel Frust? Tatsache ist: Es tut gut, wenn im direkten Umfeld etwas Schönes passiert. Wenn jemand einen Gemeinschaftsgarten anlegt, in dem man beim Jäten ins Gespräch kommt. Eine Scheune, in der Dorfbewohner

### Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

EINE SERIE DER SÄCHSISCHEN ZEITUNG

ner Konzerte organisieren. Oder einfach einen Stammtisch, an dem nicht gemosert, sondern über einen guten Umgang mit den Flüchtlingen im Dorf diskutiert wird. Das alles gibt es natürlich. Das Bild von der sächsischen Region, das wissen alle, die dort wohnen, ist in Wirklichkeit tausendmal facettenreicher, als es oft dargestellt wird. Thomas Leppert erlebt das häufig. Er arbeitet für die Robert-Bosch-Stiftung, die mit dem Förderprogramm „Neulandgewinner“ Vereine, zivilgesellschaftliche Initiativen und Kulturprojekte unterstützt. „Wenn man glaubt, dass es da nichts gibt, hat man sich getäuscht“, sagt er. Das Pro-

gramm „Neulandgewinner“ hatte ursprünglich vor, dem demografischen Wandel etwas entgegenzusetzen. Aber: „Der ländliche Raum braucht keine Defizitförderung“, so Leppert. Natürlich gebe es Orte, an denen von der ursprünglichen Infrastruktur wenig übrig geblieben sei. Aber gerade in kleinen Gemeinden habe er viele Projekte vorgefunden, die von Bürgern gestemmt werden. „Dort fühlen sich die Menschen für ihre Gemeinschaft verantwortlich und wollen sich kümmern.“ Das Gefühl, etwas für das Dorf, für die Region tun zu wollen, finde sich überall. Nach dem Motto: Wir sind hier es so wenige, dann lasst uns doch zusammen etwas auf die Beine stellen. Dabei seien es gar nicht immer konkrete Angebote für den Alltag, also zur Mobilität, Bildung oder Medizin, sagt Leppert. Sondern Mehrgenerationenhäuser, Frauennetzwerke oder eben Kulturinitiativen. „Die Projekte stiften Sozialkapital. Sie setzen sich dafür ein, dass die Menschen ein besseres Leben haben.“

Menschen wie diese stellt die Sächsische Zeitung ab heute in einer neuen Serie vor: Es geht um Künstler und Kulturinitiatoren, um Mäzene und Macher. Um Leute, die etwas ausprobieren, um andere, die schon seit Jahren für Anziehungspunkte in ihrer Region sorgen. Die Serie heißt „Tote

Hose? Kultur in der Region entdecken“ und rückt Landbewohner in den Mittelpunkt, die eben nicht wegziehen oder aufgeben, sondern etwas für ihren Ort und für die Gemeinschaft tun. Denn mehr als Geld brauchen die Kulturschaffenden in der Region eins: Mitstreiter. Ob im Leipziger Land, im Dreiländereck in der Lausitz oder rund um Meißen – Kultur blüht, aber eben manchmal so lokal, dass man schon 20 Kilometer weiter nichts davon weiß. Die Bewohner bringen Kunst dahin, wo man sie nicht vermutet. Dort, wo am wenigsten Menschen wohnen, ist der Freiraum oft am größten.

### Ganz nah dran

Manche Leser der Sächsischen Zeitung könnten einige der Protagonisten bereits kennen, andere haben Sie bei Gelegenheit vielleicht sogar selbst getroffen. Das Schöne ist ja, dass die Initiativen und Künstler meistens sehr nah dran sind an der Nachbarschaft. Vielleicht lernen Sie durch die Serie auch neue Köpfe kennen oder werden daran erinnert, was Sie bei sich um die Ecke erleben können. Denn eins ist klar: Tote Hose ist da noch lange nicht!

■ In der nächsten Folge stellen wir Ihnen den untrüglichen Denkmallehaber Sven-Erik Hiltner aus der Sächsischen Schweiz vor.

## Die Würde des Sachsen hängt vom Wohnort ab

Ohne politische Programme geht die ländliche Region baden – sagt der Experte, der das Kulturraumgesetz erfindet.



Theodor Vogt leitet das Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen. Foto: Foto: W. Witschen

Matthias Theodor Vogt nennt sich „Vater des Kulturraumgesetzes“, das er 1994 konzipierte und das Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen und ist Gründer des Studiengangs „Kultur und Management“ an der Hochschule Zittau/Görlitz. Beim Gespräch in Dresden plaudert er leidenschaftlich über die Geschichte Sachsens, das Land und die Krise. Es geht immer: um Kultur.

### Herr Vogt, wie steht es um die sächsische Region?

Zunächst muss ich fragen: Was verstehen Sie unter „Region“? Wenn Sie sich darunter das klassische Dorf vorstellen, also eine Ansiedlung von Häusern mit Menschen, die ihren Lebensunterhalt durch Forst-, Land- oder Fischwirtschaft bestreiten, dann sprechen wir nur von zwei Prozent der sächsischen Bevölkerung. Der Begriff „ländlich“ passt nicht auf die Lebenswirklichkeit von Riesa, Freiberg oder Zwickau.

### Ist das so schlimm?

Ja, weil leider bei vielen Bürgern und Meinungsmachern ganz tief in ihren Köpfen verankert ist, dass das normale Leben in „Städten“ spielen würde. Darunter wiederum verstehen sie Metropolitide mit mindestens einer halben Million Einwohnern. Tatsächlich wohnen in diesen Städten nur 15 Prozent der Bevölkerung. In den Großstädten mit einhundert- bis fünfhunderttausend Einwohnern leben weitere 16 Prozent. Die weit überwiegende Mehrheit der Deutschen und der Sachsen lebt in Städten mit weniger als hunderttausend Einwohnern. Keineswegs in Dörfern.

### Also nicht ländlich?

Sie leben im Landkreisraum, diesen Begriff verwende ich lieber. Er löst keine Emotionen aus, weder Sympathie noch Antipathie, er ist neutral. So wird man nicht unwillkürlich von einer Abscheu vor dem Landpomeranzentum beeinflusst. Landkreise haben meist um die 250.000 Einwohner. In Sachsen mit seiner hohen Kultur-, Gymnasien- und Krankenhausdichte auch in den Landkreisen finden Sie Urbanität in ihrem engeren Radius.

Dann also erneut die Frage: Wie steht es um die sächsischen Landkreise?

kommen sie dann nicht zurück, nicht nur die Landarztstellen bleiben unbesetzt. Wie wollen sie, wenn sich ein Tendenz sich fortsetzt, umsichtige Führungskräfte für die Verwaltung oder die lokale Politik heranzuziehen? In manchen kleineren Orten Brandenburg findet man schon heute keine Bürgermeisterkandidaten.

### Welche Rolle spielt die Bevölkerung im ländlichen Raum, wenn es um Phänomene wie Pegida geht?

Der Freistaat hat die Dramatik der Entfremdung in den Landkreislernen noch nicht verstanden. Es gibt keine der Größe des Problems angemessenen Programme zur Ortsverbundenheit oder zur Stärkung des zivilgesellschaftlichen Engagements. Man gibt Gutachten in Auftrag, die die Ent-

### Tote Hose?

Kultur in der Region entdecken

EINE SERIE DER SÄCHSISCHEN ZEITUNG

wölkerung des Landkreises als notwendige oder gesteuerte Unumstößlichkeit darstellen. Und wundert sich dann über den Aufschrei der Landräte. Diese Systemrealität trägt ihre Mitschuld an noch ganz anderen Problemen als nur Pegida.

### Was wäre die Alternative?

Die Wirtschaftsschwäche Sachsens und die Schwäche seiner Zivilgesellschaft sind nicht voneinander zu trennen. Unternehmbarkeit und Kultur haben vom 19. bis zum 20. Jahrhundert – vor dem braunen und vor dem blauen Spuk – eine ganze Region zur Weltmarktführerschaft in vielen Einzelprodukten befähigt. Eine funktionierende Zivilgesellschaft und die Fähigkeit, wirtschaftlich seinen Mann oder seine Frau zu stehen, hängen unmittelbar zusammen.

### Was schlagen Sie vor?

Was wir wirklich brauchen, ist eine Kampagne nach innen, für die Grundwerte der Freiheit und der Bürgerschaftlichkeit. Das sollte uns zum Beispiel fünf Millionen Euro im Jahr für zehn Jahre oder 0,027 Prozent des Haushaltes wert sein. Die Stärke Sachsens in seiner Vergangenheit war seine Zivilgesellschaft. Die Schweizer nennen das

Citoyenneté. Dieses französische Wort meint dasjenige Element, das den Einzelnen erst zum aktiven Bürger macht, der sein Land mitgestaltet und sich nicht vor „denen da oben“ fürchtet oder gar von ihnen alles erhofft. Diese Citoyenneté müssen wir ermuntern, erüchtigen, evozieren. Wir müssen Kulturpolitik neu denken.

### Wie konkret?

Im Haushalt 2017/18 muss beim Kulturraumgesetz zunächst einmal eine angemessene Erhöhung der institutionellen Förderung ermöglicht werden. Allerdings unter der Bedingung, dass die kommunalen Träger in exakt gleicher Höhe mitziehen und nicht schon wieder eine Landeserhöhung für eine Kommunaliminderung nutzen. Unter dieser Voraussetzung könnte man dann auf meinen früheren Vorschlag zurückkommen, zwanzig Prozent des Etats in jedem Kulturraum vorzuzahlen für Projekte zur Stärkung eben jener Citoyenneté. Also zur Wurzelbildung gerade auch der jungen, gebildeten und weiblichen Sachsen im Landkreisraum.

### Das Argument ist: Das Geld ist knapp.

Es gibt einen riesigen Überschuss bei Bund, Ländern und Sozialversicherungen. Wieso macht man kein Steuerprogramm, durch das das Geld, die in Landkreislernen leben, gezielt beworben werden? In der Oberlausitz wohnen 14 Prozent der Sachsen, aber nur zwei Prozent der Wissenschafts- und Kunstmittel Sachsens fließen zurück. Hier wohnen zwei Drittel der Wähler. Ich bin gespannt, ob wenigstens eine der im Landtag derzeit vertretenen Parteien ein adäquates Programm für diese überwiegende Mehrheit ihrer Wähler zustande bringen wird.

### Kann das für Sachsen ein Vorbild sein – auch für Kultur in Landkreislernen?

Sachsen erhält 42,5 Prozent der Einkommensteuer, das eröffnet sich hochinteressante Spielräume für einen Ausgleich von fünfundsiebenzig Jahren Ungerechtigkeit. Hier wohnen zwei Drittel der Wähler. Ich bin gespannt, ob wenigstens eine der im Landtag derzeit vertretenen Parteien ein adäquates Programm für diese überwiegende Mehrheit ihrer Wähler zustande bringen wird.

■ Das Gespräch führte Johanna Lemke.

# Lesen plus Heimat ist Lokalzeitung

**Wie kann man Kinder fürs Lesen und zugleich für ihre Heimat begeistern? Indem man einen Wettbewerb organisiert. Die Zeitung lässt Schulklassen im Wissensquiz gegeneinander antreten. Dabei geht es nicht um Klugheit, sondern darum, wer den Lokalteil aufmerksam gelesen hat.**

Die Lokalzeitung sucht die Heimatprofis. Dafür startet sie ein Schulprojekt, an dem alle weiterführenden Schulen im Verbreitungsgebiet teilnehmen: Ein Gymnasium, eine Realschule und vier Mittelschulen. Aus jeder Schule macht eine achte Klasse bei der Aktion mit und bekommt für vier Wochen die Heimatzeitung in die Schule geliefert. Zum einen können die Lehrer das Blatt für ihren Unterricht nutzen. Zum anderen werden aus jeder Klasse drei Schüler ausgewählt, die den Lokalteil genauer lesen müssen.

Nur um das Lokale geht es beim Wettbewerb. Denn nach den vier Wochen steht der große „Heimatprofi“-Abend auf dem Programm: Auf einer Bühne vor Hunderten von Zuschauern kommt es zum Wissensquiz. Jeweils zwei Schulen, vertreten durch die drei

Schüler, treten gegeneinander an. Der Redaktionsleiter stellt Fragen zu Themen, über die in den vergangenen vier Wochen im Lokalteil berichtet wurde, und die Schüler müssen richtig antworten.

Der Ablauf ähnelt den bekannten Wettbewerben in Fernsehshows: Wer zuerst auf den Knopf drückt, muss antworten; bei einer richtigen Antwort gibt es einen Punkt, bei einer falschen einen Punkt für den Gegner. Bei fünf Punkten ist das Duell gewonnen. Die besten Schulen qualifizieren sich fürs große Finale.

Die Zeitung wirbt zuvor mit mehreren Berichten im Blatt sowie auf Facebook für das Projekt. Die Veranstaltung selbst wird per Livestream übertragen, hinterher als Zusammenfassung mit Interviews ins Netz gestellt.

## Schongauer Nachrichten

Die Resonanz ist hervorragend. Die Schulen sind mit Eifer dabei, Eltern kommen mit Plakaten und ganzen Fanclubs zum „Heimatprofi“-Abend. Natürlich sind die angeblich so schlaunen Gymnasiasten der Favorit. Doch am Ende gewinnt eine Mittelschule. Fazit: Die Aktion wird auf jeden Fall fortgesetzt.

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Kultur
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Schule
- ▶ Unterhaltung

### Kontakt:

Boris Forstner, Redaktionsleiter, Telefon: 08861/92-130, E-Mail: lokales@schongauer-nachrichten.de

### GROSSER SCHUL-VERGLEICHSWETTKAMPF

# Die SN suchen die Heimat-Profis

Wissen Sie, was in Schongau Norden entstehen soll? Was kürzlich in Burggen aufgelöst wurde? Oder wie viele Bands bei der Peitinger Musikknacht auftreten? 18 Schüler von sechs Schulen aus dem Schongauer Land sollten so etwas bald wissen. Denn sie treten am 30. Juni beim Großen Schul-Vergleichswettkampf „Die SN suchen die Heimat-Profis“ gegeneinander an.

VON BORIS FORSTNER

**Schongau** – Junge Menschen zum Lesen motivieren, ist schon in der Schule oft schwer. Als die SN deshalb mit der Idee des Vergleichswettkampfs auf die Schulleiter zugehen, waren sie sofort Feuer und Flamme. Denn Lesen ist die Voraussetzung: Vier Wochen lang bekommen die teilnehmenden 8. Klassen die Schongauer Nachrichten in die Schule geliefert. Die jeweiligen Lehrer können damit im Rahmen des „Klasse“-Projekts des Münchner Merkur zum Beispiel Stilformen wie Bericht oder Kommentar durchnehmen.

Die drei Teilnehmer am Vergleichswettkampf, die aus dem Wellen-Gymnasium und der Pfaffenwinkel-Realschule Schongau sowie den Mittelschulen Schongau, Peiting, Steingaden und Rott kommen, müssen aber genauer hinschauen. Denn nach knapp vier Wochen Lektüre steht am Donnerstag, 30. Juni, um 18 Uhr im Jakob-Pfeiffer-Haus der große Vergleichswettkampf an – dann



Mit einem Buzzer wird beim Schul-Vergleichswettkampf „Die SN suchen die Heimat-Profis“ hantiert. PANTHERMEDIA/FK

suchen die SN die Heimat-Profis. Vor hoffentlich vollem Haus – der Eintritt ist frei – treten immer jeweils zwei Schulen auf der Bühne gegeneinander an. Redaktionsleiter Boris Forstner wird Fragen stellen über Themen, die innerhalb der vier vorangegangenen Wochen im Lokalteil der Schongauer Nachrichten standen. Wer am schnellsten

auf den Buzzer haut und die richtige Antwort weiß, sichert sich einen Punkt. Eine falsche Antwort bedeutet einen Punkt für den Gegner, bei fünf Punkten ist das Duell gewonnen. Gespielt wird in zwei Dreier-Gruppen, es folgen die Halbfinals und schließlich das große Finale. Die Achtklässler der vier Mittelschulen sind schon ganz heiß darauf, es den „schlaunen“ Gymnasiasten im Heimatwissens-Wettstreit zu zeigen. Welches Schüler-Trio sich den Titel des Heimat-Profis sichert, bekommt mit seiner gesamten Klasse einen Tagesausflug in die Bavaria-Filmstudios spendiert mit Führung durch die Filmstadt, Besuch des 4D-Erlebnis-Kinos und der Filmentdeckerwelt Bullyversum. Außerdem gibt es einen Wanderpokal, an dem sich die Sieger-Klasse ein Jahr erfreuen kann – bis

nächsten Sommer die nächste Auflage der Heimat-Profis ansteht. Es soll nämlich eine jährliche Institution werden. Vor der Finalrunde werden die Rock'n'Roller, für Getränke und Brotzeiten sorgt die Schongauer Kolpingsfamilie. Für die Klassenkameraden, die ihre Mitschüler auf der Bühne anfeuern sollen, sind einige Plätze reserviert, aber ansonsten sind alle Bürger willkommen – als aufmerksame Zeitungsleser können Sie zumindest still mitraten. Möglicherweise wird die Veranstaltung auch per Livestream übertragen.

Nach den Pfingstferien werden wir die Kandidaten der jeweiligen Schulen noch einmal gesondert vorstellen, vermutlich auch mit einem kreativen Video. Außerdem wird es eine Gruppen-Auslosung geben.

### DAS SIND DIE SN-HEIMAT-PROFIS

Am Donnerstagabend haben sich Achtklässler aus sechs Schulen im Schongauer Land zum Wissens-Wettkampf im Jakob-Pfeiffer-Haus eingefunden. Es war ein spannendes Kräftermessen – mit einem überraschenden, aber verdienten Sieger.

# Das lebende Lexikon der Mittelschule Steingaden

Sie sind die Heimatprofis: Thomas Huber, Alina Schleich und Leah Reddig haben für die Mittelschule Steingaden den begehrten Wanderpokal des Schongauer Nachrichten-Heimat-Quiz abgeräumt. Joker im Team: Achtklässler Thomas Huber, der fast alles wusste. Da konnten selbst die Lehrer neidisch werden.

VON BARBARA SCHLOTTERER-FUCHS

**Schongau** – Wie viele Mitglieder hat der Landesbund für Vogelschutz im Landkreis Weilheim-Schongau? Bei Günther Jauch wäre das quasi die Million-Frage gewesen. Beim Heimat-Profi-Quiz der Schongauer Nachrichten brachte die Antwort darauf – nämlich 2500 – die Mittelschule Steingaden zum Sieg. Bei der exakt 100. Frage, die SN-Redaktionsleiter Boris Forstner an diesem Abend auf der Bühne an Teams von sechs Schulen, bestehend aus insgesamt 17 Schülern, gestellt hatte.

Die Nase von Beginn an vorn: das Trio aus Steingaden. Das hatte sich auf der Bühne des Schongauer Jakob-Pfeiffer-Hauses gegen die Mannschaften von fünf anderen Klassen der anderen Schulen durchgesetzt. Für die vergleichsweise kleine Mittelschule aus dem Wellendorf heißt das in Anbetracht des Sieges auch gegen die drei großen Schongauer Schulen: David schlägt Goliath. Was für ein Erfolg! Jubelstürme aus den Fan-Reihen, Lehrer

### Jubelstürme bei den Fan-Reihen

und Schüler dürfen sich freuen – unter anderem auch über einen Ausflug in die Münchner Bavaria-Filmstudios für die ganze Klasse. Ob das tatsächlich der Anreiz für die Schüler war, wochenlang aufmerksam die Heimatzeitung zu lesen und die Nachrichten aus dem Lokalen zu durchforsten? Fest



Stolze und verdiente Sieger: Die Achtklässler der Mittelschule Steingaden mit Thomas Huber, Alina Schleich und Leah Reddig (r.). Daneben SN-Redaktionsleiter Boris Forstner, der die Fragen gestellt hatte. FOTOS: HANS-HELMUT HEROLD



Soll ich oder soll ich nicht? Die Gymnasiasten (v.l.) Larissa Breit, Annika Bötzel und Arzu Oz schieden im Halbfinale aus.



Bange Blicke: Die Realschüler (v.l.) Markus Fichtl, Leon Zerber und Magnus Schweiger verloren im Finale trotz 3:0-Führung.



Wieder eine richtige Antwort: Der große Fanblock der Mittelschule Steingaden war begeistert dabei.

Was haben also alle an diesem Abend mitgenommen? Die Information, dass die Abkürzung für die „Straßenbaubaubeitragssatzung“ tatsächlich „Strabs“ heißt (große Augen, viele Fragezeichen). Die Erkenntnis, dass Zeitunglesen auch richtig Spaß machen und einem einen Wissensvorsprung bringen kann. Und einen Wanderpokal. Den hat allerdings tatsächlich nur die Mittelschule Steingaden mitgenommen, wo er hoffentlich einen Ehrenplatz



Mit Plakaten unterstützten Realschüler ihre drei Klassenkameraden auf der Bühne.

### UMFRAGE



Markus Angerer (43) aus Schönberg

„Ich finde das Heimat-Quiz wirklich gut. Wenn Kinder Zeitung lesen, dann fördert das die Allgemeinbildung. Und die ist wichtig im Leben. Leider sieht man bei vielen Jugendlichen, dass die gar kein Allgemeinwissen mehr haben.“



Monika Huber (50) aus Deutensee

„Es war für mich aufregend. Mein Sohn Thomas hat sich da wirklich reingehängt. Er liest ja immer Zeitung in der früh vor der Schule. Jetzt haben wir noch ein bisschen erlebt und die Schongauer Nachrichten noch ein bisschen genauer gelesen als sonst.“



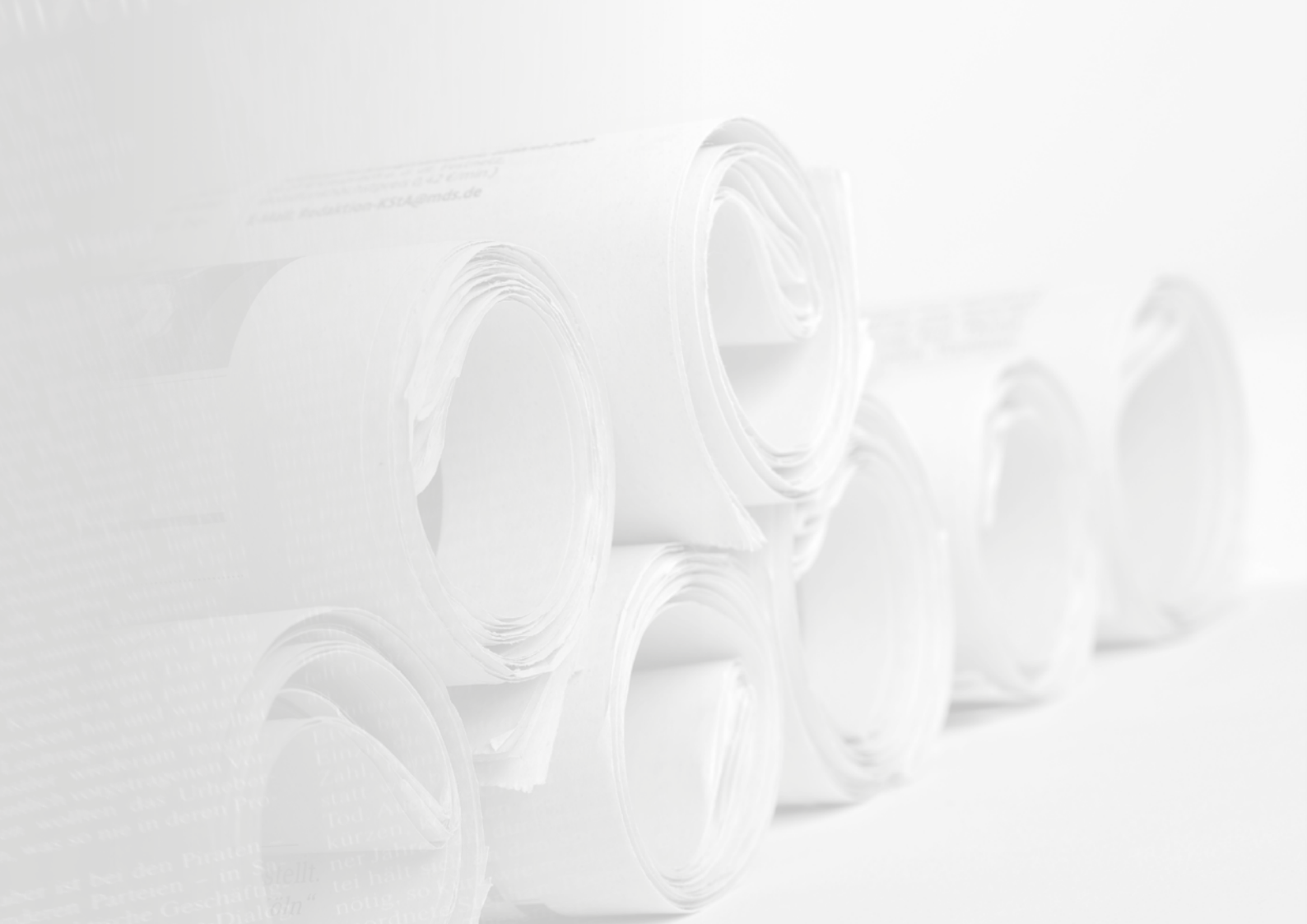
Siegfried Müller (69) aus Bernbeuren

„Die Idee vom Heimat-Quiz ist toll. Weg mit der Zeitung vom Händeaabwischen, hin zum bewussten Leben. So wird der Bezug zur Heimat hergestellt. Die Kinder werden verwurzelt. Das ist eine bodenständige Sache, die hoffentlich oft wiederholt wird.“



Frank Pfaffenberger (48) aus Hohenfurch

„Die Idee ist klasse. Es ist toll, dass sich die Schüler so präsentieren können, dass alle Schulen aus dem Landkreis mal zusammenkommen. Für die Schüler ist das eine tolle Erfahrung, sich mal was zu trauen und sich dort oben hinzustellen.“ TEXT: BASFOTIK: HH



## Lohnende Themenfelder am Rande der Spielplätze

*Natürlich interessieren sich die Leser für Tore, Titel, Meisterschaften. Doch wer sich mit Eins-zu-null-Berichterstattung begnügt, verschenkt die schönsten Geschichten im Sport. Das größte Themenfeld findet sich am Rande der Spielplätze. Die Lokalredaktion erzählt, was Sportler antreibt und enttäuscht, wie viel Freude und Frust die Helfer in den Vereinen erleben. Sie schaut nicht nur auf Spitzenleistungen, sondern auf die zahllosen Amateur- und Hobbysportler, die im Wettkampf vor allem Spaß und Ausgleich suchen. Und die damit viel zum Zusammenhalt der Gesellschaft beitragen.*

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal

### **SPORT LOKAL**

- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch (Bürgerha

# Freude und Freiheit im Sport erleben

**Sport sorgt für Freude und Freiheit, für Zugehörigkeit und Erfolgserlebnisse. Dies trifft umso mehr für den Behindertensport zu. Die Zeitung sucht nach Beispielen – und sie findet ein vielfältiges Angebot. Die Geschichten erzählen von Stärke und Selbstbewusstsein.**

Behindertensport taucht zumeist dann in den Medien auf, wenn die Paralympics stattfinden. Doch auch abseits dieses Termins lohnt sich ein Blick in diese Welt. Volontärin Julia Perkowski hat das Ziel, Menschen vorzustellen, die sich beim Sport nicht eingeschränkt, sondern gefordert fühlen und sportlichen Ehrgeiz haben.

Schnell stellt sich heraus: Es ist nicht schwierig, gute Beispiele zu finden, sondern vielmehr, aus der Vielzahl der Angebote auszuwählen. Die Anlaufstelle für Sportler mit Behinderungen, die vom Behindertenbeirat der Stadt geschaffen wurde, hält Angebote für alle Altersgruppen und Sportarten bereit, für Integration und Inklusion. Die Volontärin muss sich entscheiden, welche Sportarten, Vereine und Aktive für die kleine Serie vorgestellt werden

sollen. Sie entscheidet sich für Sportarten, die jeder kennt. Den Kontakt zu den Sportlern und Vereinen stellt die Anlaufstelle her.

Die Redaktion lässt der Volontärin freie Hand. Die einzige Vorgabe: Am Ende soll es sechs Geschichten und ein Erklärstück geben, die im Lokalsport laufen können. Perkowski besucht eine Kindergruppe, die im Rolli Sport treiben, spricht mit Jugendlichen einer inklusiven Parcoursgruppe, porträtiert einen Rennrollstuhlfahrer, der für Olympia trainiert, besucht das Training von behinderten Judokas, Basketballern und Schwimmern.

Es gelingt ihr, in den Reportagen und Porträts die Freude und Freiheit zu vermitteln, die die Sportler empfinden. Die Geschichten zeigen, dass sich die

BRAUNSCHWEIGER  
ZEITUNG

Sportler als Teil ihrer Mannschaft oder ihrer Gruppe fühlen – ohne Sonderstatus, und dass sie das als richtig und gut empfinden. Sie beschreiben, wie wichtig auch finanzielle Förderung ist. Sie erzählen vor allem von Sportlern, die in ihrem Hobby Glück und Zufriedenheit finden.

## Stichworte

- ▶ Gesellschaft
- ▶ Inklusion
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Menschen
- ▶ Service
- ▶ Sport
- ▶ Vereine



Bei den Lions on Wheels entdecken Kinder im Rollstuhl Sport und werden für den Alltag mit dem Rolli fit gemacht.

Fotos (3): Julia Perkowski

## Kindern ihre Stärken zeigen

**Sport mit Behinderung** Die Lions on Wheels sind eine Sportgruppe für Kinder, die im Rollstuhl sitzen.

Von Julia Perkowski

**Braunschweig.** Eltern, die geduldig auf der Bank sitzen und zusehen, das ein oder andere Foto machen, sich untereinander austauschen. Mitten in der Halle Kinder. Sie lachen, sie rufen, sie rasen durch die Sporthalle. Aber: Schuhe, die auf dem glatten Hallenboden quietschen, wenn man zu schnell die Richtung wechselt, hört man in der Halle nicht. Denn die Kinder gehören zur Sportgruppe Lions on Wheels. Sie sitzen im Rollstuhl.

Die Gründe sind verschieden – interessieren die Kinder und die Trainer nicht. Hier, bei den Lions on Wheels ist nur eines wichtig: Die Kinder sollen Spaß am Sport haben. „Wir wollen nicht, dass die Kinder hier üben und wir ihnen ihre Defizite aufzeigen. Wir wollen ihnen ihre Stärken zeigen“, sagt Trainerin Wiebke Meyer.

Sie leitete erst die Kinderherzsportgruppe, ehe sie auch für die Rollstuhlsportgruppe angefragt wurde. Die Sportgruppe ist ein gemeinsames Projekt des MTV Braunschweig und des Vereins zur Förderung körperbehinderter Kinder (KöKi).

Meyer setzt sich kurzerhand in den Rollstuhl – immer. Das Rollstuhlfahren hat sie gelernt, als sie

die Lions on Wheels vor einigen Jahren mit aufgebaut hat. Auch, weil sie so mit den Kindern besser arbeiten kann. Außerdem bewegt sie sich mit den jungen Sportlern auf Augenhöhe.

Charlotta ist an diesem Tag das einzige Mädchen in der Gruppe. „Ich bin gern hier. Wir haben viel Spaß“, sagt die Neunjährige.

Auch Eltern setzen sich in manchen Sportstunden in einen Rollstuhl, machen so mit ihren Kindern Sport – gar nicht so einfach, zeigt der Selbstversuch. Koordination und Kraft so einzusetzen, dass man sich schnell bewegt und das noch mit einem Basketball oder auf der Jagd nach einem Mitspieler – das bedarf einiger Übung.

Für die Eltern ist die Sportgruppe eine gute Möglichkeit, um ihre Kinder mit dem Rollstuhl besser vertraut zu machen. Die meisten Rollstühle haben einen Umkippschutz, die sogenannte Kippstütze. Dabei sind kleine Räder hinten am Rollstuhl angebracht, damit dieser nicht nach hinten kippen kann. Sie verhindern, dass der Rollstuhl kippt. „Wenn man geübt ist, braucht man den Schutz nicht mehr, aber für die Kinder ist er noch notwendig“, erklärt Trainer Stefan Bäumann.

Robert arbeitet indes noch daran, sich ohne Mühen im Rollstuhl fortbewegen zu können. Er kann zwar auch mit einer Gehhilfe laufen, aber seine Eltern möchten ihm auch zeigen, wie er sich mit einem Rollstuhl bewegen könnte: „Er soll später selbst entscheiden können, wie er sich besser bewegen kann. Deswegen sind wir hier. Es wird ihm für später helfen, besser mit dem Rollstuhl umgehen zu können“ erklären mir die Eltern Xenii und Sergej Jena.

Zum Aufwärmen gibt es erst einmal eine Runde Klammern klauen. Wäscheklammern werden an den Kleidungsstücken der Kinder befestigt, und jedes Kind versucht, dem anderen die Klammern abzunehmen. Etwas Hilfe von den Trainern gehört zwischenein dazu. Auch die Eltern werden in die Arbeit eingebunden. Für den geplanten Hindernisparcours tragen die Eltern Matten und Körbe durch die Halle und sammeln auch schon mal Bälle wieder ein, die wegrollen.

Zwischen den einzelnen Stationen ist Terrier-Mischling Gini mit dabei. Die Hündin von Trainer Stefan Bäumann kennt die Kinder und trägt zur guten Stimmung in der Halle bei. Nur bei den aufgestellten Hindernishütchen kann



Beim Körbwerfen machen die Kleinen Sportler eine gute Figur.

Liam (16) streichelt Hündin Tini, die die Kinder oft begleitet.

sich Tini nicht zurückhalten und will lieber selbst damit spielen, als den Rollstuhlsportlern nur dabei zuzusehen.

Die Kinder kriegen kaum genug vom Angebot in der Gruppe. Während sie gern noch mehr ausprobieren wollen, ist die Stunde beinahe um, die ersten Kinder müssen sich auf den Weg nach Hause machen. Aber sie freuen sich auf die nächste Woche mit neuen Ideen und Spielen. Die Gruppe freut sich auch über weiteren Zuwachs.

**LIONS ON WHEELS** Die Kinder-Rollstuhl-Sportgruppe trifft sich jeden Dienstag von 17 bis 18.15 Uhr in der Sporthalle Reichstraße 22.

**Weitere Informationen** gibt das KöKi unter ☎ (05 31) 4 92 18. Infos zu Trainingszeiten gibt es bei der Geschäftsstelle des MTV unter ☎ (05 31) 4 92 18.

## Jedem Sportler seinen Sport

Das Projekt Binas hilft Behinderten, einen Verein zu finden, damit sie sportlich aktiv sein können.

Von Julia Perkowski

**Braunschweig.** Behinderten Menschen ein geeignetes Sportprogramm bieten – das ist die Aufgabe von Otfried Morin, Projektleiter von Binas. Der Verein sieht sich als erste Anlaufstelle für behinderte Sportler und die, die sich an den Sport herantasten wollen und hilft, den richtigen Ansprechpartner zu finden. Binas steht für „Braunschweig integriert natürlich alle Sportler“ – ein Projekt des Behindertenbeirats Braunschweig.

Kooperationspartner sind der Stadtsportbund Braunschweig und der Behindertensportverband Niedersachsen. Unterstützt wird das Projekt durch die Aktion Mensch, die inklusiven Sport fördert. „Wir wollen die behinderten Sportler beraten, begleiten und unterstützen“, sagt Morin.

Viele Vereine, Übungs- und

Gruppenleiter haben laut Morin Respekt und vielleicht auch Angst vor der Aufgabe, behinderte Sportler zu integrieren und sich den ungewohnten Trainingsmethoden und -anforderungen zu stellen. „Uns ist es erst einmal wichtig, dass die Leute neugierig darauf sind und sich an die Aufgabe wagen“, sagt Morin.

„Wir wollen es den Vereinen so einfach wie möglich machen, Sport für Menschen mit Behinderungen anzubieten“, erklärt Morin. Dafür werden auch Schnuppertage für Vereine und Sportler organisiert. „Da kommen die Richtigen zusammen“, sagt Heinz Kaiser, Initiator und Ehrenvorsitzender des Vereins Behindertenbeirat Braunschweig.

Die Liste mit geeigneten Sportarten wächst stetig – in den Augen von Kaiser ist das auch Werbung für die Klubs: „Die Vereine sind in der Binas-Datenbank vertreten,

„Uns ist es erst einmal wichtig, dass die Leute neugierig darauf sind und sich an diese Aufgabe wagen.“

Otfried Morin über Vereine mit behinderten Sportlern

und die Menschen wissen: An den kann ich mich wenden, wenn ich Sport machen möchte.“ Morin sagt weiter: „Viele haben mit Mitgliederschwund zu kämpfen. Vielleicht ist das ein Weg, neue Mitglieder zu bekommen.“

10 bis 15 Sportarten und die dazugehörigen Vereine sind derzeit auf der Internetseite zu finden. Wem das Angebot an Sportarten noch dürftig erscheint: Otfried Morin arbeitet stetig daran, die Datenbank zu aktualisieren und

**SPORTANGEBOTE BEI BINAS** Einen Schnuppertag für Vereine zum Thema „Bogensport für Menschen mit Behinderungen“ gibt es am Samstag, 12. November. Dann stellt Binas vor, wie Kooperationen mit Vereinen funktionieren und welche Hilfestellung sie dafür geben können. Ein Schnuppertag für Menschen mit Behinderungen, die Bogensport ausprobieren wollen, gibt

es dann am Sonntag, 13. November.

**Sportler** können sich in einer Datenbank von Binas vor, wie Angebot informieren und dort Ansprechpartner finden.

**Infos** sowohl für Vereine als auch für Sportler gibt es unter [www.binas-bs.de](http://www.binas-bs.de)

zu erweitern. „Das Angebot wird wöchentlich größer“, ergänzt Kaiser nicht ohne Stolz.

Angelegt ist das Projekt Binas vorerst für zwei Jahre. „aber in einer Stadt wie Braunschweig, die sich sehr um die Inklusion verdient macht, sollte Binas zu einem festen Bestandteil für die Stadt werden“, so Kaiser weiter.

Als Vorbild für Binas dient ein

Projekt in Lingen namens „Linas“. „Es hat viele Jahre gedauert, bis das Projekt in Lingen so gut angelaufen ist, wie es heute funktioniert. Das ist eine Generationenaufgabe“, weiß Morin und hofft, dass sich auch die Voraussetzungen bei den Braunschweiger Vereinen, auch mit der Hilfe von Binas, mit der Zeit besser umsetzen lassen.

## Kontakt:

Julia Perkowski, Volontärin, Telefon: 0177/3860315, E-Mail: [julia.perkowski@bzbv.de](mailto:julia.perkowski@bzbv.de)

# Mit der Kamera auf dem Fußballplatz

**Kann eine Ein-Mann-Lokalsportredaktion zusätzlich zur klassischen Berichterstattung digitale Inhalte produzieren? Eine Facebook-Präsenz und einen YouTube-Kanal bespielen? Ja, das ist möglich, vor allem auch mit einem vertretbaren Aufwand.**

Zeitungleser wollen neben Wort und Foto auch aus ihrer kleinen lokalen Umgebung zunehmend bewegte Bilder. Aber ist das nicht nur etwas für gut ausgestattete Redaktionen? Sportredakteur Harald Klipp lässt sich bei einem Seminar des Lokaljournalistenprogramms der Bundeszentrale für politische Bildung davon überzeugen, dass es auch mit einfachen Mitteln geht. Er eignet sich das Werkzeug dazu an und produziert ein erstes Video über ein Fußballspiel des heimischen Regionalligisten. Mit dem iPhone, ohne Mikro und Stativ, dafür mit großer Entdeckerfreude und Begeisterung. Zwei Stunden nach dem Abpfiff hat er nicht nur das Video fertig, sondern auch einen Kanal bei YouTube eingerichtet.

Ton und Schnitt sind alles andere als perfekt, aber Klipp lässt sich nicht

entmutigen. Er übt weiter, auf dem Sportplatz und in der Halle, bei Basketballern, Ruderern, Fitnesstrainern, vor allem aber natürlich beim Fußball. Und er verbreitet die Ergebnisse auf allen Kanälen, über Twitter, das Fußballportal FuPa.net, an dem der Verlag beteiligt ist, und auf Facebook. Dort hat der kleine Ostholsteiner Anzeiger deutlich mehr Likes als Druckauflage.

Der Reporter profiliert sich schnell. Nicht nur die Heimmannschaft, auch die Trainer der Gegner stellen sich darauf ein, vor der Kamera Auskunft zu geben. Bald hat Klipp den Aufbau der Videos standardisiert, sodass er nun eine halbe Stunde nach dem Abpfiff mit den Trainerstimmen online sein kann. Synergieeffekt: Auf dem Stenoblock stehen nur noch die Eckdaten des Fußballspiels, die Zitate für den Text holt sich der Reporter aus dem Video.

UNABHÄNGIGE HEIMATZEITUNG SEIT 1861  
**OSTHOLSTEINER ANZEIGER**

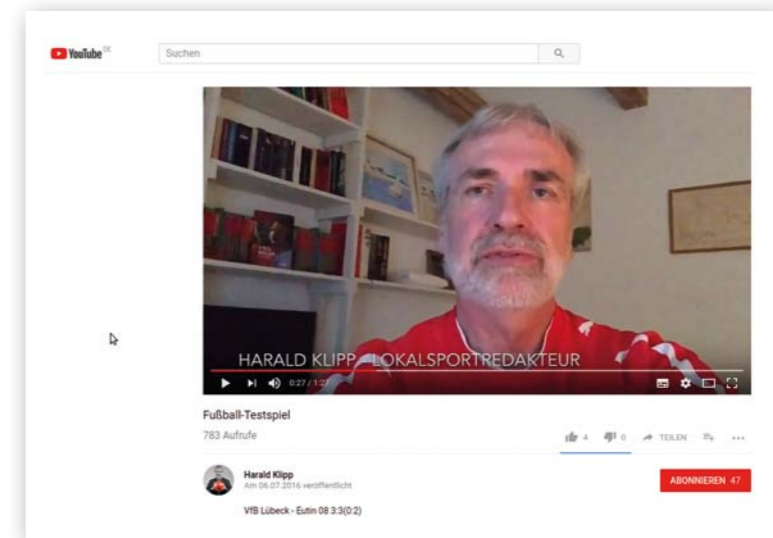
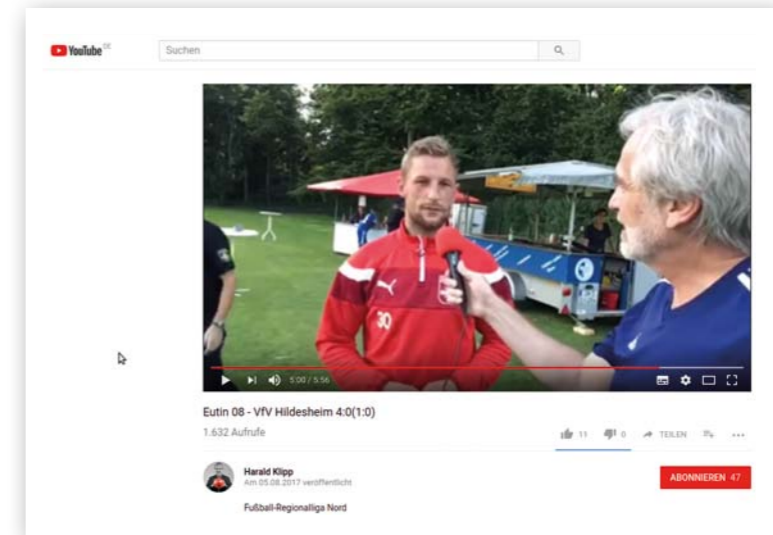
Die Videos erfreuen sich unterschiedlicher Beliebtheit, einige kommen auf rund 100 Zuschauer, andere auf 500 oder 1.000. Das ist angesichts des kleinen Verbreitungsgebiets beachtlich. Einmal auf den Geschmack gekommen, baut der Reporter – zusammen mit Volontären – das Videoportal weiter aus. Inzwischen finden sich dort auch Filme von anderen lokalen Veranstaltungen und von eigenen Projekten und Serien.

## Stichworte

- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Multimedia
- ▶ Service
- ▶ Sport
- ▶ Vereine

## Kontakt:

Harald Klipp, Lokalredakteur, Telefon: 04521/7791906, E-Mail: pp@shz.de



# Sport spricht alle Sprachen

**Ob Fußball, Eishockey, Ringen, Boxen oder Leichtathletik – Sport verbindet die Menschen. Er spielt bei der Integration von Flüchtlingen eine wichtige Rolle. Wo und wie funktioniert diese Eingliederung – und welche Hürden gibt es noch? Die Zeitung geht diesen Fragen nach.**

Nachdem das Thema Integration allgegenwärtig geworden ist, fragt sich die Redaktion, wie es damit in den Sportvereinen im Verbreitungsgebiet aussieht. In einer Serie beleuchtet sie verschiedene Aspekte des Themas. Die Geschichten machen deutlich: Sport hat eine enorme soziale Bindungskraft. Er hebt die Grenzen zwischen den Hautfarben, Nationalitäten und Glaubensrichtungen auf, fördert die gegenseitige Toleranz und das gesellschaftliche Zusammenleben. Und der Sport spricht alle Sprachen.

Die Vereine und Verbände leisten Vorbildliches. Die meisten, indem sie einfach offen sind und die Neuankömmlinge ins Training und in die Mannschaften aufnehmen. Integration geschieht quasi nebenbei, während man gemeinsam spielt und schwitzt. Doch es gibt auch Vereine, die selbst aktiv werden und mit speziellen Angeboten an die Flüchtlinge herantreten.

ten. Sie laden nicht nur Kinder und Jugendliche ein, sondern holen auch die Eltern mit ins Boot, und sie stehen ihren neuen Schützlingen auch über den Sport hinaus, etwa bei Ämtergängen, zur Seite.

Allerdings ist die Integration von Flüchtlingen auch eine Herausforderung für die Clubs. Sie erfordert Zeit, Personal und Einfühlungsvermögen. Auf der anderen Seite wäre mancher Verein ohne den Nachwuchs aus Migrantenfamilien aufgeschmissen. Besonders Kampfsportarten und der Nachwuchsfußball kommen schon lange nicht mehr ohne Ausländer aus.

Die Serie erzählt von gelungenen Beispielen, von Problemen bei der Integration und von Lösungsvorschlägen. Sie stellt Sportler mit Migrationshintergrund vor und die Bemühungen der Vereine, Ausländer einzubinden.

**Pforzheimer Zeitung**  
Der Tag wird gut

Ebenso breit wie die Themen sind die journalistischen Stilformen gefächert. Reportagen und Porträts wechseln sich ab mit Interviews und Hintergrundberichten.

Die Serie zeigt, wie wichtig der Sport bei der Integration ist. Die Menschen mit ausländischen Wurzeln sind eine Bereicherung – nicht nur für die Sportlandschaft.

## Stichworte

- ▶ Ausländer
- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Integration
- ▶ Sport
- ▶ Vereine



Wenn die Fäuste sprechen, wird die Muttersprache zweitrangig: Von links Bashir Ghassemi, Jesus Liriano, Asif Zadrar, Schragna Merzale, Zakaria Qambari und Jihed Abd Jawad.

FOTO: KETTEL

## Multikulti als Zukunftsperspektive

Viele Kampfsportarten wie Boxen und Ringen kommen in Deutschland schon lange nicht mehr ohne Ausländer aus – Auch im Nachwuchsfußball wäre mancher Verein ohne die Kinder aus Migrantenfamilien aufgeschmissen

UDO KOLLER | PFORZHEIM

**K**lack, klack, klack. 30 Springschlägen im selben Rhythmus auf den Boden der Sporthalle. Bumm, bumm, bumm. 30 Beinpaare springen im Gleichtakt dazu. Es ist Trainingszeit beim Box-Center Pforzheim in der Maximilianstraße. Der Geruch von Männerweiß hängt in der Luft. Die jungen Männer verrichten ihr Aufwärmprogramm konzentriert. Nach dem Seilspringen folgen Dehnübungen. Dann Schattenboxen. Erst eine Rechts-Links-Kombination. Zurückweichen. Dann eine Linke nachlegen.

**Aus aller Herren Länder**

Die Sportler verrichten ihre Aufgaben schweigend. Boxer lassen bekanntlich lieber ihre Fäuste sprechen. Die Sprache der Fäuste ist international. Das kann man über die Muttersprachen der 30 Jugendlichen und Männer beim Box-Center ebenfalls sagen. Sie kommen im wahrsten Sinne des Wortes aus aller Herren Länder.

Trainer Ayyhan Isik zeigt während des Sparrings auf einzelne der Faustkämpfer und nennt das Herkunftsland: „Türkei, Kongo, Dominikanische Republik, Palästina, Nigeria, Irak, Polen, Afghanistan, Kroatien, Russland, Italien, USA – und das ist ein Aramäer“, sagt Isik.

Multikulti als Überlebensstrategie für einzelne Vereine oder ganze Sportarten – das ist in Deutschland längst Alltag. Der Anteil der Deutschen beim Training des Box-Centers ist gering. Es gibt Deutsch-Russen und Deutsch-Polen. Auch Marlon ist da, ein 13-Jähriger, den ein Schulfreund einst mit ins Box-Training geschleppt hat. Dass er als Deutscher die absolute Minderheit ist, stört ihn nicht: „Kein Problem“,



Auch im Ringen sähe es ohne ausländische Sportler mau aus.

FOTO: BECKER/PZ-ARCHIV



Fußballer Nathanael Bamenaw schaffte über die CRJ-Jugend den Sprung in die Herren-Mannschaften.

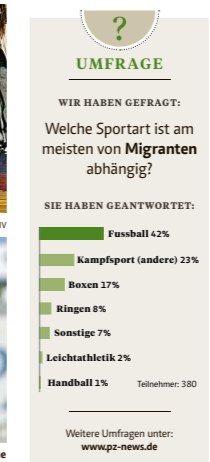
FOTO: HENNRICH/PZ-ARCHIV

versichert er. Und die Verständigung klappt immer. Irgendwie. „Notfalls mit Händen und Füßen“, berichtet Abd Jawad. So sieht es auch Jesus Liriano, der 2011 mit seiner Familie aus der Dominikanischen Republik nach Deutschland kam. Ein Freund brachte den 20-Jährigen ins Box-Center. „Der Sport ist für mich wichtig“, sagt Jesus Liriano und meint die körperliche Betätigung ebenso wie die sozialen Kontakte. Und die Sprache fördert er

Wann man über die integrative Kraft des Sport spricht, dann können vor allem die Vertreter der Kampfsportarten einiges berichten. „Boxsport ohne Ausländer? „Kann man vergessen“, sagt Ayyhan Isik. Und das gilt nicht nur auf der untersten Ebene bei den Amateuren. Ohne Faustkämpfer mit Migrationshintergrund gäbe es keine Box-Bundesliga. „Und keine Nationalmannschaft“, ergänzt Isik. Dabei war Pforzheim einmal eine Box-Hochburg, die Faustkämpfer wie René Weller, Markus Bott und Alexander Künz-

ler ins Nationalteam entsandte. „Das waren andere Zeiten“, sagt Isik und denkt an seine Jahre als Aktiver zurück. „Wir hatten 200 Boxer aus 40 Vereinen bei den badischen Meisterschaften.“ Heute sind sie froh, wenn für baden-württembergische Meisterschaften 100 Meldungen eingehen. Und ohne Boxer mit Migrationshintergrund bräuchte man wahrscheinlich auf Landesebene gar nicht mehr um Titel zu boxen.

Bei den Ringern sieht es nicht anders aus. „Wir brauchen die Ausländer“, sagt Holger Stübbe. Er steht als Vorsitzender des Ringervereins SV 98 Brötzingen ebenfalls einem Multikulti-Ensemble vor. Warum es so gekommen ist, dafür nennt er viele verschiedene Gründe: „Die Kinder wollen sich heute im Sport nicht mehr so plagen wie früher“, sagt er. „Und es gibt na-



türlich ein viel größeres Angebot, gerade bei sogenannten Trendsportarten.“ Deshalb stammt der SV 98-Nachwuchs heute häufig aus Ländern, in denen der Ringersport einen ganz anderen Stellenwert als in Deutschland hat. Aus der Türkei zum Beispiel. Oder aus ehemaligen Sowjetrepubliken wie Moldawien und Aserbeidschan. Stübbe spricht Klartext, wenn er sein Fazit zieht: „Ohne Migranten und Flüchtlinge sähe es in unserer Sportart mau aus.“

Aber selbst Deutschlands Sportart Nummer eins, der Fußball, hätte ohne Kinder aus Migrantenfamilien so seine Probleme. 13 Jugendmannschaften hat zum Beispiel der 1. CRJ Pforzheim in dieser Saison. „Ohne Ausländerkinder wären es vielleicht fünf oder sechs Mannschaften“, sagt Benny Stumpff. Der CRJ-Jugendleiter schätzt, dass zwei Drittel seiner Nachwuchskicker Migrationshintergrund haben. In Dorfvereinen mag der Ausländeranteil kleiner sein als beim Stadtverein CRJ.

**Integration passiert nebenbei**  
Dabei ist für Stumpff die Integration in den Multikultimannschaften noch nicht einmal Mittel zum Zweck. „Das ist ja nicht das Primärziel unserer Arbeit, das passiert quasi nebenbei“, sagt der Jugendleiter, „denn wenn alle 15 Spieler einer Mannschaft die gleiche Nationalität hätten, wäre es die gleiche Herausforderung, aus dieser Gruppe eine funktionierende Mannschaft zu formen.“

Auf dem Platz spielt die Nationalität laut Stumpff keine Rolle. Und wenn die Spieler nach dem Training etwas unternehmen, so wieso nicht: „Dann sind die Gruppen gut gemischt und dennoch haben sie gemeinsam Spaß.“

Alle bisherigen Teile der Integrationsserie exklusiv für Abonnenten von PZnews+ im Internet unter [www.pz-news.de/plus](http://www.pz-news.de/plus)

### Warum Migranten in den Handballvereinen selten eine Heimat finden

Als die deutschen Handballer im Februar Europameister wurden, trat kurze Zeit später Wolfram Eilenberger auf Zeit online unter der Überschrift „Die Alternative für Deutschland“ eine Debatte los, die es in sich hatte. Er verglich den Fußball, der vielen Migranten (Kindern) eine Heimat bietet, mit dem Handball, einer Sportart, in der in Deutschland Ausländer kaum eine Rolle spielen. „Blutnah und widerständig: Wir haben den Handball

wiederentdeckt. Weil diese Mannschaft eine kartoffeldeutsche Sehnsucht bedient“, schrieb Eilenberger. Sein Fazit: „Wenn Fußball Merkel ist, ist Handball Petry“. Natürlich gab es viel Widerspruch. Richtig ist aber, dass es im deutschen Sport ein großes Gefälle gibt. Während in den Fußballmannschaften des Landes Schätzungen zufolge 40 Prozent der Spieler ausländische Wurzeln haben, sind es im Handball nur rund fünf Prozent. **Warum ist das so?** Das hat sich auch

und einen Ball bekommen, fangen sie erst einmal an zu bolzen“, berichtet er. Es gibt viele mögliche Gründe, die ausländische Kinder davon abhalten könnten, Handball zu spielen: **Handball ist nicht so international wie Fußball:** Viele Migranten kommen aus Südeuropa, Afrika, Arabien. Dort gibt es aber kaum Länder mit Handball-Tradition. **Handball ist kein Straßensport:** Wenn Kinder mit einem Ball spielen, dann kicken sie meistens, notfalls auch

zu zweit. Wenn ein Korb da ist, spielen sie Basketball. Für Handball bräuchte man mehr Kinder, mehr Platz, richtige Tore. „Und die Handballregeln sind ein Stück weit komplizierter“, sagt Alexander Lipps. **Handball ist eher eine gymnasiale Sportart:** Laut Lipps ist es wichtig, dass Kinder schon früh mit einer Sportart in Berührung kommen. Doch Handball steht in vielen Grundschulen im Sportunterricht nicht auf dem Lehrplan. ok



Alexander Lipps

„INTEGRATION DURCH SPORT“ heißt die neue Serie der „Pforzheimer Zeitung“. Darin gehen wir der Frage nach, wie die Eingliederung durch Fußball, Ringen und Co. funktionieren kann – und welche Hürden es noch gibt. In der kommenden Folge erklären wir, wie Fußballer anderer Nationen ticken.

### BSC: Ein Sieg muss her

**PFORZHEIM.** Auch ein Formanstieg hat zuletzt nicht die erhofften Punkte gebracht. Deshalb müssen die Zweitliga-Wasserballer des 1. BSC Pforzheim heute (19.30 Uhr) beim letzten Heimspiel im Fritz-Erler-Bad gegen Ludwigshafen punkten. Sonst droht der Abstieg.

Das Team von Trainer Kevin Schneider steht mit dem Rücken zur Wand: Ein Sieg und neun Niederlagen lauten die Bilanz nach zehn Partien. Spielerisch ist Besserung in Sicht, doch auch Wasserball ist ein Ergebnisport. Gegner WSV Ludwigshafen hat seine beiden letzten Spiele ebenfalls verloren und rutschte auf Platz fünf ab. Bitter für Spieler, Trainer und Verantwortliche des BSC, dass die von der Stadt für Mitte April in Aussicht gestellte Wiedereröffnung des Emma-Jaeger-Bads doch nicht realisiert wurde. So geht es im Mai – ohne den Unweg „Hexenkessel Emma-Jaeger-Bad“ – direkt ins Wartbergfreibad. Zumindest kann das Team dann wieder im langen Becken für den immens wichtigen Saisonendspurt an den konditionellen Aspekten fehlen. *dm*

### Noch zwei wichtige Spiele

**PFORZHEIM.** Auf der Zielgeraden der Handballsaison finden am Wochenende in der Pforzheimer Bertha-Benz-Halle noch zwei wichtige Spiele statt. In der 3. Liga hat die TGS Pforzheim heute (19 Uhr) im letzten Heimspiel Kördingen/Teningen zu Gast. Im Kampf um Platz sechs, der zur Teilnahme am DHB-Pokal berechtigt, braucht die TGS einen Sieg.

Jugendhandball der nationalen Spitzenklasse wird am Sonntag (16 Uhr) mit dem Teilmittelspiel um die Deutsche A-Jugendmeisterschaft zwischen der SG Pforzheim/Eutingen und Bayer Dormagen geboten. Die Schützlinge von Alexander Lipps wollen sich eine gute Ausgangsposition für das Rückspiel in einer Woche in Dormagen sichern.

Für die B-Jugend-Handballer geht es heute ab 13.00 Uhr in der Konrad-Adenauer-Halle in einem Viertelfinale um den ersten Schritt zur Qualifikation für die Oberliga. Mit von der Partie ist auch die SG Pforzheim/Eutingen. *gl*

### Liveticker aus Lauterstein

**LAUTERSTEIN/PFORZHEIM.** Wenn die SG Pforzheim/Eutingen heute im möglicherweise entscheidenden Spiel der Handball-Oberliga bei der SG Lauterstein antritt, geht es um den Aufstieg in die 3. Liga. Die PZ wird vor Ort sein und die Partie mit einem Liveticker begleiten. Spielbeginn ist um 19.30 Uhr. Bei den Gastgebern fehlen laut dem Vorsitzenden Johannes Königinger Christian und Markus Struber verletzter, der Einsatz von Florian Beutel sei fraglich. *ok*

### SPORT-TELEGRAMM

**Im badischen Pokalwettbewerb** der Jugend ist der Fußballkreis Pforzheim noch mit zwei Teams vertreten. Bei den B-Juniorien ist Verbandsligist FC Nöttingen am 5. Mai (Donnerstag) Gastgeber des Siegers der Partie Walldorf (Verbandsliga) - Karlsruher SC (Bundesliga). Bei der C-Jugend empfängt der 1. CRJ Pforzheim am Dienstag, 26. April, den Regionalligisten Hoffenheim.

## Kontakt:

Magnus Schlecht, Chefredakteur, Telefon: 07231/933 304, E-Mail: [magnus.schlecht@pz-news.de](mailto:magnus.schlecht@pz-news.de)

# Die Blutgrätsche in der Datenanalyse

DER TAGESSPIEGEL



**Fußball ist ein Sport voller gefühlter Wahrheiten. Osis sind grob, Ausländer temperamentvoll, Schiris verpfeifen ganze Spiele – Klischees wie diese gibt es zuhauf. Doch was ist wirklich an ihnen dran? Die Online-Redaktion wertet Fairnessdaten aus und widerlegt so manches Vorurteil.**

Amateurfußball gilt als grob und rustikal. Jeder, der schon mal auf oder neben dem Platz war, kennt Beschimpfungen von Schiedsrichtern und Spielern, grobe Fouls und Wutausbrüche. Aber wie hart spielen Berlins Hobbykicker wirklich? Das Online-Team des Tagesspiegels will es genau wissen und schaut sich die – öffentlich zugänglichen – Fairplay-Daten des Berliner Fußballverbands an. In seinen Tabellen listet der Verband seit Jahren die Regelverstöße in allen Spielklassen auf.

Die Redaktion lässt die Zahlen in Tabellen, Karten und Diagramme einfließen. Sie erstellt einen „Unfairnessquotienten“, listet die fairsten und unfairsten Teams jeder Liga in einem Mannschafts-Ranking auf oder zeigt in einem „Treter-Atlas“, wo Berlins Fußballer fair sind und wo eher nicht.

Zugleich befragt die Redaktion Experten, um die Zahlen einzuordnen.

Denn hinter einer Gelben Karte kann genauso gut ein grobes Foul stecken wie ein unangemessener Torjubel. Auch tauchen viele versteckte Regelverstöße in der Liste des Verbands gar nicht auf. Und: Die Statistik ist lediglich eine Momentaufnahme. Eine Mannschaft, die in der vergangenen Saison durch viele Rote Karten auffiel, kann in diesem Jahr äußerst fair spielen – und umgekehrt.

Dennoch sind die Daten aufschlussreich. Die Redaktion baut daraus eine interaktive Analyse mit dem schönen Namen „Blutgrätschenreport“. Darin geht sie den gängigen Vorurteilen auf den Grund: „Im Osten gibt's auf die Socken“, „Die Ausländer haben sich nicht im Griff“, „Der Berliner Amateurfußball hat ein grundsätzliches Gewaltproblem“. Klischees wie diese, die weit verbreitet sind, lassen sich anhand der Daten nicht halten. Die Analyse der Daten zeigt, dass es bei Vereinen im Westen der Stadt mehr Regelverstöße

gibt, dass die migrantisch geprägten Teams keineswegs unfairer spielen und dass die Zahl der Gewalttaten im Berliner Amateurfußball eher rückläufig ist. Auch das Vorurteil, dass Schiedsrichter in ihren Entscheidungen nicht neutral sind, scheint laut den Analysen unbegründet. Ein Klischee jedoch hat die Statistik klar bestätigt: Frauen spielen deutlich fairer als Männer.

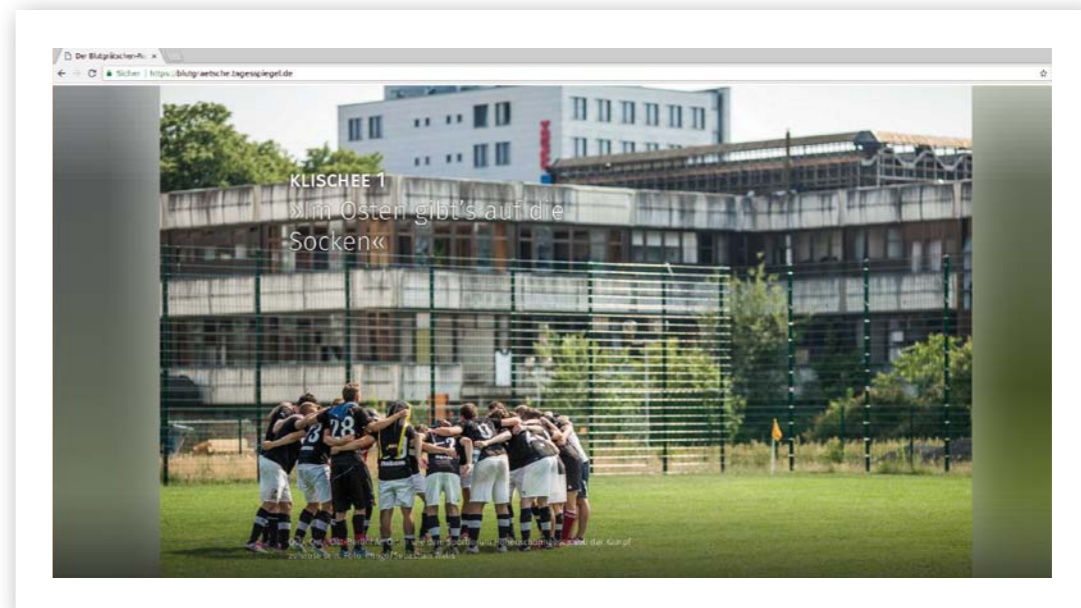
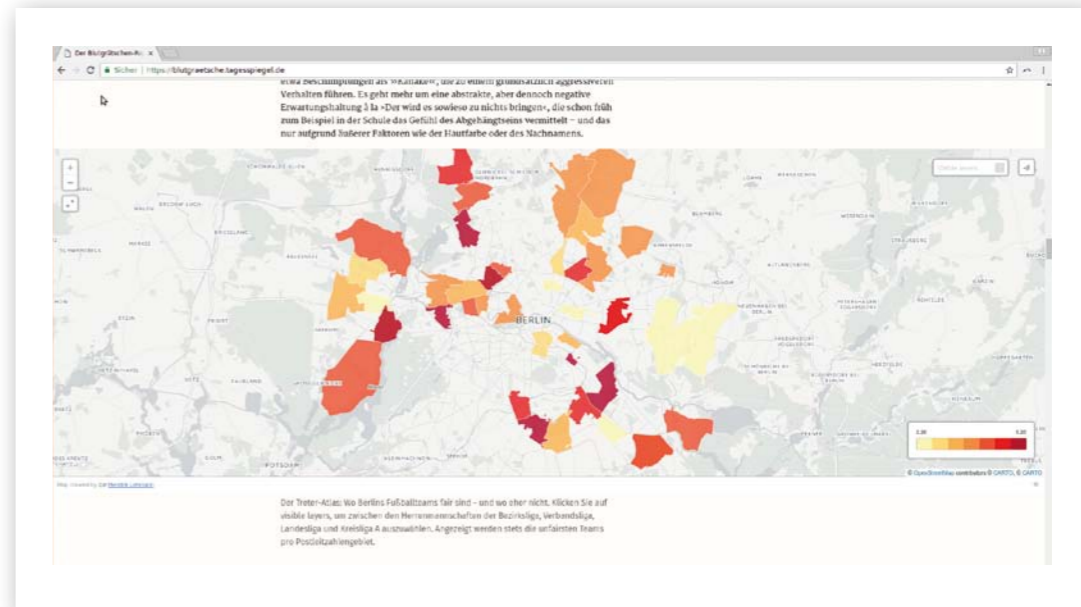
<https://blutgraetsche.tagesspiegel.de/>

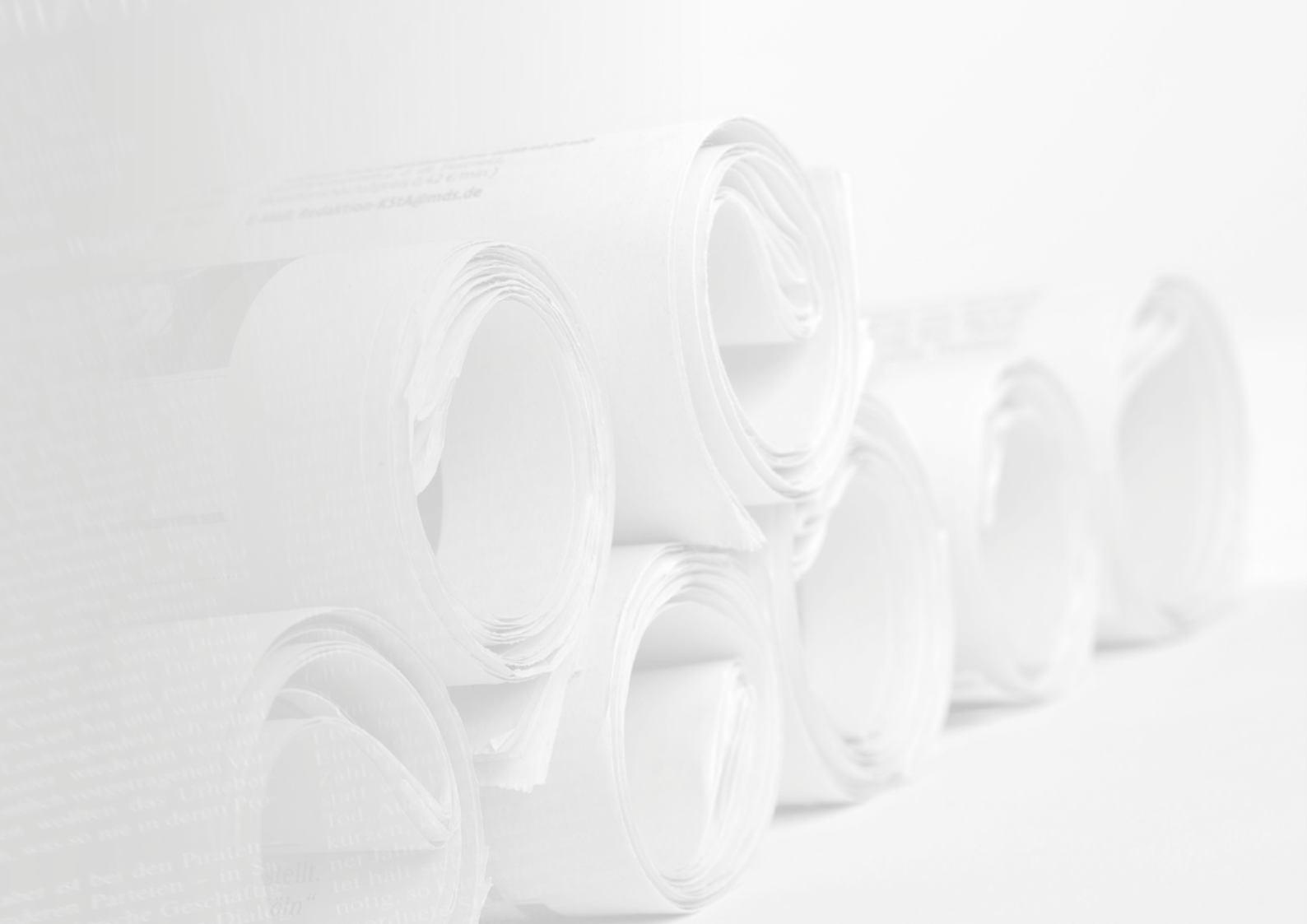
## Stichworte

- ▶ Ausländer
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Gewalt
- ▶ Hintergrund
- ▶ Interaktiv
- ▶ Layout
- ▶ Multimedia
- ▶ Sport
- ▶ Vereine

## Kontakt:

Johannes Schneider, Kulturredaktion/Mehr Berlin, Telefon: 030/29021-14249,  
E-Mail: [johannes.schneider@tagesspiegel.de](mailto:johannes.schneider@tagesspiegel.de)





## Das Exotische liegt in unserer Umwelt

*Nirgends kommen wir dem gesellschaftlichen Leben näher als am eigenen Ort und in der Region. Hier ist die Lokalredaktion mitten drin, hier bekommt sie eine bunte Vielfalt an Vorlagen. Die Redaktion kann aus dem Vollen schöpfen, und sie ist gut beraten, es auch zu tun. Denn was verbindet die Menschen mehr als die kleinen Freuden und Sorgen, die Feiern und Rituale, die Lebensphasen und ihre Veränderungen. Daraus können schräge oder ernsthafte Geschichten entstehen, verspielte oder politisch bedeutsame. Ein wundervolles Feld für Lokalreporter, die frei nach Egon Erwin Kischs Vorbild das Exotische in unserer Umwelt aufspüren.*

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal

### **GESELLSCHAFT LOKAL**

- ▶ Panorama lokal
- ▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch „Bürgerha



# Tabuthema Demenz ins Licht gerückt

**Die Zahl der von Demenz Betroffenen nimmt zu. Das Thema ist wichtiger denn je, immer mehr Familien müssen damit umgehen. Die Zeitung schnürt ein Gesamtpaket aus Infos, Stimmen und Stimmungen. Die Serie rückt ein wichtiges Thema in den Mittelpunkt.**

Die Krankheit ist unheimlich und angsteinflößend. Deshalb wollen sich viele Menschen nicht damit beschäftigen. Volontär Nicholas Matthias Steinberg hat dieses Tabu ans Licht geholt. Sein Ziel ist es, das Thema Demenz von allen Seiten journalistisch zu beleuchten. Er tut dies sowohl allgemein als auch auf das Verbreitungsgebiet im Landkreis Alzey/Worms heruntergebrochen. Die Serie soll Angehörigen und potenziell Betroffenen Möglichkeiten, Behandlungsansätze und Ansprechpartner aufzeigen, die es bereits gibt oder vielleicht bald geben wird.

Der Journalist spricht mit Betroffenen und Angehörigen, mit Pflegekräften und ehrenamtlichen Betreuern. Er recherchiert Infos zu medizinischen Entwicklungen und Therapieformen, stellt die bestehenden Pflege- und Betreuungsmöglichkeiten, die ansässigen Pflegestützpunkte und Ansprechpartner vor. Zusätzlich holt er Einschätzungen der Behörden ein.

## Allgemeine Zeitung

Die Recherche wird immer umfangreicher. Positive wie auch negative Entwicklungen im System werden dadurch deutlich. Die Serie nähert sich dem „Schreckgespenst Demenz“ und sorgt für eine Auseinandersetzung mit der Krankheit. Sie zeigt, wie durch Vorsorge und Erkennung die eigene Lebensqualität oder die der Angehörigen so lange wie möglich erhalten werden kann.

Bei den zahlreichen Gesprächen tauchen immer wieder neue Fragen auf. Wie ist es tatsächlich um den deutschen Pflegesektor bestellt, wie sieht es mit dem Fachkräftemangel aus? Was sagen Fachleute, was Angehörige? Wie reagieren Pflegeeinrichtungen auf die ständig wiederkehrende Kritik an ihrer Arbeit? Wo hakt es, was läuft auf der anderen Seite gut? Wie gehen Führerscheinstelle und Polizei mit einer zunehmend alternden und dementen Gesellschaft um? Wie stellen sich die Behörden auf das Thema ein? Was sagen die Verantwortlichen, was die Unfallstatistik? Wie viele Führerscheine werden entzogen, wie läuft so ein Entzugsverfahren überhaupt ab? Welche Rolle spielen Haus-, welche Fachärzte in der Behandlung von Demenzen? Wie gehen Krankenhäuser mit dem Thema um? Welche Bedeutung haben Ehrenamtliche für das Betreuungssystem, wie und wo werden sie rekrutiert und eingesetzt, wie steht es um den Betreuungsnachwuchs?

### Stichworte

- ▶ Alter
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Wissenschaft

### Kontakt:

Nicholas Matthias Steinberg, Volontär, Telefon: 0151/58176252, E-Mail: nmsteinberg@vrm.de

# THEMA: DEMENZ

### DIE SERIE

► Demenz ist ein Thema, über das die meisten Menschen lieber nicht nachdenken möchten. Dabei ist die frühzeitige Auseinandersetzung, Vorsorge und Erkennung dieser Krankheit, die in unserer immer älter werdenden Gesellschaft immer häufiger wird, unbedingt notwendig, um die eigene Lebensqualität oder die der Angehörigen so lange wie möglich zu erhalten.

► In unserer Serie wollen wir uns gemeinsam mit dem Demenz-Netzwerk und der Rheinhesen-Fachklinik dem „Schreckgespenst“ Demenz „näher“.

## So normal wie möglich

**ERGOTHERAPIE** Fachkräfte begleiten Erkrankte auf ihrem Weg zurück in einen lebenswerten Alltag

Von Nicholas Matthias Steinberg

ALZEY. Das Leben anderer Menschen trotz körperlichen und geistigen Einschränkungen weiterhin so lebenswert und abwechslungsreich wie möglich zu gestalten, das ist die Aufgabe, vor der Nina Schuhmacher und ihre Kollegen tagtäglich stehen. Die 24-Jährige ist Therapeutische Leiterin in der Alzeyer Ergotherapie-Praxis Birgit Zern. Die Therapeuten kümmern sich auch um demente Patienten, auf drei verschiedenen Wegen: ambulant im Rahmen von Hausbesuchen, mit praxiseigenen Mitarbeitern in der Geriatrischen Station am Alzeyer DRK Krankenhaus und bei sich in der Praxis.



Therapeutische Leiterin in der Ergotherapie-Praxis Birgit Zern: Nina Schuhmacher. Foto: Praxis Zern

Doch was ist lebenswert, was abwechslungsreich? Fragen, auf die es einfach nicht die eine Antwort gibt. Jeder Mensch ist anders, jede Situation sowieso. Ein Patentrezept, das gibt es in Schuhmachers Arbeit nicht. Wie auch? „Jeder Mensch, der hierher kommt, hat andere Bedürfnisse, Vorlieben, aber auch Einschränkungen“, berichtet Schuhmacher. „Es geht vor allem darum, jedem Patienten wieder einen geordneten Tagesablauf und Lebensqualität zu ermöglichen“, berichtet Schuhmacher. Ein Zeitplan, Hobbies, Gemeinschaft und regelmäßige Ausflüge – elementare Bestandteile des Lebens, die für die meisten Menschen einfach dazu gehören, die nebenher mitlaufen. Für Demenle werden sie zur Herausforderung, die mit fortschreitender Erkrankung immer größer wird. Täglich ändern sich die Rahmenbedingungen. Das Normale so lange wie möglich auch als normal zu erhalten, dafür setzen sich die Ergotherapeuten ein. Abhängig davon, was vom Arzt verordnet wurde, worauf die Betroffenen selbst Wert legen und welche Ressourcen sie noch in die Waagschale werfen können.

Bei leicht dementen Menschen, die noch zuhause leben, steht zunächst das Einüben verschiedener Handlungsabläufe im Vordergrund. „Mit Patienten und Angehörigen“, sagt Schuhmacher. „Das ist ganz wichtig.“ Die Angehörigen müssen immer mit eingebunden werden. Ob es um das Orientieren des Alltags an einem Terminkalender geht oder die Beschriftung von Gegenständen. Kleinigkeiten wie ein Zettel mit der Beschriftung „Ist der Herd aus?“ können kurzfristig Abhilfe schaffen.

Bei fortgeschrittenen Demenzen, bei denen an einen selbstbestimmten organisierten Tagesablauf nicht mehr zu denken ist, geht es irgendwann darum, noch vorhandene Ressourcen und Lebensqualität durch aktivierende Reize zu erhalten. Welche Hobbies sind noch möglich? Wie können verändernde Wesenszüge, Bewegungsdrang und Aggressivität kanalisiert werden, ohne den Menschen einzuschränken? Wenn Aktivitäten durch Schübe plötzlich wegbrechen, unmöglich erscheinen, „dann suchen wir nach Lösungen, Alternativen und Möglichkeiten, an den

### DEMENTZ

Serie: Teil 19

Leidenschaften festzuhalten“, so Schuhmacher. Anfangs des Alltagskompetenz stärken, später vorhandene Ressourcen bewahren und die Lebensqualität von Patienten und Angehörigen aufrechterhalten, für Schuhmacher sind das die drei Hauptachsen und -stufen ihrer Arbeit mit demennten Menschen. Eine Arbeit, die sich alleine schon wegen ihrer Kurzfristigkeit und Schnelllebigkeit nicht in einen Rahmen pressen lässt. Die Sitzungen sind flexibel, ergeben sich aus den Prioritäten und Bedürfnissen der Menschen. Am Anfang jeder Sitzung wird ausgeteilt und dokumentiert, ob und wie sich der Zustand des Patienten verändert hat. Daraus ergibt sich dann der weitere Fahrplan.

Hechelnd, den Kopf leicht zur Seite geneigt, sitzt der fünfjährige Rüde in der Mitte des Stuhlkreises, mustert Frauenchen gebannt bei den Vorbereitungen auf die 45-minütige Therapie-sitzung. „Dann fangen wir mal an“, sagt Anhäuser und kniet sich neben Leo. „Wollen Sie Leo mal Hallo sagen?“, fragt die 51-Jährige am Anfang jeder Sitzung wird ausgeteilt und dokumentiert, ob und wie sich der Zustand des Patienten verändert hat. Daraus ergibt sich dann der weitere Fahrplan.



Peony Brown ist von der positiven Wirkung von Musik auf demennte Menschen überzeugt. Foto: fotografenten/Axel Schmitz

## Türöffner zum Seelenleben

**IMPULSE** Mit Therapiebegleithund und Musik sollen positive Reaktionen bei Demennten ausgelöst werden

Von Nicholas Matthias Steinberg

ALZEY/GAU-BICKELHEIM. Im Mittelpunkt zu stehen, das ist Leo schon gewohnt. Egal, wo der Mischlingshund auf dem Gelände der Rheinhesen-Fachklinik (RFK) auftaucht, zieht er Blicke und streichelnde Hände auf sich. Doch das macht Leo nichts aus, im Gegenteil. Er genießt es. Es gehört sogar zu seinem Job, sich streicheln zu lassen. Seit zwei Jahren setzt ihn Frau Ruth Anhäuser, Diplom-Sozialpädagogin in der Forensik der RFK, in verschiedenen Abteilungen als Therapiebegleithund ein. Auch bei den demennten Gästen der geriatrischen Tagesstätte schaut Leo regelmäßig vorbei. Alle zwei Wochen, den Weg in den Therapie-raum kennt er gut. Und auch die zehn Menschen, die darin bereit auf ihn warten.

### Beschäftigung und Abwechslung im Alltag

„Hechelnd, den Kopf leicht zur Seite geneigt, sitzt der fünfjährige Rüde in der Mitte des Stuhlkreises, mustert Frauenchen gebannt bei den Vorbereitungen auf die 45-minütige Therapie-sitzung. „Dann fangen wir mal an“, sagt Anhäuser und kniet sich neben Leo. „Wollen Sie Leo mal Hallo sagen?“, fragt die 51-Jährige am Anfang jeder Sitzung wird ausgeteilt und dokumentiert, ob und wie sich der Zustand des Patienten verändert hat. Daraus ergibt sich dann der weitere Fahrplan.“



In der Rheinhesen-Fachklinik besucht Ruth Anhäuser (Mitte) gemeinsam mit Therapiehund Leo die Gäste der Tagesklinik. Foto: pa/Schmitz

Frau, zierlich, mit Brille. Sie beginnt laut zu lachen. Berührungsmusik für sich, „wickelt sie um den Finger“, nennt es Anhäuser. „Er ist eine Frohnatur.“ Und er ist ein Türöffner, zum Seelenleben der Demennten, und zu deren Erinnerungen. Viele hatten selbst Tiere, fühlen sich in vergangene Zeiten versetzt. „Jetzt tanzen wir.“ Die Therapeutin dreht die Musikanlage auf, Leo wippt rhythmisch im Takt. Die zierliche Frau mit Brille beginnt erneut herzlich zu lachen, klatscht in die Hände, hat sichtlich Spaß. Die Therapie sorgt jedoch nicht nur für Beschäftigung und Abwechslung im Alltag, die positiven Erlebnisse setzen positive Reize, aktivieren, wecken Erinnerungen, berichtet Anhäuser. Seine Unbekümmertheit, sein offenes und freundliches Wesen, sein Anblick, Leo weckt positive Gefühle.

„Jetzt kegeln wir mal eine Runde“, wirft Anhäuser in die Runde und stellt bunte Pylonen auf, legt einen Ball auf den Stoß

geragogin, zu Gast im Seniorenzentrum „Haus Katharina“ in Gau-Bickelheim. Um sie herum sitzen sechs ältere Menschen, demenz. Jeder Einzelne wird von Brown persönlich angesprochen, mit einem Lächeln willkommen geheißen. Brown fackelt nicht lange, stimmt das erste Lied an, beginnt im Rhythmus zu winkeln und sanft mit dem Fuß auf den Boden zu stampfen. Nach und nach steigen die anderen mit ein. Dann gibt Brown Mappen mit Liedtexten herum. Glockenspiel, Triangel, Chems, Hauttrommel und Klangstäbe wandern durch das Rund. Jeder hat seinen Part. Schnell zeigt sich, was die Musikgeragogin bereits angekündigt hatte: Die Reaktionen auf die Musik, sie könnten unterschiedlicher nicht sein. Eine Frau lacht, immer wieder, herzlich, immer dann, wenn die anderen im Rhythmus winken. Ihr Gegenüber, ein Mann. Er wirkt konzentriert. Er fällt ihm schwer, den Rhythmus zu halten, verzögert wippt er mit seiner Rassel auf dem Stuhl hin und her. Neben ihm sitzt eine Frau. Sie kennt den Text, die Liedermappe liegt geklappt unter ihrem Stuhl. Für Brown ist all das nichts Neues, von der aktivierenden Wirkung der Musik auf Menschen, und insbesondere auf Demennte, kann sie ein Lied singen. Immerhin ist Musik ihr Job. Dem sie allerdings erst dieses Jahr vollberuflich nachgeht, als elementare Musik-erzieherin mit Kleinkindern im Alter von sechs Monaten bis sechs Jahren und als Musikgeragogin für Senioren und Demennte. Seit 2013 war sie bereits nebenberuflich in der Branche tätig. Das Sahnehäubchen: Seit Juni dieses Jahres ist sie zertifizierte Musikgeragogin, ausgebildet an der FH Münster. Ihren alten Job in der Steuerberatung hat sie an den Nagel gehängt.

**HUNDEAUSBILDUNG**

► Die Sitzungen sind für Mischlingshund Leo nicht nur ein Spiel, sondern auch harte Arbeit. Stets muss er konzentriert, fokussiert, belastbar, auch auf unvorhersehbare Situationen vorbereitet sein. Ein kräftiges Ziehen am Schwanz oder ein lauter Schrei, Leo ist so trainiert, trotz Stress besonnen zu reagieren.

► Von klein auf hat er das gelernt – als Welpe und später in seiner Ausbildung zum Therapiebegleithund über den Verein „Tierre als Therapie“ der Veterinärmedizinischen Universität Wien.

► Jedes Jahr wird der Hund vom Verein auf seine Therapie-tauglichkeit getestet, in Extremsituationen verwickelt. Anhäuser findet die Tests gut, hält mehr rechtliche Vorschriften für „sinnvoll“. Denn der Begriff „Therapiehund“ ist nicht geschützt, schwarze Schafe gebe es in jeder Branche.

Doch was macht Musik für Brown so besonders? „Sie gehört zu meiner Persönlichkeit.“ Sensibel, atmosphärisch, ein Gefühlsmensch, das sei sie, erzählt Brown, Musik ihr Ventil, dies auszudrücken. Sensibilität bedeutet jedoch keinesfalls negative Anfälligkeit, im Gegenteil. „Für mich ist auch das Alter nicht negativ, die Begegnung mit angeschlagenen Menschen ohnehin nicht.“ Positiv denken, das ist Browns Credo. Und ihr Vorsatz, auch als Musikgeragogin. Ganz gleich, wie schlecht es dem Gegenüber geht, wie viel oder wenig er noch kann oder weiß, „die Achtung vor einem Menschen, die darf man niemals verlieren“, sagt Brown. Bestimmt und möglichst deutlich spricht sie mit den Demennten. Niemals herabwürdigend, genervt oder anmaßend. Mit Respekt.

Alte Volkslieder gehen immer, erzählt Brown. Die Texte kennt fast jeder. „Damals gab es kaum andere Genres. Für die jüngeren Generationen muss man da mehr Musiktiraden einplanen.“ Doch nicht nur das wird künftig auf die Musikgeragogin übertragen. Sie plant, ihr Angebot auszubauen, gemeinsame Kurse für Betroffene und Angehörige anzubieten, um die „emotionale Abkopplung“ Betroffener von ihren Angehörigen aufzuhalten.

### POSITIVE WIRKUNG VON MUSIK

► Dabei ist die Leidenschaft für das Musizieren an sich zwar ein, aber eben nicht der einzige Grund dafür, dass Peony Brown ihrem alten Arbeitsleben den Rücken kehrt. Sie ist überzeugt von der Wirkung, die Musik auf Menschen hat. „Die Ohren können wir nicht verschließen. Musik beeinflusst uns, unsere Gefühle.“ Besonders wirkungsvoll sei sie daher bei denjenigen, die noch oder eben wieder zu

großen Teilen von Gefühlen ange-trieben werden, wie ganz jungen und alten Menschen.

► Dreimal pro Woche ist Brown unterwegs gibt Gruppen- und Einzelkurse. Während sie Kinder auf ihren ersten musikalischen Schritten begleitet, gilt es bei den Senioren, Reize zu setzen, die Stimmung aufzuheben und Erinnerungen zu wecken, verstaubte Erlebnisse wieder zurückzuholen ins Gedächtnis.



Therapieangebote sollen für den Demennten eine Stütze sein. Fotos: fotolia – freshidea, diez-artwork; Montage: VRM/Minz

# Über Stadtentwicklung sollen alle mitdiskutieren

Rhein-Lahn-Zeitung

**Die Stadt plant ein Entwicklungskonzept, städtische Gremien debattieren darüber hinter verschlossenen Türen. Die Bürger werden erst einbezogen, wenn die Grundlagen beschlossen sind. Die Zeitung lässt das nicht gelten. Sie greift das Thema auf und setzt eine öffentliche Diskussion in Gang.**

Die Stadt Lahnstein im Rhein-Lahn-Kreis hat 19.000 Einwohner. Wie die Kommune in zehn, zwanzig Jahren aussehen soll, entscheiden jedoch einige wenige Politiker und Experten. Doch wie sind die Vorstellungen der Bürgerinnen und Bürger? Wie wünschen sie sich ihre Stadt, welche Ideen haben sie, wie stellen sie sich das Leben in ihrer Stadt in der Zukunft vor? Diese Fragen greift die Lokalredaktion auf und gibt sie an die Bewohner weiter. Die Antworten der Bürger, Geschäftsleute, Unternehmer und externer Experten fließen in eine Serie mit dem Titel „Lahnstein 2030: Heute für morgen planen“.

Das Thema „Stadtentwicklungskonzept“ klingt sperrig. Doch letztlich können alle etwas dazu beitragen. Wichtig ist der Redaktion, dass neben den Bürgern, die sich an den Diskussionen rege beteiligen, auch externe Fachleute zu Wort kommen, damit Lösungswege angesprochen werden, die vielleicht noch nicht in Betracht gezogen wurden.

Zunächst werden Handlungsfelder bestimmt. Sie orientieren sich an den Themen, die von den Stadtratsfraktionen in einer Klausurtagung besprochen wurden. Gleichzeitig sind sie der Leitfaden für die Serie, die stets zum Wochenende und meist auf zwei aufeinanderfolgenden Seiten erscheint.

Sie beschäftigt sich mit Wirtschaft, Beschäftigung, Handel, Verkehr und technischer Infrastruktur, Wohnen, Raumordnung und Umwelt, Bildung, Tourismus und Freizeit.

Die Zeitung fragt Schulrektoren, Vereinsvorstände, Mediziner, Künstler und Verantwortliche von Kultureinrichtungen, Einzelhändler, Hotelbesitzer und viele andere mehr. Sie holt Visionen von außen ins Blatt, etwa die Ideen einer Landschaftsarchitektin, die Sichtweise der Industrie- und Handelskammer oder auch die Meinung der Chefs von ansässigen Industriebetrieben.

Die Redaktion beteiligt sich auch selbst an der Debatte. Die Redakteure, die in der Stadt leben und dort aufgewachsen sind, lassen eigene Ideen und Meinungen einfließen.

Im Online-Portal der Zeitung wird die Serie optisch besonders hervorgehoben und mit crossmedialen Elementen angereichert. Mit ihrer Serie schafft die Zeitung die Plattform für eine Ideenschmiede, die das Gemeinwesen weiterbringt.

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Forum
- ▶ Kommunalpolitik
- ▶ Interaktiv
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Umwelt
- ▶ Verkehr
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

### Kontakt:

Michael Stoll, Regionalchef, Telefon: 0261/892-765, E-Mail: michael.stoll@rhein-zeitung.net

## Lahnstein 2030 Thema

# Lahnsteins Bürger sollen Zukunft mitgestalten

Ideenwerkstatt Abschluss und Rückblick auf unsere Serie Lahnstein 2030 - Potenzial der Stadt erkennen und umsetzen

Von Karin Kring und Tobias Lui

**Lahnstein.** Wie wird Lahnstein 2030 aussehen? Wohin entwickelt sich die Stadt? Was wünschen sich die Lahnsteiner? Mit diesen Fragen haben wir uns seit Ende Juni in unserer Serie „Lahnstein 2030 - Heute für morgen planen“ beschäftigt. Wir haben zum Beispiel den Verkehr unter die Lupe genommen, Fachleute nach Lösungsmöglichkeiten für die Probleme in Lahnstein gefragt. Wir haben Ideen und Konzepte vorgestellt. Die Wirtschaft und der Einzelhandel waren umfangreiche Themen. Lahnstein als Industriestandort wird überwiegend positiv bewertet - allerdings fehlt der Platz für weitere Ansiedlungen. Der Lahnsteiner Einzelhandel hingegen hat schwer zu kämpfen. Wir haben Protagonisten zu Wort kommen lassen, haben am Beispiel anderer Städte gezeigt, wie es funktionieren könnte.

Wir haben geschaut, wie Menschen in Lahnstein wohnen, welche Wohnformen fehlen, ob es seniorengerechte oder familiengerechte Wohnungen gibt, und vieles, vieles mehr. Gesundheit und Soziales waren weitere Themen. Wir haben die Visionen von Pascal Scher, dem Chef des St.-Elisabeth-Krankenhaus, vorgestellt, haben hinter die Kulissen der Gesellschaft für Gesundheitsberatung geblickt. Wir haben erfahren, dass in Zukunft immer mehr Menschen pflegebedürftig sein werden und dass sich eine Stadt wie Lahnstein darauf einstellen muss.

Wir haben Gastronomen gefragt, was sie die touristische Entwicklung sehen, was sie sich wünschen, was sie kritisieren. Wir sprachen mit einer Landschaftsarchitektin über Gestaltungsmöglichkeiten in der Zukunft und mit Blick auf die Buga 2031. Und wir haben viel Lob gehört zu Lahnstein als einer Stadt der Vereine, einer Stadt, in der das kulturelle Angebot ausgesprochen gut ist und das soziale Miteinander

ebenfalls großgeschrieben wird durch ein enormes ehrenamtliches Engagement. Wir haben Mängel und Missstände angesprochen, konnten aber auch viele gute Ideen für Lahnstein 2030 vorstellen. Kernausgaben von Fachleuten und Bürgern haben wir auf dieser Seite noch einmal zusammengefasst.

Oft war die KLZ-Serie „Lahnstein 2030“ Stadtgespräch. Oberbürgermeister Peter Labonte selbst hat mehr als einmal aus unseren Beiträgen zitiert. Heute erscheint unser (vorerst) letzter Serienteil, und es ist Zeit für ein Fazit oder für die Frage, die vor allem wir als Redakteure und alle, die in der Serie zu Wort gekommen sind, sich stellen: „Was

wird aus all diesen Ideen und Visionen? Werden sie einfließen in das zurzeit im Entstehen begriffene Stadtentwicklungskonzept? Wo wird Lahnstein 2030 tatsächlich aussehen? All dies sind Fragen, die hier und heute nicht beantwortet werden können. Denn was werden wir, liegt an den Menschen, an den Lahnsteinern, an den verantwortlichen

Politikern, an der Verwaltung. Unsere Serie „Lahnstein 2030“ ist eine Anregung, ein Ideenpool, eine Grundlage, auf der die Diskussion weitergeführt, auf der aufgebaut werden kann. Das KLZ wünscht sich vor allem, dass sich die Lahnsteiner selbst noch weiter in diesen Entwicklungsprozess für ihre Stadt mit einbringen!



### Wörtlich

„Mit Blick auf steigende Anforderungen in Pflege und Betreuung wäre ein Seniorenbeauftragter wichtig.“

Markus Schädl, Leiter der Caritas-Sozialstation in Lahnstein

„Es würde Sinn machen, im direkten Umfeld des Globus weiteren Handel anzusiedeln und so die beiden Zentren Ober- und Niederlahnstein zu verbinden. Dafür bedarf es einer attraktiveren Verbindung zwischen dem Stadtteil Oberlahnstein und dem Globus.“

Richard Hoyer, IHK-Regionalgeschäftsführer

„Tourismus ist unsere einzige Chance.“

Hoteller Reinhold Welland

„Menschen zeigen, wie man Verantwortung übernimmt, für das, was man isst.“

Landschaftsarchitektin Kerstin Degen zu einem neuen und guten Trend

„Die These, dass die soziale Schere immer weiter auseinanderklafft, ist kürzlich durch das Statistische Bundesamt widerlegt worden.“

Werner Krätz, Fachbereichsleiter der Stadtverwaltung Lahnstein

„City-Outlets wären eine Chance, einer Stadt wieder auf die Sprünge zu helfen.“

Michael Hahinger, City-Outlet-Manager Bad Münderhof

<p><b>Verkehr</b></p> <p><b>Für Bus und Fahrrad</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Weniger Verkehr macht vorhandene Wohnquartiere wieder attraktiver für Mieter und Vermieter. Eine „Entlastungsstraße light“ ist daher dringend notwendig. Das Credo aller Gesprächspartner: Ohne zusätzliche Umfahrungsmöglichkeit kann es keine vernünftige Lösung für die Verkehrsprobleme geben.</li> <li>Eine „Entlastungsstraße light“ könnte so aussehen: Eine Trasse, die von der Max-Schwarz-Straße entlang der Bahn am Rheinquartier und dem Marteschloss vorbei über der Bahndamm bis zur Frankestraße führen und den Hafen und via Brückenstraße das Globus-Warenhaus sowie Betriebe anbindet.</li> <li>Die Radwege werden von vielen Lahnsteinern als „Katastrophe“ empfunden. Das gilt für die Strecke an Rhein und Lahn, aber auch für die Gefahrenstellen in der Brückenstraße und der Koblenzer Straße, insbesondere an den Ein- und Ausfahrten.</li> <li>Der Umstieg auf Bus und Bahn könnte das Verkehrsproblem zumindest entschärfen. Fahrrad, Bürgerbus und Wassertaxi könnten in Zukunft eine größere Rolle spielen. Nicht nur ÖPNV-Experte Stephan Pauly wünscht sich daher Verbesserungen im Angebot.</li> </ul>	<p><b>Wirtschaft &amp; Handel</b></p> <p><b>Offen für Neues sein</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Neue Gewerbeansiedlungen im Bereich Rheinhafen und gegenüber dem Eingang zur Ruppertsklamm werden von vielen Experten als sinnvoll angesehen. Im Bereich Schwarzer-Weg und Dr.-Walter-Lessing-Straße könnten sich ebenfalls neue Betriebe ansiedeln.</li> <li>Experten der Industrie- und Handelskammer (IHK) halten auch die Ansiedlung von weiterem Handel im direkten Umfeld des Globus für sinnvoll. Laut IHK-Regionalgeschäftsführer Richard Hoyer bedarf es dafür aber einer attraktiveren Verbindung zwischen Oberlahnstein und dem Globus.</li> <li>Auch der Hafen sollte auf neue Ansiedlungsmöglichkeiten untersucht werden. Er könnte sich als Liegeplatz für Jachten und Sportboote eignen.</li> <li>Die Lage des Lahnsteiner Einzelhandels ist nach Meinung der IHK „extrem schwierig“.</li> <li>In Sachen Einzelhandel ist ein Umdenken der Bevölkerung notwendig: Jeder beklagt das Fehlen von Geschäften in der Innenstadt, aber keiner geht hin. Reingard Emmel, Ladeninhaberin: „Wenn die Bevölkerung nicht umdenkt, haben wir bald eine tote Stadt.“</li> </ul>	<p><b>Wohnen &amp; Umwelt</b></p> <p><b>Innenstadtnah wohnen</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Das Wohnen in der Stadt muss wieder attraktiver werden. Das sollte durch eine Aufwertung der innenstädtischen Wohnquartiere realisiert werden.</li> <li>Barrierefreies Wohnen, das Zusammenleben der Generationen und die Sanierung von Häusern und Wohnungen müssen gefördert werden.</li> <li>Andreas Hermann, IHK-Referent für Infrastruktur, bezeichnet das Projekt Rheinquartier als „riesige Chance für die Stadt Lahnstein“.</li> <li>Das Städtebauförderprogramm soll helfen, den Wohnwert und das Wohnumfeld im Zentrum von Oberlahnstein zu erhöhen.</li> <li>Baulücken sollen geschlossen und potenzielles innerstädtisches Bauland entwickelt werden: Neben dem früheren Güterbahnhof sind dies die Alte Markthalle nahe der Kölner Straße, der Marktplatz, das Gelände rund ums Rathaus Johannastraße und der ehemalige Bauhof in Niederlahnstein sowie die Fortführung des Baugeländes Grüne Bank.</li> <li>Der Leerstand von aktuell mehr als 50 Ladenlokalen muss dringend beendet werden.</li> </ul>	<p><b>Tourismus &amp; Freizeit</b></p> <p><b>Fahrradbrücke bauen</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Viele Leser wünschen sich eine Brücke und Gastronomie wie Pasquale Leone, dem langjährigen Pächter der „Rheinkrone“: Eine kleine, fest installierte Brücke am Hafen beidseitig Rheinanlagen perfekt miteinander verbinden.</li> <li>Weitere Vorschläge, die im Laufe der Serie geäußert wurden: Ein Parkplatz für Wanderer an der Ruppertsklamm, Gastronomie für den Rheinstieg, ein überarbeitetes Parkleitsystem in der Stadt.</li> <li>Der Kaiserplatz wäre der ideale Ort für einen Gemeinschaftsgarten, meint Landschaftsarchitektin Kerstin Degen. Sie stellt sich ein Konzept ähnlich der „Essbare Stadt Andernach“ vor, das Menschen zusammenbringt.</li> <li>Die Burgstraße könnte statt Einkaufsmiße zur Gastronomie- und kleinen Cafés entwickelt werden.</li> <li>Günter Sporenberg, der ehemalige Vorsitzende des Männerchors Frohberg, wünscht sich ein saniertes Altes Rathaus mit barrierefreiem Zugang, in dem unsere lokale Geschichte lebendig und moderat dargestellt wird.</li> </ul>	<p><b>Kultur, Bildung &amp; Sport</b></p> <p><b>Kultur vernetzen</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Einer der von uns befragten Protagonisten schlägt ein auf lokaler Ebene angelegtes Kulturforum vor, das die Kulturschaffenden besser vernetzt und eine gemeinsame Strategie entwickelt.</li> <li>Die Position eines Kulturbeauftragten bei der Stadtverwaltung wurde ins Spiel gebracht. Er könnte als Schnittstelle für die Kulturschaffenden fungieren und ein spartenübergreifendes Verständnis von Kultur haben.</li> <li>Ein weiterer Vorschlag der Kulturschaffenden: Ein „Festival der Kulturen“, bei dem sich alle mit Musik, Gesang, Tanz und landesüblichen Gebräuchen einbringen.</li> <li>Ebenfalls vorgeschlagen wurde eine kleine, fest installierte Bühne in den Rheinanlagen.</li> <li>In Sachen Bildungsmöglichkeiten steht Lahnstein für eine Stadt dieser Größenordnung hervorragend da. Das Credo der befragten Schüler: „Der Familien- und Bürgern in Lahnstein steht ein insgesamt gutes und differenziertes Bildungsangebot zur Verfügung.“</li> <li>Eltern kritisieren, dass der Rasenplatz im Rhein-Lahn-Stadion oft nicht bespielt werden darf.</li> </ul>	<p><b>Gesundheit &amp; Soziales</b></p> <p><b>Vorsorge treffen</b></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>Dem Krankenhauschef Pascal Scher schwebt ein „Campus Ostfalen“ vor, mit kurzen Wegen und einer engen Vernetzung.</li> <li>Das Dr.-Max-Otto-Bruker-Haus in Lahnstein auf der Höhe ist bedeutende Säule gesundheitlicher Aufklärung und bundesweit anerkannt. Die Forderung vieler Lahnsteiner sollte damit mehr werden.</li> <li>Fest steht für Fachleute aus dem sozialen Bereich, dass die Zahl der Menschen, die auf Unterstützung angewiesen sind, in Zukunft steigen wird. Ebenso die Zahl älterer Menschen, die der Pflege bedürfen. Die Stadt Lahnstein sollte auf beides vorbereitet sein.</li> </ul>
---	--	---	--	--	--

### Klick-Tipp

**Diskutieren Sie mit!** Ihre Meinung zu unserer Serie „Lahnstein 2030 - Heute für morgen planen“ ist uns wichtig. Diskutieren Sie mit und schicken Sie uns Ihre Ideen und Anmerkungen per E-Mail an [lahnstein2030@rhein-zeitung.net](mailto:lahnstein2030@rhein-zeitung.net)

Alle Serienteile sind unter [www.klz.de/lahnstein2030](http://www.klz.de/lahnstein2030)

# Spannende Einblicke in die „30er Zone“

**Wie ticken Menschen zwischen 30 und 40? Wie leben und arbeiten sie, was beschäftigt und sorgt sie? Welche Träumen haben sie, von welchen haben sie sich verabschiedet? Die Redaktion stemmt ein multimediales Großprojekt, in dem sie die Lebenswirklichkeit der „30er Zone“ in den Mittelpunkt stellt.**

Die Serie soll möglichst viele Einblicke in Leben und Alltag der 30- bis 40-Jährigen in der Region am bayerischen Untermain rund um Aschaffenburg ermöglichen – und das über alle medialen Kanäle hinweg. Um dieses Ziel zu erreichen, wird das Projekt redaktionsübergreifend von zehn Redakteurinnen und Redakteuren koordiniert und bearbeitet, die selbst zu dieser Altersgruppe gehören. In Porträts, Reportagen, Videos, Servicestücken, Kolumnen und Meinungsbeiträgen beleuchtet das Autorenteam sechs Wochen lang die facettenreichen Lebensentwürfe der „30er-Zone“.

Passend zu den Lesegewohnheiten vieler Menschen zwischen 30 und 40 ist das Projekt strikt crossmedial angelegt. Im Print erscheinen durchschnittlich sechs Beiträge pro Woche. Im Internetauftritt des Main-Echos gehört der Serie eine eigene Unterseite unter [www.main-echo.de/30er-zone](http://www.main-echo.de/30er-zone). Angesprochen werden die Menschen auch in einer eigenen Facebook-Gruppe, einer interaktiven Umfrage und mit einem Wettbewerb.

In der Umsetzung achtet ein Koordinationsteam darauf, dass die Inhalte für die Print-Ausgaben zur Verfügung stehen, online aufgearbeitet und über Facebook und Twitter ausgegeben werden. Die Online-Redaktion präsentiert die Serienbeiträge in hervorgehobener Form auf der Startseite. Mit der Marketing-Abteilung wird im Vorfeld eine Werbestrategie entwickelt.

In den Beiträgen werden die unterschiedlichen Lebenssituationen der Menschen aus der „30er Zone“ gezeigt – von der alleinerziehenden Mutter über den Single bis hin zur Patchwork-Familie. Dazu erklärt ein Psychologe, wie Menschen in diesem Alter ticken. Die Serie berichtet, wie Menschen aus der Altersgruppe arbeiten, wie sie Sport treiben, sich ernähren. Eine Autorin verfolgt die Lebenswege ihrer Mitschüler aus der Grundschulklasse. Geschichten erzählen von Hoffnungen und vom Scheitern in dieser Lebensphase, von Zukunftsplänen und nostalgischen Erinnerungen.

Komplettiert wird die Serie mit Servicestücken zu Gesundheit, Recht, Vorsorge und Ernährung, Themen aus dem digitalen Leben und persönlichen Erfahrungen.

### Stichworte

- ▶ Forum
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Layout
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Interaktiv
- ▶ Menschen
- ▶ Multimedia
- ▶ Unterhaltung

### Kontakt:

Martin Schwarzkopf, Chefredakteur, Telefon: 06021/396229, E-Mail: [sekretariat.chefredaktion@main-echo.de](mailto:sekretariat.chefredaktion@main-echo.de)

## 2 | BLICKPUNKT

SAMSTAG/SONNTAG, 8./9. OKTOBER 2016

**30er-Zone:** Sie sind zusammen in die Schulzeit gestartet, haben gemeinsam lesen und schreiben gelernt. Doch welchen Weg sind die ehemaligen Grundschulkameraden dann gegangen? Wo leben sie heute mit Mitte 30?

# 1988 eingeschult, heute mitten im Leben

**Lebensläufe:** Auf den Spuren einer Niedernerger Grundschulklasse – Was ist aus uns geworden? Wo stehen wir mit Mitte 30?

**Patrick:** Patrick verließ Niedernberg mit 18 Jahren in Richtung Gießen zum BWL-Studium und lebt nach Stationen in Wiesbaden und Frankfurt heute mit seiner Familie (zwei Kinder) in Groß-Zimmern. Seinen Lebensunterhalt verdient er als Prozess-Manager bei einer Versicherung.

**Anna:** Anna studierte und spielte zuerst Musicaltheater in Frankfurt am Main. Seit 2004 unterrichtet sie freiberuflich als Gesangs- und Klavierlehrerin. Sie wohnt mit ihrem Partner in der Nähe von Darmstadt und erwartet gerade ihr erstes Kind.

**Daniela:** Daniela wohnt wieder in Niedernberg, nachdem sie drei Jahre in Mömlingen lebte. Sie arbeitet als Industriekauffrau in der Firma, in der sie auch ihre Ausbildung gemacht hat.

**Jochen:** Jochen arbeitete nach seinem Studium in Mannheim zunächst bei Bosch Rexroth in Horb am Neckar. Danach kehrte er zurück in die Heimat: Er arbeitet inzwischen bei Bosch Rexroth in Lohr und wohnt mit seiner Frau und seinen drei Jungs in Sallauf.

**Manuel:** Manuel hat zunächst eine Ausbildung zum KFZ-Mechaniker und Elektriker absolviert. 2008 ließ er sich in Schweinfurt zum KFZ-Technikermeister und Betriebswart weiterbilden. Seither arbeitet er als Serviceberater in einem Autohaus in Miltenberg. Manuel ist verheiratet und lebt mit seiner Frau in Niedernberg.

**Ramona:** Ramona war nach ihrer Ausbildung zur Hotelfachfrau bei der Eröffnung des Niedernerger Seehotels dabei. Dann zog sie für ein Jahr nach Köln in die Sternegastronomie. Seit 2002 lebt sie mit ihrem Partner in Heilbronn. Seit einigen Jahren hat sie die Serviceleitung im Ratskeller der Stadt Heilbronn. «Ich fühle mich wohl im Schwabenland», sagt sie.

**Hannah:** Hannah hat in Österreich «Engineering for computer-based learning» studiert und ist danach nach Frankfurt gezogen. Sie arbeitet als Projektmanagerin in einer E-Learning-Agentur und leitet dort den Geschäftsbereich Medien.

**Yvonne:** Yvonne hat sich nach ihrer Ausbildung zur Groß- und Außenhandelskauffrau für die Polizeiausbildung entschieden. In Würzburg durchlief sie die dreieinhalbjährige Ausbildung. Danach ging es zurück in die Heimat, wo sie zunächst in Obernburg und jetzt in Aschaffenburg ihren Dienst verrichtet. Sie wohnt wieder in Niedernberg.

**Dorothee Wicha:** Dorothee Wicha unterrichtete von 1982 bis 2001 an der Niedernerger Grundschule, wechselte dann als Korrektorin nach Mömlingen und 2003 als Rektorin an die Brentanoschule in Aschaffenburg, wo sie bis 2014 blieb. Inzwischen genießt sie ihren Altersurlaub. Sie hat zwei erwachsene Söhne und lebt mit ihrem Mann in Stockstadt.



**Marcel:** Marcel lebte sieben Jahre für Studium und Arbeit in München. Nach einer Zwischenstation in Marktheidenfeld ist er jetzt wieder in der Heimat. Er arbeitet bei Magna in Sallauf als Software-Ingenieur und wohnt mit Frau und Tochter (2) ebenfalls in Sallauf.

**Christian:** Christian absolvierte zunächst eine Ausbildung zum Zeichner bei Takata-Petri, besuchte dann die Fachoberschule und holte sein Fachabitur nach. Danach leistete er Zivildienst bei der Lebenshilfe, jetzt studiert er Bauingenieurwesen an der Hochschule Darmstadt. Auch Christian wohnt in Niedernberg.

**Manuela:** Manuela ist mit ihrer Familie nach der dritten Klasse von Niedernberg nach Kleinwallstadt gezogen. Dort lebt sie heute auch mit ihrem Mann und zwei Kindern. Sie arbeitet zunächst als Kinderpflegerin im Kindergarten Sonnenschein in Stockstadt und seit 2011 in der Kinderkrippe Waldwichtel, ebenfalls in Stockstadt.

**Arzu:** Arzu ist 1997 mit ihrer Familie in die Türkei zurückgekehrt. Sie hat in Izmir studiert. Dort lebt und arbeitet sie heute als Deutschlehrerin.

**Christian:** Christian arbeitete und lebte fünf Jahre in Dingolfing (Niederbayern), wohnt inzwischen aber wieder in Niedernberg. Er ist als Fahrer in Aschaffenburg tätig und verlobt. Die Hochzeit ist für 2017 geplant.

**Florian:** Florian hat nach seiner Lehre zum Holzmechaniker bei Hess zunächst sieben Jahre als Küchenmonteur gearbeitet. Danach bildete er sich in Köln weiter zum staatlich geprüften Küchenfachverkäufer und arbeitet seither im Innendienst im Küchenhaus. Er ist verheiratet und hat einen Sohn (2).

**Thomas:** Thomas absolvierte in Obernburg eine Lehre als Kälteanlagenbauer und arbeitet seit 2002 als Servicetechniker für Kälteanlagen im Großraum Frankfurt. Er lebt mit Frau und Tochter in Niedernberg.

**Stefanie:** Stefanie wohnte schon ihr ganzes Leben in Niedernberg – mal abgesehen von ihrer ersten eigenen Wohnung: ein Jahr lang lebte sie im Nachbarort Großostheim. Seit ihrer Ausbildung arbeitet sie bei einer Niedernerger Firma. Sie ist verheiratet und hat einen Sohn (9) und eine Tochter (6).

**Ina:** Ina studierte Fremdsprachen, unter anderem in München und Santiago de Compostela. Als Lektorin unterrichtete sie an der Universität Aberdeen in Schottland Deutsch und nahm kulturelle Aufgaben wahr. Kürzlich ist sie wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

**Anja:** Anja studierte nach ihrem Abitur in Würzburg Volkskunde und Deutsch und arbeitete danach ein Jahr lang in einer PR-Agentur in Ingolstadt. Inzwischen wohnt sie wieder in Niedernberg und arbeitet als Redakteurin beim Main-Echo. Sie ist verheiratet und hat eine Tochter (4).

Von unserer Redakteurin **ANJA HAYER**

**NIEDERBERG.** Über 60 Abc-Schützen starteten 1988 in Niedernberg (Kreis Miltenberg) ihre schulische Laufbahn. 28 Jahre ist es her, dass sie – aufgeteilt in drei Klassen – die Schulbank drückten. Für unsere Serie »30er-Zone« wollten wir wissen: Was ist aus den Schulkameraden geworden? Wo leben sie heute, welchen Weg sind sie gegangen?

Eine der drei Niedernerger Grundschulklassen, die 1c von 1988, soll als Beispiel dienen. Den Großteil der heute 34- bis 35-Jährigen konnten wir ausfindig machen – auch die Klassenlehrerin. Dorothee Wicha erinnert sich trotz der langen Zeitspanne noch überraschend gut an ihre damalige Klasse. Als sie ihre ehemalige Schülerin am Telefon hört, hat sie sofort das Klassenfoto vor Augen, kann sogar die meisten Schüler beim Namen nennen. »Du hastest da so ein hübsches Kleidchen an, sagt sie und lacht.«

Dorothee Wicha unterrichtete fast 20 Jahre an der Niedernerger Grundschule (von 1982 bis 2001), wechselte dann als Korrektorin nach Mömlingen und schließlich 2003 als Rektorin an die Brentanoschule in Aschaffenburg, wo sie bis 2014 blieb. Inzwischen genießt die 62-Jährige ihren Altersurlaub – eine Sonderform der Beurlaubung bis zur Pensionierung. Die Verbindung nach Niedernberg ist ganz abgebrochen. So ließ sie sich auch die Abschiedsfeier der langjährigen Rektorin Hannelore Gerlach im Juli nicht entgehen.

Die Lebensläufe der ehemaligen Abc-Schützen entwickelten sich höchst unterschiedlich: Unter den 21 Mädchen und Jungen von damals finden sich heute Industrie- und Dienstleistungskauffrauen wie eine Erzieherin, Deutschlehrerin, Hauptberufliche Musikerin, Polizistin oder ein Prozess-Manager und ein Fahrer. Einige sind nach Stationen in Großstädten wieder in die Nähe ihres Heimatortes gezogen.

Während der Kontakt zwischen den meisten Kameraden dieses Schuljahrgangs nie abgebrochen ist, haben sich ein paar völlig aus den Augen verloren. Eine Schulkameradin ließ sich dank sozialer Netzwerke im Internet ausfindig machen – sie lebt inzwischen in der Türkei und arbeitet dort als Deutschlehrerin. Von einer anderen fehlt allerdings bis heute jede Spur, vermutlich ist sie bereits in Jugendjahren mit ihrer Familie ins Ausland gezogen.

Wieder andere lebten die vielen Jahre in der Nähe und wurden nach der Grundschule trotzdem wieder gesehen. Die Spurensuche nach knapp 30 Jahren war jedenfalls unheimlich spannend. Zur Nachahmung empfohlen!

Mehr zur 30er-Zone lesen Sie unter [www.main-echo.de/30er-Zone](http://www.main-echo.de/30er-Zone). Diskutieren Sie mit [www.facebook.com/groups/30erzone](https://www.facebook.com/groups/30erzone)

# Gemeinschaft, Geborgenheit und Heimatliebe



**Die einen mögen sie, die anderen hassen sie: Schützenfeste. Warum sie aber im Emsland so beliebt sind, das will Online-Redakteurin Julia Mausch herausfinden. Sie wagt einen Selbstversuch – und findet Gemeinschaft, Geborgenheit und Heimatliebe.**

Was macht den Reiz eines Schützenfestes aus? Das will die Redakteurin hautnah erfahren. Dafür platziert sie auf den Facebook-Seiten der drei Emsland-Redaktionen der Neuen Osnabrücker Zeitung einen Aufruf. Schützenvereine können sich bewerben, damit die Redaktion ihr Fest besucht. Die Resonanz ist riesig. Am Ende muss das Los entscheiden, und Julia Mausch reist nach Landegge bei Haren/Ems. Das Dorf im Emsland, nur wenige Kilometer von der niederländischen Grenze entfernt, hat knapp 300 Einwohner. Dort wird ein Wochenende lang das 50. Schützenfest gefeiert.

Zwei Tage lang stürzt sich Julia Mausch ins Getümmel und gewinnt völlig neue Einblicke in das emsländische Dorfleben und seine Traditionen. Sie muss

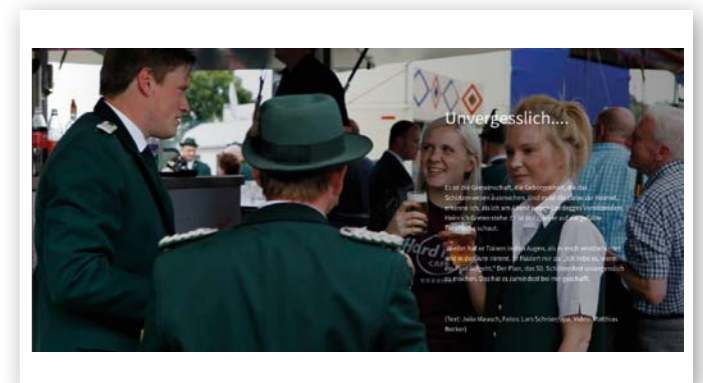
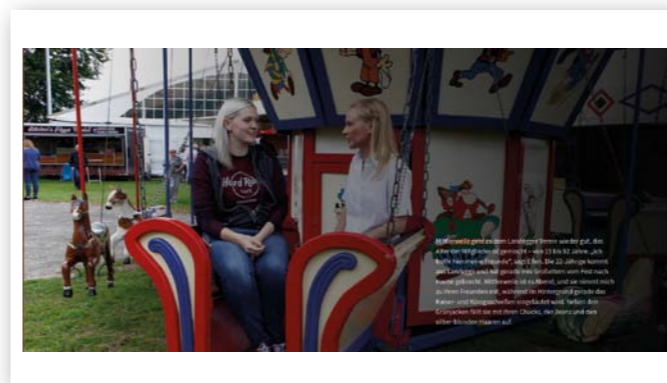
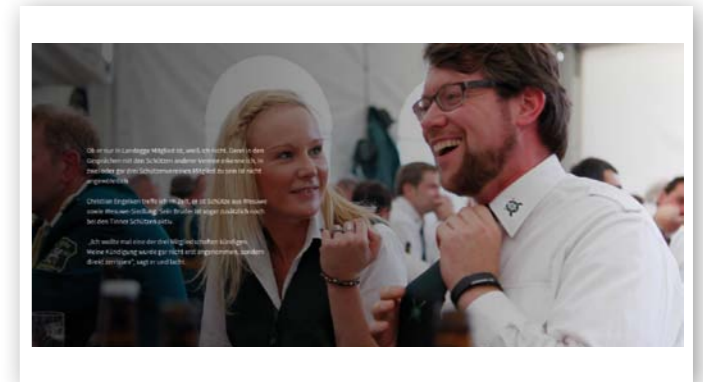
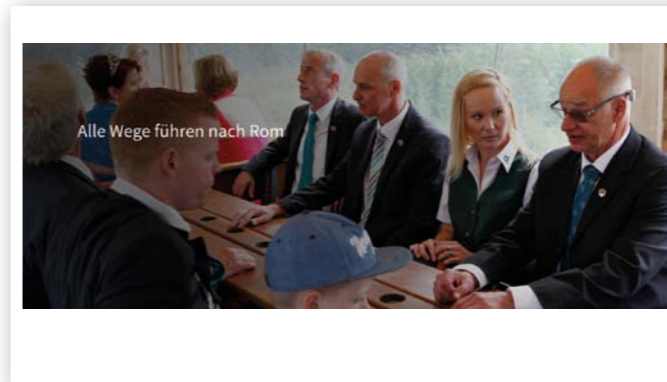
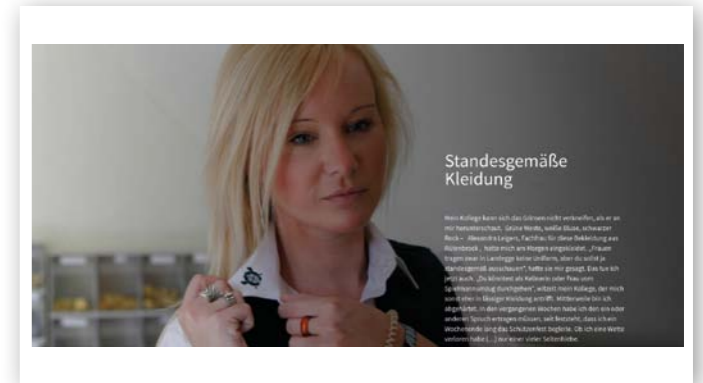
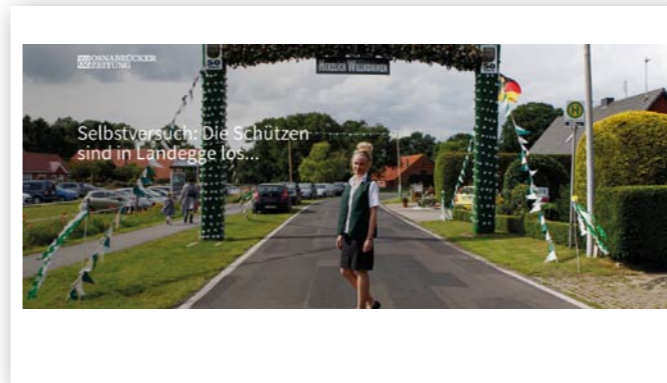
das Sprachproblem überwinden, denn hier wird nur Plattdeutsch gesprochen. Sie muss sich vor allem selbst überwinden, sei es beim Tanzabend mit Schlagermusik, sei es bei den vielen hochprozentigen Getränken, die die Runde machen. Sie trifft jugendliche und alte Schützenfestfans, lässt sich Geschichten von früher und heute erzählen. Und sie erfährt, wie sehr die alten Traditionen auch heute noch das Dorfleben prägen.

Begleitet wird die Redakteurin von einem Video-Journalisten und einem Fotografen. Das Ergebnis ist eine spannende und unterhaltsame Multimedia-Reportage, die auf noz.de veröffentlicht wird (<http://noz.pageflow.io/selbsterfahrung-zwei-tage-schutzenfest-in-landegge#58781>).

Am Ende des Festes hat der Vorsitzende des kleinen Vereins Tränen in den Augen. Er hat es geschafft, das Schützenfest seines Ortes unvergesslich zu machen. Und die Redakteurin erkennt, warum die Menschen den Verein und das Fest lieben: Es ist die Gemeinschaft, Geborgenheit und die Liebe zur Heimat.

## Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kultur
- ▶ Layout
- ▶ Multimedia
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Vereine



**Kontakt:**  
Julia Mausch, Redakteurin, Telefon: 05931/9401-53, E-Mail: [j.mausch@noz.de](mailto:j.mausch@noz.de)



# Wandel auf dem Land als Multimedia-Projekt

SÜDWEST PRESSE

**Die Schwäbische Alb ist ein Ort, wo Traditionen gepflegt werden und wo man sich kennt. Der Wandel der Welt mag hier gemütlicher vorgehen als anderswo. Aber auch hier verändert sich vieles. Die Ausbildungsredaktion hat genau hingeschaut und die Geschichten vom Wandel crossmedial erzählt.**

Wie sieht die Zukunft der Landwirte aus? Gehen dem Land die Ärzte aus? Wie kann Integration von Flüchtlingen in einer Kleinstadt gelingen? Wohnen, Essen, Verkehr, Klima – vieles verändert sich auch auf der beschaulichen Schwäbischen Alb. Wie gehen die Bewohner damit um? Aus solchen Fragestellungen sind die vielfältigen Geschichten entstanden, die elf Volontäre und Jungredakteure in dem multimedialen Projekt „Die Alb im Wandel“ erzählen.

und aus der Praxis eines Landarztes. Die Reporter reden mit einem Jungbauern über Landwirtschaft, mit Pendlern über den Nahverkehr und mit Ehrenamtlichen und Flüchtlingen über Integration. Zusammen mit Forschern besuchen sie die Höhlen der Schwäbischen Alb und finden unter der Erde Daten zum Klimawandel. Und sie machen sich auf die Suche nach regionalen Delikatessen und entdecken dabei einige Raritäten.

Zu der aufwendigen Vor-Ort-Recherche kommen Daten, Fakten und Expertengespräche. Die Ergebnisse werden für die Print-Ausgabe als siebenteilige Serie mit seitenfüllenden Geschichten veröffentlicht und im multimedialen Storytelling umgesetzt.

In dem medienübergreifenden Projekt werden Reportagen, Features und Interviews mit Videos und Bildergalerien, Statistiken und Grafiken kombiniert und so vielschichtige Geschichten erzählt.

Entstanden ist das Projekt der Ausbildungsredaktion bei einem „Crossmedia Camp“ an der Hochschule der Medien (HDM) in Stuttgart. Die HDM stand den Nachwuchsjournalisten auch als Kooperationspartner zur Seite. Nach wochenlanger Recherche wurden die Ideen und Inhalte in Stuttgart für den Online-Auftritt (<http://storytelling.swp.de/albwandel/>) produziert.

### Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Flüchtlinge
- ▶ Gesundheit
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Landwirtschaft
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Multimedia
- ▶ Wohnen
- ▶ Verkehr
- ▶ Zukunft

Die jungen Kolleginnen und Kollegen hören sich die Sorgen und Hoffnungen der Menschen vor ihrer Haustür an und zeichnen das Bild einer ganzen Region. Mit kritischer Haltung und mit konstruktivem Ansatz: In den Geschichten wird deutlich, wie Menschen den Wandel mitgestalten und sich einstellen auf Neues.

Das Team berichtet von der nahezu ausgestorbenen Spezies der Großfamilie im Mehrgenerationenhaus

### Kontakt:

Magdi Aboul-Kheir, Ausbildungsredakteur, Telefon: 0731/156211, E-Mail: [m.aboul-kheir@swp.de](mailto:m.aboul-kheir@swp.de)

## 5 SÜDWESTUMSCHAU

Samstag, 10. Dezember 2016

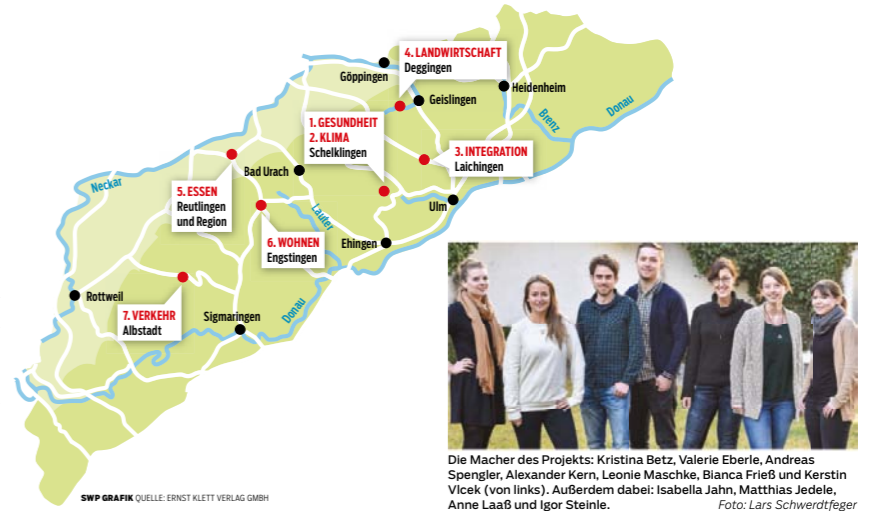
### DIE ALB IM WANDEL NEUE SERIE

## Vor Ort

Unsere Volontäre haben für eine Multimedia-Serie bei Bewohnern der Alb nachgefragt.

Die Schwäbische Alb: ein Ort, wo Traditionen gepflegt werden und wo man sich kennt, wo der Wandel der Welt vielleicht gemütlicher vorgeht als anderswo. Doch auch hier verändert sich vieles: Dörfer müssen sich auf neue Mitbewohner einstellen, auf Flüchtlinge, die hier ein Zuhause suchen. Landwirte kämpfen um ihre Betriebe und die Klimawärmer verändert die Heimat von Pflanzen und Tieren. Wie gehen die Bewohner der Schwäbischen Alb mit diesen Veränderungen um? Das tägliche Handeln der Menschen bietet Stoff für sieben Geschichten unter dem Titel: „Die Alb im Wandel“. Diese sind bei einem Crossmedia-Projekt von elf jungen Redakteuren und Volontären der SÜDWEST PRESSE entstanden, in Kooperation mit der Hochschule der Medien (HDM) in Stuttgart. Entstanden ist ein medienübergreifendes Projekt: Wir kombinieren Bilder, Filme, Daten, Grafiken sowie Text und erzählen so vielschichtige Geschichten. Über mehrere Wochen haben wir unsere Ideen und Inhalte recherchiert und in einer Woche in Stuttgart unseren Online-Auftritt produziert. In der Zeitung veröffentlichten wir in den kommenden Wochen unsere Geschichten, heute geht es zum Auftakt um Hausärzte auf dem Land. Viel Spaß beim Lesen und Entdecken!

Projekt Das ganze Ergebnis unserer Arbeit finden Sie im Storytelling: [www.swp.de/storytelling](http://www.swp.de/storytelling)



Die Macher des Projekts: Kristina Betz, Valerie Eberle, Andreas Spengler, Alexander Kern, Leonie Maschke, Bianca Frieß und Kerstin Vöckel (von links). Außerdem dabei: Isabella Jahn, Matthias Jedele, Anne Laaß und Igor Steinle. Foto: Lars Schwerdtfeger

## Gehen dem Land die Ärzte aus?

**Versorgung** Jeder zweite Hausarzt in Baden-Württemberg geht in den kommenden Jahren in Rente. Einen Nachfolger zu finden ist schwierig – besonders in ländlichen Regionen. Von Anne Laaß und Bianca Frieß

Rudolf Meeßen begleitet viele seiner Patienten seit Jahrzehnten. Der Arzt hört ab, er verschreibt Tabletten und Hustensaft. Gleichzeitig ist er Gesprächspartner und Berater. Er kennt die sozialen Strukturen seiner Patienten, das hilft bei der Behandlung. „Wenn ich weiß, dass es in einer Ehe ständig kriselt, kann ich auch Schlafstörungen besser einordnen“, sagt er. Der 65-Jährige ist Hausarzt in seiner Praxis in Schelklingen im Alb-Donau-Kreis – und er könnte sich keinen anderen Beruf vorstellen. „Die Nähe zum Patienten, die tatsächliche therapeutische Versorgung: Das füllt mich aus“, erzählt Meeßen.

SWP-SERIE (1) ALB IM WANDEL

Er wollte aufs Land, in einen überschaubaren Bereich mit Stammkunden. Da kam Schelklingen mit seinen rund 7000 Einwohnern gerade recht. 1984 ist er hier als selbstständiger Hausarzt in eine Praxis eingetreten.

**Massives Stadt-Land-Gefälle** Damit ist er einer von rund 7100 Hausärzten, die nach Angaben der Kassenärztlichen Vereinigung Baden-Württemberg (KVBW) im Land tätig sind. 2007 waren es etwa 70 Ärzte mehr. Trotz des moderaten Rückgangs warnt die KVBW vor einem „alarmierenden Nachwuchsmangel“. Denn von den praktizierenden Hausärzten ist etwa die Hälfte älter als 55 Jahre. In den kommenden fünf bis zehn Jahren muss mehr als die Hälfte ersetzt werden. Besonders schwierig ist die Situation auf dem Land: „Es gibt ein massives Stadt-Land-Gefälle“, sagt Dr. Alexis von Komorowski vom Landkreistag Baden-Württemberg. Gerade Jungmediziner ziehen es in die Ballungsgebiete.

**Lieber im Team** Die Gründe dafür sind vielfältig, wie der stellvertretende Hauptgeschäftsführer erklärt: Zum einen wollen die angehenden Ärzte lieber im Team arbeiten, außerdem ist die Verdienstperspektive in den Städten besser. Auf dem Land bleiben alte und kranke Menschen zurück, das erhöht den ärztlichen Aufwand. Auch Hausarzt Meeßen wird in absehbarer Zeit in Rente gehen.



Viele seiner Patienten behandelt Doktor Rudolf Meeßen seit Jahren oder Jahrzehnten. Foto: Bianca Frieß



Er erlebt seit mehr als 30 Jahren mit, wie sich die medizinische Landschaft verändert. „Früher haben die Hausärzte viel mehr Aufgaben übernommen, die jetzt der Facharzt macht“, erinnert er sich. Dazu zählen zum Beispiel gynäkologische Untersuchungen, Röntgen und Laborarbeiten. Dafür nimmt heute die Bürokratie mehr Arbeitszeit ein. Unter angehenden Ärzten ist die Allgemeinmedizin wenig angesehen, die Ausbildungszahlen sind niedrig. Pro Jahr schließen

**Die Möglichkeiten, sich als Arzt niederzulassen**

**Einzelpraxis** Als Einzelunternehmer ist der Arzt wirtschaftlich und organisatorisch komplett selbstständig.

**Praxisgemeinschaft** Eigenständige Praxen mit getrennter Abrechnung und Patientenkartell. Die Partner arbeiten aber weiterhin medizinisch unabhängig.

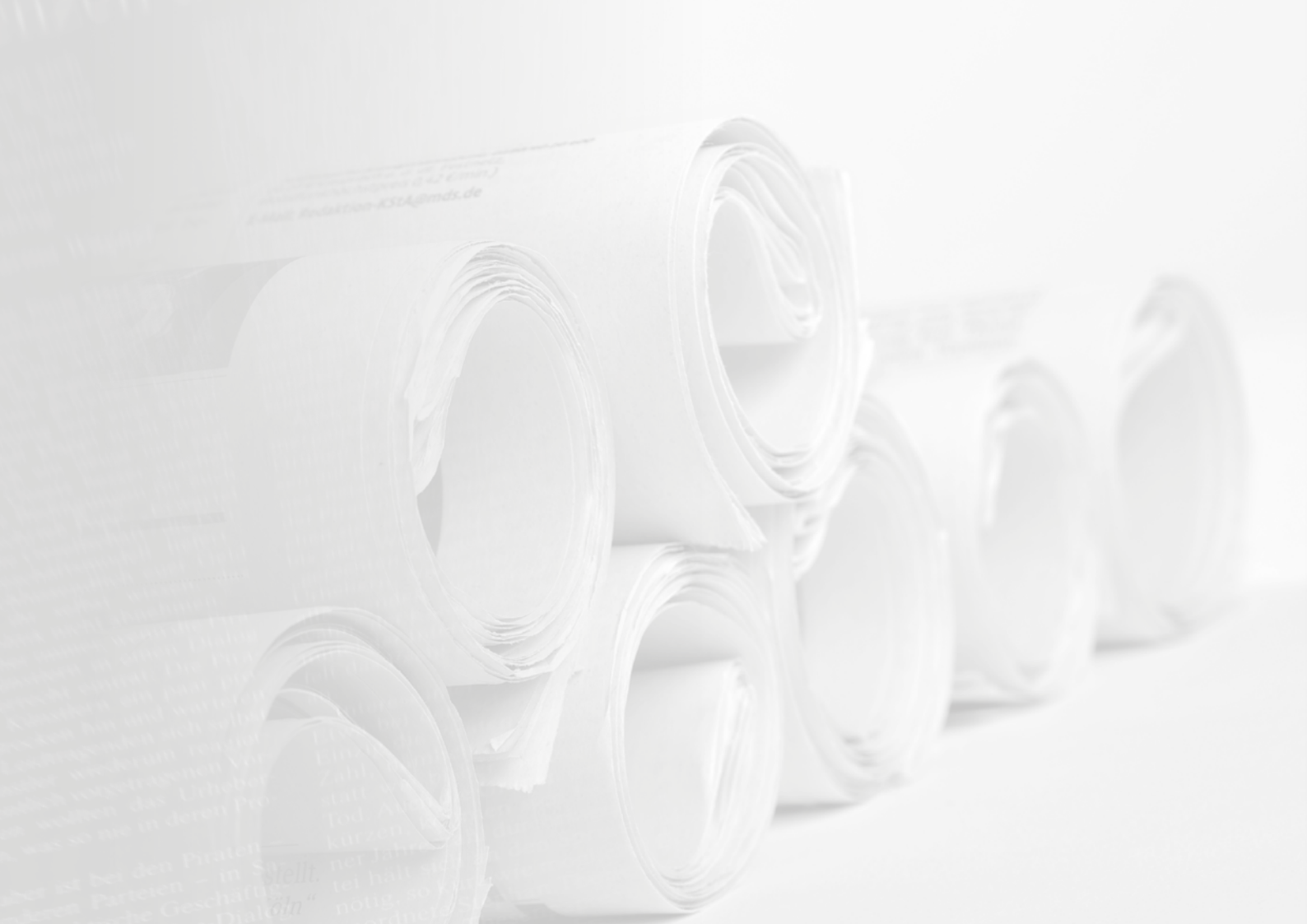
**Berufsausübungsgemeinschaft** Mehrere Gesellschafter führen ein gemeinsames Unternehmen mit gemeinsamer Abrechnung und Patientenkartell. Die MVZ Ein Medizinisches Versorgungszentrum (MVZ) ist eine ärztlich geleitete Einrichtung, in der Freiberufler oder Angestellte arbeiten.

Infokasten). Wie sie entscheiden sich immer weniger Ärzte dafür, alleine eine Praxis zu führen. Kai Sonntag vom KVBW geht davon aus, dass es bis in einigen Jahren nur noch höchstens zehn Prozent Einzelpraxen gibt. **Der Reiz der Kleinstadt** Die Hausärzte Meeßen und Obermiller haben sich bewusst für eine Praxis im ländlichen Alb-Donau-Kreis entschieden. Dort gibt es ein anderes Publikum als in der Stadt, meint Meeßen: Zu ihm kommen weniger Privatpatienten und weniger Laufkundschaft. Seinen Kollegen hat es aus pragmatischen Gründen nach Schelklingen gezogen. „Ich gehe dahin, wo ich gebraucht werde“, sagt der 39-Jährige. „Und in der Stadt gibt es schon viele Ärzte.“ Im Alb-Donau-Kreis kamen Anfang des Jahres 1451 Einwohner auf einen Hausarzt. Damit liegt der Landkreis leicht unter dem Landesdurchschnitt von 1518. „Es gibt mittlerweile auch Gebiete, wo die hausärztliche Versorgung

bedarfsplanerisch nahe an der Grenze zur Unterversorgung ist“, warnt die KVBW. Dazu gehört zum Beispiel Horb am Neckar, dort kommen nur zwölf Hausärzte auf etwa 25 000 Einwohner.

**Viele Ärzte spezialisieren sich** Ein Grund für die Knappheit ist, dass sich viele junge Ärzte spezialisieren. Auch Robin Obermiller ging diesen Weg, machte eine Facharztbildung zum Internisten sowie im Bereich der Hämatologie und Onkologie. Seine Berufslaufbahn startete er im Ulmer Uniklinikum und wechselte später nach Biberach. Sein Entschluss Hausarzt zu werden, ergab sich erst vor ein paar Jahren, als er bei der Arbeit in einer Praxis einen größeren Einblick in die hausärztliche Versorgung bekam. Obermiller war klar, dass er nicht dauerhaft in einem Krankenhaus angestellt sein wollte. Viel eher strebte er eine selbstständige Tätigkeit an: in einer Landpraxis. Für Obermiller war es die „absolute richtige Entscheidung Hausarzt zu werden“, zumal ihn die Patienten schnell akzeptierten. Mit seiner Berufsentscheidung geht Obermiller gegen den Trend – der entwickelt sich nämlich weg von der Selbstständigkeit und hin zum Angestelltenverhältnis. Dazu trägt auch bei, dass mehr Frauen in die Medizin einsteigen: 60 Prozent der Praxis-Übernehmer sind mittlerweile Frauen, berichtet die KVBW. Meeßen sieht das als Vorteil: „Es gibt Bereiche, wo Frauen ein anderes Ohr haben, zum Beispiel bei psychiatrischen Krankheiten oder häuslicher Gewalt“. Das hat aber Konsequenzen für Arbeitszeitmodelle. Denn neben der Arbeit möchten viele Frauen Zeit für die Familie haben. Sie neigen darum weniger zu Selbstständigkeit, wie der Versorgungsbericht der KVBW zeigt: 72 Prozent der Allgemeinmedizinerinnen arbeiten als Angestellte.

**Hoffnung für das System** Gleichzeitig steigt aber die Belastung der Ärzte, die in Kliniken angestellt sind. Im Vergleich zu früheren Jahren verbringen Patienten nur ein Drittel der Zeit im Krankenhausbett, der ständige Wechsel sorgt für mehr Verwaltungsaufwand. Meeßen hofft, dass diese Situation den Hausärzten in die Hände spielt, vielleicht wollen sich dann wieder mehr Ärzte mit einer eigenen Praxis niederlassen.



## Unterhaltung als journalistisches Konzept

*Der Lokalteil hat kein Ressort „Vermischtes“, er ist selbst eine Mischung – bestenfalls eine gut gemachte. In dieser Mischung sind bunte und unterhaltsame Geschichten unerlässlich. Wer seine Leser unterhalten will, darf sich jedoch nicht auf Karikaturen und Glossen beschränken, sondern muss die journalistische Arbeit neu denken und konzipieren. Dazu gehören Frechheit und Augenzwinkern, auch in den Nachrichten. Unterhaltung wird zum Konzept; das Ergebnis ist ein frischer und anregender Lokalteil, an dem sich die Leser erfreuen und auch mal reiben können.*

▶ Preisträger 2016

▶ Politik lokal

▶ Wirtschaft lokal

▶ Kultur lokal

▶ Sport lokal

▶ Gesellschaft lokal

### **PANORAMA LOKAL**

▶ Service lokal



LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch (Bürgerha

# Werbung für mehr Verständnis an der Grenze

**Das Verhältnis zwischen Berlin und Warschau ist nicht immer konfliktfrei. Direkt in der Grenzregion sieht es jedoch anders aus. Die Zeitung betrachtet Nachbarn an der Oder und findet ein gewachsenes Fundament von Vertrauen und Verständnis zwischen Polen und Deutschen.**

Das Zusammenleben und der Austausch zwischen Deutschen und Polen gehören in Frankfurt (Oder) und Slubice seit Jahren zum Alltag. Zwar ist auch nach dem Wegfall der Grenzkontrollen die Sprachbarriere das größte Problem zwischen den Menschen diesseits und jenseits der Oder geblieben. Dennoch gibt es so viele deutsch-polnische Begegnungen und Projekte im Alltag der Doppelstadt wie nie zuvor. Die Redaktion widmet ihnen eine Themenwoche. Auf einer ganzen Seite täglich stellt sie Themen und Beispiele der deutsch-polnischen Nachbarschaft vor.

Die Geschichten erzählen von guter nachbarschaftlicher Zusammenarbeit und von ungelösten Problemen, denen sich beide Seiten zuwenden und die exemplarisch zum Alltag der beiden Grenzstädte gehören.

Die Beiträge werden auf beiden Seiten der Oder recherchiert. Sie zeigen, dass das gegenseitige Vertrauen gewachsen ist. Selbst zeitweilige Misstöne zwischen Warschau und Berlin haben am guten nachbarschaftlichen Verhältnis zwischen Slubice und Frankfurt nichts verändert.

Die Redaktion berichtet von Familien, die sich seit vielen Jahren kennen und ohne Worte verstehen. Sie zeigt, wie Restaurants, Cafés und Bars beidseits der Oder sich auf internationale Kundschaft einstellen, wie sich Schulen und Kitas mit dem anderen Land beschäftigen. Sie erzählt von Dolmetscherinnen im Kreißaal, von einem grenzübergreifenden Chor, von Chancen für die katholische Kirche oder für Fußballvereine durch Mitglieder aus Polen.

Die Beiträge werden auf beiden Seiten der Oder recherchiert. Sie zeigen, dass das gegenseitige Vertrauen gewachsen ist. Selbst zeitweilige Misstöne zwischen Warschau und Berlin haben am guten nachbarschaftlichen Verhältnis zwischen Slubice und Frankfurt nichts verändert.

Die Redaktion berichtet von Familien, die sich seit vielen Jahren kennen und ohne Worte verstehen. Sie zeigt, wie Restaurants, Cafés und Bars beidseits der Oder sich auf internationale Kundschaft einstellen, wie sich Schulen und Kitas mit dem anderen Land beschäftigen. Sie erzählt von Dolmetscherinnen im Kreißaal, von einem grenzübergreifenden Chor, von Chancen für die katholische Kirche oder für Fußballvereine durch Mitglieder aus Polen.

Die Beiträge werden auf beiden Seiten der Oder recherchiert. Sie zeigen, dass das gegenseitige Vertrauen gewachsen ist. Selbst zeitweilige Misstöne zwischen Warschau und Berlin haben am guten nachbarschaftlichen Verhältnis zwischen Slubice und Frankfurt nichts verändert.

Die Beiträge werden auf beiden Seiten der Oder recherchiert. Sie zeigen, dass das gegenseitige Vertrauen gewachsen ist. Selbst zeitweilige Misstöne zwischen Warschau und Berlin haben am guten nachbarschaftlichen Verhältnis zwischen Slubice und Frankfurt nichts verändert.



Dargestellt werden wirtschaftliche Fragen ebenso wie deutsch-polnische Kulturprojekte oder medizinische Themen. Dabei werden auch kritische Fragen behandelt. Begleitet wird die Serie durch einen Sprachkurs und Servicestücke.

Eine Serie, die Wissen über Deutsche und Polen gleichermaßen vermittelt, die Belege gelebter Nachbarschaft liefert und für mehr Verständnis wirbt.

### Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Ausländer
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Kultur
- ▶ Menschen
- ▶ Sport
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft

### Kontakt:

Heinz Kannenberg, Redaktionsleiter, Telefon: 0335/5530 590, E-Mail: hkannenberg@t-online.de

MOZ Sonnabend

## Frankfurter Stadtbote

13

### Dzien dobry!

Po śniadaniu wskocze na rower i pojedzie do Slubici i prawdopodobnie znów o wiele szybciej pokonując most niż wielu kierowców, którzy muszą czekać z powodu prac budowlanych. Ciesze się także na mile rozmowę ze sprzedawczynią gazet, od której dowiedziałem się już wiele o Polsce tego, czego w gazetach nie ma. W niedziele mogłbym właściwie rzucić okiem na pole golfowe obok wielkiego bazaru. Zaprasza ono na dzień otwartych drzwi, a przecież gra tam już niejednemu frankfurczyk. Oni prawdopodobnie traktuje do dokładnie jak ja, zając w miescie, w którym na podróż zagraniczną potrzeba tylko pięciu minut. Dziękuję Surozosa (Die Übersetzung finden Sie auf Seite 16)

### Denk-Anstoß

Binde einen Fetzen um einen Stock, halte ihn hoch, und du wirst sehen, wie viele ihm wie einem Banner folgen werden. (Stanislaw Jerzy Lec, poln. Satiriker, 1909–1966)

### Vor 25 Jahren

Am 21. Mai 1991 berichtete der Stadtbote über eine Brandenburg-/Berlin-Karte, die der Reise- und Verkehrsverlag in der Reihe „Deutsche Bundesländer: Große Straßenkarte 1:250 000“ veröffentlicht hatte. Neben der Darstellung des Straßen- und Eisenbahnnetzes informierte die Karte auch über Ausflugsgebiete und Orte in den angrenzenden Bundesländern sowie auf der polnischen Seite der Oder.

### Ausgestellt

Gestapelt: Individualität heißt dieses Kunstwerk von Erika Stürmer Alex. Es ist im Collegium Polonicum zu sehen. Das Exponat gehört zur Sammlung zeitgenössischer Kunst der Stiftung für das Collegium Polonicum. Außerdem ist im Foyer die Ausstellung „Backsteinarchitektur im Ostseeraum“ zu sehen. Foto: René Mertschkowiak

Die Ausstellung kann werktags von 9 bis 19 Uhr besichtigt werden.



Kann beim Übersetzen helfen, wenn polnische Kundschaft kommt: Kellnerin Magdalena Sucherska aus Slubice präsentiert im Eiscafé „Piazza del Gelato“ im Spitzkrug Multi Center in Frankfurt zwei schmackhafte Eisbecher. Foto: Winfried Mausolf

# Wirte locken Grenzgänger

Restaurants, Cafés und Bars in Frankfurt und Slubice sind auf internationale Kundschaft eingestellt

VON LISA MAHLKE

Frankfurt/Slubice Von neun befragten Lokalitäten in Frankfurt bieten zwei polnische Speisekarten an. Alle ausgewählten Slubicer Restaurants haben deutsche Karten. Die Nachfrage regelt das Angebot – während Slubicer Gastronomie bis zu 90 Prozent deutsche Gäste zählt, ist der Anteil polnischer Gäste in Frankfurt sehr gering.

Blutwurst, Hühnerleber, Forelle oder „Eisbein Oktoberfest“, dazu ein Diesel oder eine Spezi und zum Nachtisch Käsekuchen. Das ist kein Auszug aus der Speisekarte einer deutschen Traditionskneipe, sondern aus der polnisch-deutschen Karte des Restaurants „Douane“ in Slubice. „Wir haben viele deutsche Gäste, auch Studenten“, erzählt Mitarbeiterin Adriana Dabrowska. „Wir sprechen hier alle Deutsch.“ In dem Steak- und Grillhaus gibt es das „Slubfurt Classic Menu“ und das „Slubfurt Super Menu“. Schweinefleisch, Speck, Hühnerbrust, Würstchen und Schaschlik auf einem Teller sollen wohl Frankfurt-Slubicer Verbundenheit ausdrücken.

Gegenüber im Restaurant „Villa Casino“ gibt es ebenfalls eine polnisch-deutsche Speisekarte. „Die Karten haben kaum grammatikalische Fehler“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem zählt Stammgast Hubert Hiersche aus Frankfurt. „Und jeder der Kellner bemüht sich, Deutsch zu sprechen.“ So zum Beispiel Rafal Bachmann. „90 Prozent der Gäste sind Deutsche“, sagt er.

### Zweisprachige Karten

Der Stadtbote hat in neun Frankfurter Restaurants, Cafés und Bars nachgefragt, ob es dort polnische Speisekarten und polnische Mitarbeiter gibt. In fünf von ihnen arbeiten polnische Angestellte. In zwei der befragten Frankfurter Lokalitäten gibt es polnische Karten.

In Slubice wurden neun Cafés und Restaurants ins Visier genommen. Dort fragte die MOZ nach deutschen Speisekarten und Mitarbeitern. In allen neun Cafés und Gaststätten sind die Karten auch auf Deutsch. Deutsche Mitarbeiter gibt es aber nicht.

Da müsse man einfach Deutsch können. Ähnlich sieht es auch in anderen Slubicer Restaurants aus. Im „Ramzes“, „Gruba Ryba“, „Oberza“, „Pyszna Chata“, in den Pizzerien „Europa“ und „Patrol Pizza“ und im Café „Mount Blanc“ gibt es polnisch-deutsche Karten. Im „Ramzes“ sind sie außerdem auch auf Russisch und Englisch verfügbar. „Eine Menge“ Leute aus Deutschland kommen ins „Pyszna Chata“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem würden nicht alle Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation klappt trotzdem. „Eine Menge“ Leute aus Deutschland kommen ins „Pyszna Chata“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem würden nicht alle Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation klappt trotzdem. „Eine Menge“ Leute aus Deutschland kommen ins „Pyszna Chata“, erzählt eine Kellnerin. Trotzdem würden nicht alle Mitarbeiter Deutsch sprechen. Die Kommunikation klappt trotzdem.



Kommen gern ins Restaurant „Villa Casino“ in Slubice: Hubert Hiersche (links) und Michael Penz empfehlen vor allem die „Schlesischen Klöße“. Foto: Lisa Mahlke

„Wir haben Fotos vom Essen gemacht“, erzählt Yvonne Fritsche. Das „Grünkäffee“ ist auf polnisch-deutsche Kundschaft eingestellt. „Wir haben bestimmt schon seit 2008 eine polnische Karte“, erzählt Inhaber Rainer Gränzer. Auch eine polnische Mitarbeiterin gibt es. Grundlegendes wie „Guten Tag“ und „Danke“ würden auch die anderen Mitarbeiter übersetzen können. Allerdings

und „Zur Alten Oder“. Im Hotel und Restaurant „Zur Alten Oder“ gibt es diese polnische Speisekarte nicht mehr. Auch im „Diebel’s live“ wurde sie abgesetzt, denn die Zahl der polnischen Gäste hat abgenommen. Für Gäste, die kein Deutsch sprechen, gibt es trotzdem eine Karte. „Wir haben Fotos vom Essen gemacht“, erzählt Yvonne Fritsche. Das „Grünkäffee“ ist auf polnisch-deutsche Kundschaft eingestellt. „Wir haben bestimmt schon seit 2008 eine polnische Karte“, erzählt Inhaber Rainer Gränzer. Auch eine polnische Mitarbeiterin gibt es. Grundlegendes wie „Guten Tag“ und „Danke“ würden auch die anderen Mitarbeiter übersetzen können. Allerdings

macht die polnischen Kundschaft höchstens fünf Prozent aus. Zur „Bewirtung 1900“ kommen viele internationale Gäste. Deshalb gibt es dort auch englische Speisekarten. Polnische Gäste werden fast immer gut Deutsch oder Englisch sprechen. Auch im „Redo XXL“ und im Eiscafé „Bellini“ gibt es englische Karten. Dort, in der Cocktaillbar „Halbzeit“ und im Eiscafé „Piazza del Gelato“ arbeiten auch Polen. Verständigungsprobleme gibt es also nicht. Das „Steak-House Hölzfall“ hat zwar keine polnischen Mitarbeiter, aber seit etwa zehn Jahren eine polnische Speisekarte. „Wir haben sogar polnische Stammgäste“, erzählt Doreen Köcher.

### Frage des Tages

Wie lernt man Polnisch für den Alltag am besten?



Leiterin des Polnisch-Lektorats  
EWA BAGLAJEWSKA-MIGLUS

Wer an der Grenze zu Polen lebt, möchte sich vielleicht mit seinen polnischen Nachbarn verständigen können. Wie man das am schnellsten lernen kann, fragte Lisa Mahlke die Leiterin des Polnisch-Lektorats am Sprachzentrum der Villa Casino, Ewa Baglajewska-Miglus.

Frau Baglajewska-Miglus, wie fängt man am besten mit dem Polnischlernen an, wenn man keine Grundkenntnisse hat? Es gibt das Heft „Versuch’s auf Polnisch“ des Deutsch-Polnischen Jugendwerks. Die Phonetik ist dabei so erklärt und geschrieben, dass jeder Deutsche das lesen kann, auch wenn er gar kein Polnisch spricht.

Welche Angebote haben Sie im Sprachzentrum? Unsere Kurse sind zum Teil für Gasthörer offen. Wir haben ein sehr gutes Tandemprogramm und im Selbstlernzentrum auch eine große Filmothek. Dort kann man Filme gucken, auch wenn man kein Student ist. Zusammen mit der Violina sprachensprachen GmbH planen wir außerdem einen Kurs „Polnisch für Senioren“.

Wie oft sollte man üben? Am besten täglich, aber ohne Druck. Zu Sprache gehört Kultur und Austausch, sie lebt von Kontakten. Hier im Grenzbereich gibt es viele Möglichkeiten, Polnisch zu praktizieren. Man kann im SMOK polnische Kinofilme schauen, im Collegium Polonicum Bücher ausleihen. Eltern können zusammen mit ihren Kindern üben, wenn diese Polnisch lernen.

### Medizin an der Grenze

Frankfurt (thg) In der Nachbarschaftsreihe des Stadtbotes geht es am Montag um die medizinische Versorgung an der Grenze. Dann berichten wir unter anderem über eine Dolmetscherin im Kreißaal und über Schönheitsoperationen in Slubice.

# Sprechen Sie Polnisch? Czy Pan/Pani mowi po niemiecku?

Die MOZ testete in einer Umfrage die Deutschkenntnisse der Polen und die Polnischkenntnisse der Deutschen / Übersetzen sollten sie drei verschiedene Sätze

Frankfurt/Slubice (sam) Der Stadtbote hat in einer Straßenumfrage drei Polen gefragt, was heißt auf Deutsch: 1. Dzien dobry, 2. Poprosze o rachunek, 3. Gdzie jest poczta?

Die selben Fragen haben wir drei Frankfurtern gestellt. Was heißt auf Polnisch: 1. Guten Tag, 2. Die Rechnung, bitte, 3. Wo ist die Post? Deutsche sprechen so schnell, findet Kamilla Twardowska. Die deutschen Zeitformen seien ebenfalls schwierig, sagt Klaudia Tomaszewska. Wilfried Heinze und Ursula Fischheiter aus Frankfurt können sich einige polnische Wörter aus dem Russischen herleiten.



Kamilla Twardowska (28), Grodzisk Wielkopolski: „1. Guten Tag oder guten Morgen, je nach Uhrzeit. 2. Bitteschön, Rechnung. 3. Wo ist das pocztka?“



Mariusz Boryn (46), Slubice: „1. Guten Tag, 2. Bitte Rechnung. 3. Wo ist Post? Ich habe vor 30 Jahren in der Schule angefangen, Deutsch zu lernen.“



Klaudia Tomaszewska (18), wohnt nahe Poznan: „1. Guten Tag, 2. Ich möchte bezahlen. 3. Wo ist die pocztka? Das weiß ich nicht auf Deutsch.“



Wilfried Heinze (75), Frankfurt: „1. Dzien dobry. 3. Vielleicht gdzie pocztka oder ile kilometrow do pocztka? Und ich kenne noch gdzie pocztka und do wiedziana.“



Ursula Fischheiter (65), Frankfurt: „1. Guten Tag heißt dobry dzien oder so. Bitte und Danke heißt prosze und dziekuje. Ich bedaure, kein Polnisch zu sprechen.“



Dieter Klima (71), Frankfurt: „1. Dzien dobry. 2. Proszę mi przyniesc rachunek. 3. Gdzie jest pocztka? Ich bin mit Polnisch aufgewachsen.“ Fotos (6): Lisa Mahlke



# Eine persönliche Zeitreise zum Landes-Jubiläum

NORDSEE-ZEITUNG

**Der Zeitzeuge hat fast am selben Tag Geburtstag wie das Land Niedersachsen. Die Zeitung lässt ihn Geschichten aus seinem Leben erzählen und bringt sie in Bezug zum Bundesland. Das spröde Jubiläum „70 Jahre Niedersachsen“ wird dadurch zu einer persönlichen Zeitreise.**

Für den Geburtstag des Landes Niedersachsens sucht die Redaktion nach einem guten Zugang und spürt schließlich einen älteren Herrn aus dem Landkreis auf, der genauso alt ist wie das Bundesland und der zu den vergangen 70 Jahren persönliche Geschichten erzählen kann. Mit dem Zeitzeugen hat die Zeitung Glück. Er erinnert sich an viele Begebenheiten aus dem Landkreis und aus seinem eigenen Leben.

Die Volontärin trifft sich mehrmals mit ihm und geht chronologisch, von der Geburt bis heute, die verschiedenen Jahrzehnte durch.

Es ist nicht immer einfach, die Geschehnisse und Erinnerungen zu sortieren und die Gespräche zu strukturieren. Am Ende hat die Volontärin sehr viele Geschichten und Informationen und muss in den hauseigenen Archiven und im Internet Bezüge zum Landkreis finden.

Mithilfe der persönlichen Erinnerungen des Zeitzeugen kann schließlich in acht Serienteilen die Geschichte des Bundeslandes der vergangenen 70 Jahre nacherzählt werden – immer mit dem Fokus auf dem eigenen Landkreis.

So erzählt der Mann über das harte Leben und die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Krieg, seine Schulzeit in der riesigen Dorfschulklasse, über den Alltag in den 1950er Jahren mit einem Badetag pro Woche, über den ersten Fernseher im Wohnzimmer, den Autobahnbau in den 1970ern, die Reaktor-katastrophe in Tschernobyl oder die Stimmung nach dem Fall der Mauer.

Und wenn er über die heutige Zeit sinniert, freut er sich über 70 Jahre Frieden in Europa und schämt sich für Zeitgenossen, die sich über Flüchtlinge aufregen.

Die Fotos zu der Serie stammen aus dem hauseigenen Archiv und teilweise aus dem privaten Album des Zeitzeugen.

Auf die Serie melden sich viele Leser mit eigenen Erinnerungen, etwa an den Bau der Autobahn, die Verlegung der ersten Wasserrohre oder den Millenniumswechsel. Einige erkennen sogar Angehörige auf den alten Fotos.

## Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Menschen
- ▶ Politik

## Kontakt:

Dörthe Schmidt, Volontärin, Telefon: 0471/597 257, E-Mail: doerthe.schmidt@nordsee-zeitung.de

Serie „70 Jahre Niedersachsen“: So lebten die Cuxländer im Jahr 1946

# Vom harten Leben in der „Geburtsstunde“

Es ist eine andere Zeit. Die Cuxländer haben mit den Kriegsfolgen zu kämpfen und sind mit dem Überleben beschäftigt. Nebenbei müssen die Menschen ihre Heimat wieder aufbauen. Auch politisch verändert sich alles: Am **1. November 1946** wird Niedersachsen gegründet – feiert also dieses Jahr seinen 70. Geburtstag. Günter Heesemann aus Kassebruch feiert mit, denn er ist nur einen Tag nach der Gründung geboren. Er erinnert sich zurück an seine ersten Lebensjahre als Sohn eines kriegsversehrten Vaters und einer oberschlesischen Mutter. VON DÖRTHE SCHMIDT

Mangel an Lebensmitteln, zerbombte Straßen und Flüchtlingsströme – direkt nach dem Krieg hatten die Menschen im Cuxland mit vielem zu kämpfen. Ihr Alltag war geprägt von körperlicher Arbeit. Kinder stahlen Kohle von Eisenbahnwagen, Städter gingen mit ihrem Hab und Gut über die Dörfer, um Lebensmittel zu „hamstern“ und es galt, zerbombte Gebäude wieder aufzubauen. Die Menschen waren täglich damit beschäftigt, das Lebensnotwendige zu beschaffen – mit politischen Themen wie der Gründung Niedersachsens befassten sich wohl nur wenige.

Rosel Heesemann wird es vielleicht gar nicht mitbekommen haben, denn die 22-jährige lag hochschwanger im Krankenhaus im damaligen

Wesermünde. Einen Tag nach Gründungsdatum brachte sie ihren ersten Sohn zur Welt: Günter, der mit seiner Mutter, seinem Vater und den Großeltern in einem Reetdachhaus in dem verschlafenen Kassebruch, in der Nähe von Hagen, aufwuchs.

## „Ein harter Brocken“

Die gebürtige Oberschlesierin hatte sich ihr Leben eigentlich anders vorgestellt. Denn sie stammte aus Hindenburg (heute Zabrze) – einer Großstadt – und wollte dort auch nie weg. „Für meine Mutter war der Umzug aufs Land ein harter Brocken“, erinnert sich Günter Heesemann, „wenn sie in Kassebruch die Küchentür aufgemacht hat, haben hier sozusagen die Kühe auf den Esstisch geguckt.“

Als Soldat war Günters Vater, Hans Heesemann, in den ehemaligen ostdeutschen Gebieten im Einsatz. Er lernte Rosel in Hindenburg kennen und heiratete sie 1943. Das Paar wollte dort bleiben. Doch mit Kriegsende wurden Heesemanns – wie alle Deutschen – in den Westen vertrieben. So wuchs die Einwohnerzahl Niedersachsens im Vergleich zu der Zeit vor Kriegsbeginn,



Mit ihren dunklen Haaren fiel Rosel Heesemann in Norddeutschland auf. Mit Sohn Günter und Ehemann Hans posieren sie fürs Familienalbum.

um ein Drittel an. Die Flüchtlinge suchten eine neue Heimat. Oder, wie in dem Fall von Günter Heesemanns Vater: Sie kehrten zurück.

Auch wenn die dörfliche Umgebung und der landwirtschaftliche Alltag für Rosel Heesemann neu waren – aus heutiger Sicht hatte die junge Familie Glück, auf dem Land zu wohnen. „Ich habe kein einziges Mal in meinem Leben Hunger gehabt“, sagt Günter Heesemann. Dass es ihnen so gut ging, sei damals keine Selbstverständlichkeit gewesen. Er habe zu Schulzeiten beobachtet, dass nicht alle Kassebrucher Kinder zu

hause satt wurden. „Mich hat zwar nie jemand nach meinem Pausenbrot gefragt, aber man hat es ihnen angemerkt“, sagt der 69-Jährige, der mittlerweile in Dritsethe lebt.

„Wir hatten unseren großen Garten, eine kleine Landwirtschaft und meine Mutter war ziemlich pfiffig“, sagt Heesemann, der sich naturgemäß vor allem aus Erzählungen an seine ersten Lebensjahre erinnert. Seine Mutter habe vor ihrer Flucht in den Westen beim Bund Deutscher Mädel gelernt wie man wirtschaftet, kocht und näht. „Und die landwirtschaftlichen Tä-



tigkeiten hat sie dann hier schmerzlich gelernt.“ So fuhr die junge Frau, die in einer Stadt groß geworden war, in Kassebruch jeden Morgen mit dem Fahrrad und zwei Milchkannen auf die Weide, um die Kühe zu melken. „Der Rückweg mit den vollen Kannen war ein Balance-Akt“, sagt Günter Heesemann.

Die Oberschlesierin hatte damals keine Wahl, sie musste sich eingewöhnen und alles Notwendige lernen. Der Alltag war von körperlicher Arbeit geprägt: das Wasser für den Haushalt und zum Tränken der Tiere im Stall, musste von Hand aus einem Brunnen gepumpt werden.

Die Heesemanns waren, wie alle Menschen in der Trümmerzeit, auf ihre eigenen Fähigkeiten angewiesen. Die Familie versuchte auf allen Wegen, sich etwas dazu zu verdienen. Die junge Mutter verkaufte Gemüse aus ihrem Garten. Ihr Mann war gelernter Tischler und stellte – trotz einer Muskellähmung am rechten Arm – neben seiner Arbeit viel Spielzeug für den Sohn selbst her. Doch er war auch im Tauschhandel: „Mein Vater hatte sich ein wenig auf Spinnräder spezialisiert und hat uns dafür dann Naturalien und so weiter ergattert.“

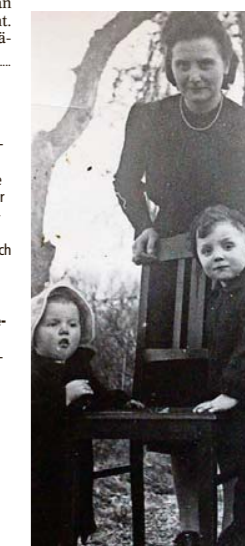
## Junges Land – viel Geschichte

Die Gründung des Bundeslandes Niedersachsens, so wie wir es heute kennen, ist eng mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges verknüpft: Am 1. November 1946 beschloss die britische Militärregierung die Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe offiziell zu einem neuen Land zusammenzufassen. Das war die Geburtsstunde Niedersachsens.

Die heutige Name sowie das Wappen gehen auf die Siedlungszeit der Sachsen zurück. Das Bundesland ist die Heimat des westgermanischen Volks, das sich im frühen Mittelalter dort in einer Stammeskultur organisierte.

Vom Gebiet mit dem Namen „Niedersachsen“ war das erste Mal im 14. Jahrhundert die Rede. Viele historische Ereignisse waren dieser Entwicklung vorausgegangen. Darunter mehrere Kriege zwischen den Franken und Sachsen oder auch die Aufteilung des Reiches.

Vor Beginn des Zweiten Weltkrieges lag die Einwohnerzahl Niedersachsens bei 4,5 Millionen. Durch die Flüchtlinge aus den ehemaligen ostdeutschen Gebieten, stieg diese Zahl um ein Drittel an auf 6,7. Heute leben ungefähr 7,9 Millionen Menschen im Bundesland. (jak)



Die Familie blieb nicht lange zu dritt. 1948 bekam Günter Heesemann einen kleinen Bruder.

## Die Serie

70 Jahre Niedersachsen – für die NORDSEE-ZEITUNG ist das ein guter Grund, einmal nachzuschauen, wie sich das Leben der Menschen im Cuxland über die Jahrzehnte verändert. Mit den Erzählungen von Günter Heesemann beginnt heute eine neue Serie. Mit dem 69-Jährigen geben wir uns auf eine Reise durch die Geschichte.

In der nächsten Folge am Sonntag zeigen wir, wie das Cuxland im Jahr 1946 aussah.

# Interviews mit überraschenden Einsichten

LUDWIGSBURGER KREISZEITUNG

**Die Bürgermeisterin redet über Fußball, der katholische Pfarrer über den Islam und der CDU-Abgeordnete über Micky Maus. Die Redakteure bitten Menschen aus dem Verbreitungsgebiet zum Interview und geben dabei ein unerwartetes Stichwort vor.**

Das Konzept der Seite heißt „Lokalzeit“. Sie ist Bestandteil jeder Wochenendausgabe. Mal sind es Reportagen, mal Porträts, mal Interviews, die auf dieser Seite erscheinen. So besonders wie die Themen ist auch die Interviewreihe „Reden wir über ...“. Redakteure sprechen darin mit Menschen aus der Region über ein Stichwort, das zunächst nicht unbedingt mit dem Interviewten in Verbindung gebracht wird.

Die Gespräche bieten eine gute Gelegenheit, oftmals bekannte Menschen von einer unbekannteren, ja ungeahnten Seite kennenzulernen. Da erzählt die frühere baden-württembergische Sozialministerin zum Stichwort „Männer“ nicht nur über Männerseilschaften in der Politik, sondern auch über

ihren Jugendschwarm und ihre heutige Beziehung. Und der Kleinstadtbürgermeister berichtet zum Thema „Karibik“, warum er so gern zu den Südseeinseln fliegt und wie bald er wieder Heimweh nach Schwaben bekommt.

Überdies nutzt die Zeitung, über die Interviewreihe aktuelle Themen auf ungewöhnliche Weise zu behandeln. Zur bevorstehenden Fußball-Europameisterschaft spricht die Redaktion mit der Bürgermeisterin über die Abseitsfalle, Millionengehälter im Profifußball und Public Viewing. Und die Debatte über islamische Flüchtlinge greift die Zeitung im Gespräch mit dem katholischen Pfarrer auf, der über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Religionen nachdenkt.

Passend zu den ausgefallenen Interviews (die meisten davon im Wortlaut) sind die Seiten im luftigem Layout mit großformatigen Bildern gestaltet.

Das Format ist unterhaltsam und es offenbart Lesern wie Journalisten überraschende Einsichten.

### Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Layout
- ▶ Menschen
- ▶ Unterhaltung

### Kontakt:

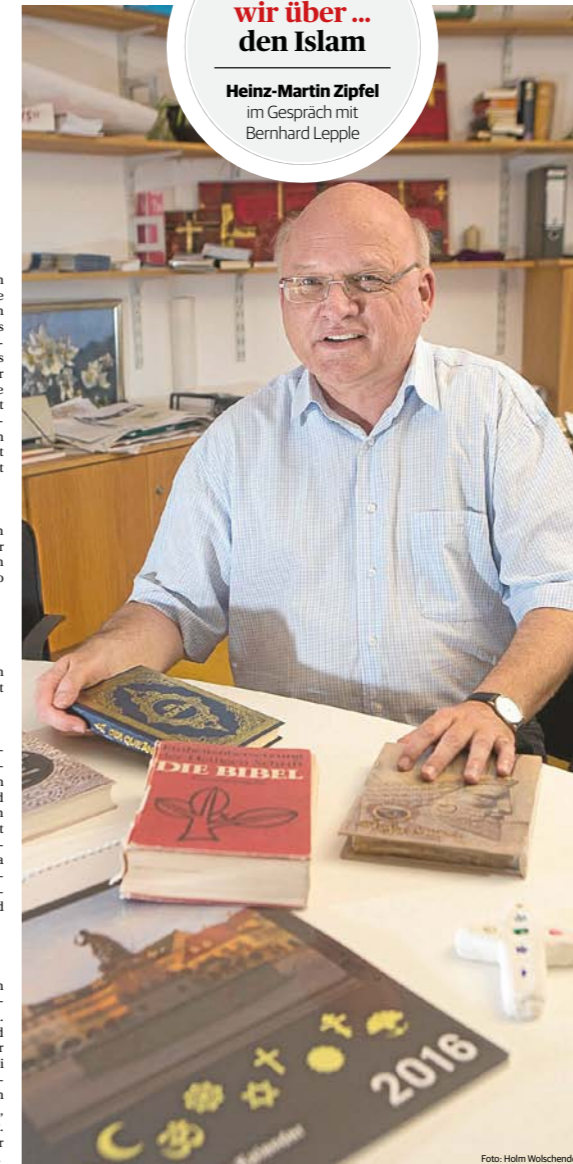
Ulrike Trampus, Chefredakteurin, Telefon: 07141/130-366, E-Mail: ulrike.trampus@lkz.de

## 18 Lokalzeit

WWW.LKZ.DE 20./21. AUGUST 2016 SAMSTAG/SONNTAG

### Reden wir über ... den Islam

Heinz-Martin Zipfel im Gespräch mit Bernhard Lepple



**Warum haben viele Christen Vorbehalte, gar Angst gegenüber Muslimen?**  
**HEINZ-MARTIN ZIPFEL:** Ob speziell Christen Angst vor Muslimen haben, würde ich infrage stellen. Auffällig ist doch, dass es vor allem dort Protestdemonstrationen gibt, wo das Christentum weniger stark präsent ist: in Ostdeutschland. Meistens ist es das Fremde, das Angstgefühle auslöst. Und da geht es nicht nur um eine fremde Religion, sondern um eine fremde Kultur. Sicherlich spielt auch die Angst vor Veränderung eine Rolle: Wenn andere zuwandern, was bleibt dann denen, die schon immer da sind? Diese Sorge um die Zukunft ist auch nicht von der Hand zu weisen, die ist menschlich.

**Welche Rolle spielt das Kopftuch dabei?**  
 Das ist für mich nur eine äußere Form. Wenn es streng getragen wird im Sinne von totaler Verhüllung, ist es natürlich sehr auffällig. Ich erlebe es aber hier in Ludwigsburg nicht so befremdlich.

**„Der Islam gehört heute zu Deutschland“, hat 2010 der damalige Bundespräsident Christian Wulff gesagt. Was sagen Sie dazu?**  
 Menschen verschiedener Religionen gehören zu Deutschland. Dieses Land besteht nicht nur aus Christen, das ist ganz klar.

**Wie steht die Kirche zum Islam?**  
 Ich kann nur für die katholische Kirche sprechen. Wir haben seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil, also seit 50 Jahren, ganz klar den Dialog mit den Religionen beschrieben. Und der wird auch praktiziert. Ich sehe Religionen nicht als ein Gegeneinander, sondern es geht um Menschen, die an Gott glauben. Das verbindet uns. Wie das dann gemacht wird, da gibt es verschiedene Formen, Weisen, Bräuche. Die kann man kennenlernen. Der gemeinsame Punkt ist der Glaube an Gott, und da ist uns der Islam gar nicht so fremd.

**Beten Christen und Muslime zum selben Gott?**  
 Ja, eindeutig. Es gibt nur einen Gott. Wie ich mir den in den verschiedenen Religionen vorstelle, das ist allerdings sehr unterschiedlich. Aber vom Glauben der Christen, Juden und Muslime her gibt es nur den einen, zu dem wir beten. Die Unterschiede liegen weniger bei Gott als darin, wie die Menschen ihn verstehen. Die Christen sagen, es gibt Vater, Sohn und Heiligen Geist, Juden und Muslime sagen, es gibt den einen Gott und Jesus ist Prophet. Da differenziert es sich dann. Aber es gibt sehr viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.

**Was wäre so ein Unterschied?**  
 Die Christen sagen, Gott hat sich in Jesus Christus als Person gezeigt. Was wir in der Bibel über ihn lesen, das haben Menschen in ihrer Zeit aufgeschrieben. Das macht es notwendig, ihn zu deuten, ihn zu erklären. Im Islam ist die Vorstellung dagegen, dass Mohammed den Koran von Gott diktiert aufgeschrieben hat – wortwörtlich. Damit hat das geschriebene Wort in diesem Buch eine ganz andere Bedeutung. Das kann ich nicht einfach ändern oder auslegen.

**Was ist dran an der Vorstellung, es gebe einerseits den gnädigen, andererseits den strengen, rächenden muslimischen Gott?**  
 Es gibt innerhalb der Schriften eine große Bandbreite von Gottesbildern. Und dann gibt es eine zeitliche, situationsbezogene Sichtweise: Je friedlicher die Welt war und ist, desto friedlicher kann man sich Gott vorstellen. Auch im Christentum ist nicht ein für allemal klar, ob Gott gnädig, barmherzig oder streng ist. Sondern er ist wohl alles davon. Das hängt von unserer Vorstellung ab.

**Gibt es im Christentum ein Feindbild Islam?**  
 Geschichtlich gab es das auf jeden Fall. Heute sehe ich das nicht, weder in der katholischen Kirche allgemein noch hier in den Ludwigsburger Gemeinden. Es ist ein Interesse an der anderen Religion da. Man trifft sich, begegnet sich, auch durch den Flüchtlingszuzug.

**Also stellen Sie im Alltag eher Neugier als Ablehnung fest?**

Ja, Christen sind Menschen ihrer Zeit. Natürlich gibt es auch hier in den Gemeinden Ablehnung und auch teils kontroverse Diskussionen. Aber die Grundstimmung ist nicht feindselig oder ablehnend, sondern offen.

**Wie äußert sich dieses Interesse?**  
 Etwa in einer qualifizierten Begegnung wie beim jährlichen Ludwigsburger „Gebet der Religionen“ am 3. Oktober, dem Tag der deutschen Einheit. Da legt jede Religion ihre Haltung zu einem Thema dar, beispielsweise zu Engeln. Man hört Texte, eine Auslegung, ein Gebet und nimmt auf, wie die anderen glauben und beten. Da entdeckt man immer wieder Neues. Ich staune selbst darüber, wie viel Gemeinsames es gibt.

**Spüren Sie diese Offenheit auch bei den Vertretern der anderen Religionen?**  
 Ja, und das halte ich auch für wichtig. Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in den USA entstand in Ludwigsburg die Planungsgruppe „Dialog der Religionen“, um sich kennenzulernen, auch bei gegenseitigen Besuchen in den Gemeinden. Dann sind Christen in der Moschee, nicht wie im Museum, sondern zur Begegnung im Gebet. Das ist etwas Wertvolles, das prägt das Miteinander. Dann kennt man sich, und redet ganz anders miteinander. Auch in den Grenzbereichen des Lebens – wenn es um Krankheit, Unfall, Schicksalsschläge, Tod geht – bewegen wir uns aufeinander zu. Bei der Notfallseelsorge, auch beim Besuchsdienst im Krankenhaus machen mittlerweile Muslime mit. Es gibt auch gegenseitige Einladungen, etwa zum Fastenbrechen beim Ramadan auf dem Marktplatz.

**Ist der Glaube ein Mittel gegen radikale Ansichten?**  
 Wie soll man denn sonst Radikalisierungen vermeiden, als wenn wir miteinander in Kontakt sind über das, was den Menschen ausmacht? Hauptpunkt ist der menschliche Kontakt. Das Gefährlichste ist, wenn sich jemand isoliert fühlt. Im alltäglichen Leben kommt es darauf an, dass man sich nachbarschaftlich begegnet und Kindern und Jugendlichen die Chance gibt, gut aufzuwachsen und eben nicht isoliert zu werden.

**Wie wichtig ist Religion für Flüchtlinge?**  
 Ich schätze das mindestens als hilfreich, wenn nicht sogar als notwendig ein. Ein Grundsatz der Ludwigsburger Erklärung nach dem 11. September 2001 heißt, jeder respektiert die Religion des anderen, auch deren Ausübung. Das ist ein Schritt zu Beheimatung. Keiner muss seine Religion im Herkunftsland lassen, sondern kann sie hier weiterleben. Und damit kann auch er selbst weiterleben. Schließlich hat die Religion bei den Menschen, die so enturzelt werden durch Krieg oder Armut, eine ganz andere Rolle als bei uns: Viele bleiben ja nur wegen ihres Glaubens am Leben und finden gerade in ihrem Glauben die Kraft, schwere Situationen zu bestehen.

**Können christliche Gemeinden davon profitieren, wenn Flüchtlinge ihre Religion mehr leben als die einheimische Bevölkerung?**  
 Das glaube ich nicht. Das Religiöse ist in unserer Kultur etwas individuell Verortetes. Nur weil ein anderer das lebt, werde ich das nicht auch leben. Es kann höchstens dazu anregen, über die Rolle des Glaubens im eigenen Leben nachzudenken. Das ganz bewusste Miteinanderleben verschiedener Religionen, dem gebe ich die Zukunft. Wenn das gelingt, dann haben wir auch die Chance zu einem friedlicheren Miteinander.

**Was bedeutet die zunehmende Säkularisierung für die Gesellschaft und das Verhältnis der Religionen?**  
 Das Negative wäre, wenn Glaubensgemeinschaften sich ins Private entwickeln würden, dann nähme der positive Einfluss auf die Gesellschaft ab. Das hielte ich nicht für richtig. Um menschliches Leben gelingend in der Breite gestalten zu können, braucht es die religiöse Seite. Die Religionen stehen in der Verantwortung, den Glauben des Menschen zu kultivieren, gesellschaftlich einzubringen und die Kraft, die darin steckt, dienlich zu machen für das Miteinander.

## „Ich staune, wie viel Gemeinsames es gibt“

Was denkt ein katholischer Pfarrer über den Islam? Und wie schätzt er das Zusammenleben von Christen und Muslimen in Ludwigsburg ein? Heinz-Martin Zipfel, der mit einer syrischen Flüchtlingsfamilie Tür an Tür wohnt, sieht im bewussten Miteinander der Religionen eine große Chance.

### ZUR PERSON

#### Heinz-Martin Zipfel

Er hat in Tübingen und Wien katholische Theologie studiert, war Seelsorger in Fellbach und Stuttgart und ist seit 2010 Pfarrer in Ludwigsburg. Der 59-jährige Heinz-Martin Zipfel, gebürtiger Reutlinger, ist in der Ludwigsburger katholischen Gesamtkirchengemeinde schwerpunktmäßig für die Gemeinde St. Paulus mit den Gebieten Schloßlesfeld und Ölweil zuständig. Zipfel engagiert sich unter anderem im Arbeitskreis Asyl Ost und im Ludwigsburger Forum „Dialog der Religionen“, in dem vier islamisch-türkische

Vereine, die evangelischen und katholischen Kirchengemeinden, die hinduistische Glaubensgemeinschaft, die jüdische Gemeinde und die ausländischen christlichen Pfarrgemeinden vertreten sind. Ziel des Forums ist es, den Dialog zwischen den Kulturen und Religionen zu fördern und mit Veranstaltungen und gegenseitigen Besuchen über die verschiedenen Religionen zu informieren, damit Vorurteile und Ängste abzubauen und das friedliche Zusammenleben und die Integration zu fördern. (blp)

„Viele bleiben ja nur wegen ihres Glaubens am Leben und finden gerade in ihrem Glauben die Kraft, schwere Situationen zu bestehen.“

Foto: Holm Woltschendorf

# Auf den Spuren des Geldes warten schillernde Themen

SÜDKURIER

**Bestechlichkeit im Amateurfußball. Organspende. Sexualbegleiter. Glücksspiel. Pfandleihe. Schönheit. Was haben all diese Stichworte gemeinsam? Alles hat seinen Preis. Die Volontäre folgen in ihrer multimedialen Serie der Spur des Geldes und lernen: Fast alles ist käuflich, auch wenn es unbezahlbar erscheint.**

In unserer Gesellschaft kann man – fast – alles kaufen. Schönheit und Sex, Gesundheit und Status, Freiheit und Erfolg, selbst der Tod hat seinen Preis. 15 Nachwuchsredakteure des Südkuriers haben in ihrer Region gefragt, ob sich wirklich alles nur um Geld dreht. Sie entwickeln eine multimediale Serie, die zeigt, wie käuflich die Heimat ist.

Neun Monate dauert die Vorbereitung des Volontärsprojekts, bis die Geschichten ins Netz gehen. In der Zeit wird geplant, organisiert, recherchiert, werden Termine gemacht, Videos gedreht und Interviews geführt. Die Serie „#käuflich“ trägt mit Absicht einen Hashtag vor dem Titel. Er soll die multimediale Anlage und den digitalen Schwerpunkt der Serie dokumentieren. Die Volontäre nutzen alle Online-Möglichkeiten, interaktive Grafiken, neue Erzählformen, Audiomitschnitte und Videos. Sie bauen die Homepage für das Projekt, zeichnen selbst die

grafischen Elemente, die den Netzauftritt und die Zeitungsserie illustrieren. Sie sorgen auch für Vertrieb und Marketing, verbreiten das Projekt in den sozialen Netzwerken, drucken Ansichtskarten und verteilen sie in Kneipen.

Die Themen der Serie sind schillernd und überraschend: von Sucht bis Schönheit, von Prostitution im digitalen Zeitalter bis zum Thema Tod.

Alle Artikel haben einen Bezug zur Region. Sie erzählen von dem großen und kleinen Geld im Profisport und von der Bestechlichkeit im Amateurfußball. Über gekaufte Spenderorgane. Vom großen Geschäft mit Schönheitsoperationen. Über Sexualbegleiter, die gegen Geld Menschen mit Behinderung ein Sexualleben ermöglichen. Von der Sucht im Glücksspiel. Oder auch von einem Aussteiger, der der Konsumwelt entsagt hat.

Am Ende fragen sich die Volontäre in einem großen Essay: Dreht sich wirklich alles nur ums Geld? Und sie verraten, von was sie sich für kein Geld der Welt trennen würden.

Die Nachwuchsredakteure bilden für dieses Projekt ein Team aus Journalisten, Mediengestaltern, Entwicklern, Marketingleuten und Vertrieblern, das eng zusammenarbeitet. Sie arbeiten wie die Redaktion der Zukunft.

### Stichworte

- ▶ Gesellschaft
- ▶ Interaktiv
- ▶ Layout
- ▶ Multimedia
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Unterhaltung



Freudensprung: Bei der Autorenavstellung verraten die Volontäre, wovon sie sich für kein Geld der Welt trennen würden. Für Martin Deck sind es die Freunde.

## #käuflich Das Projekt

**#käuflich:** Mit ihrem Digitalprojekt schlagen 15 Nachwuchsredakteure des SÜDKURIER neue Wege ein. Zwei Dutzend besondere Geschichten aus der Region werden im Internet multimedial erzählt. Nun kommt #käuflich in die Tageszeitung

VON MONIKA OLHEIDE

Weg zum neuen Organ. Richtig teuer kann der Wunsch nach einem perfekten Körper werden. Was sich alles mit Schönheitsoperationen verändern lässt und bei welchen Eingriffen auch Chirurgen Skrupel haben, erfahren Sie am 30. November. Ganz und gar nicht auf die Wirkung auf andere bedacht ist ein Mann, der alleine in einem Erdloch im Schwarzwald lebt. Warum er das tut und wie er überleben kann, wird in der sechsten Folge der Serie #käuflich erläutert. Eine enge Verbindung zu wirtschaftlichen Interessen gibt es auch bei den Themen Abfall und Abgabe. Um die Reste des Konsums geht es am

7. Dezember. Und zum Schluss? Auch da kommt es auf das Kleingeld an, wie in der achten Serienfolge deutlich wird. Denn der Tod beendet das Leben, aber der Status kann mit der Wahl der letzten Ruhestätte bestehen bleiben. Klar wird: Vieles ist käuflich, auch wenn es unbezahlbar erscheint. Doch dreht sich wirklich alles nur ums Geld? Diese Frage wird im großen Essay zum Serienabschluss aufgegriffen. Im Wochenendmagazin am 10. Dezember verraten die 15 Autoren außerdem, von was sie sich selbst für kein Geld der Welt trennen würden.

Neun Monate haben die Nachwuchsredakteure mit unglaublicher Energie, Leidenschaft und großem Einsatz an diesem Projekt gearbeitet. Der Name ist Programm: „Käuflich“ ist ein mehrdeutiger Begriff – ebenso überraschend fallen die Dossier-Themen aus der Bogen spannt sich von der sensiblen Menschengeschichte, bei der es um Leben und Tod geht, über Liebe, Sex, zwischenmenschliche Beziehungen, dem Streben nach Glück und Status bis zur unterhaltenden Video-umfrage.

Alle Beiträge finden sich vereint auf einem digitalen Marktplatz einer aufwendig gestalteten Dossier-Startseite, auf der es viel zu entdecken gibt. Übrigens: Auch die einzigartig grafischen Elemente wurden in Eigenregie geschaffen. Redakteurin Luisa Rische zeichnete alle Elemente selbst. Der Nutzer entdeckt die #käuflich-Inhalte beispielsweise im Gasthaus Geisen, in der Spielhöhle, im Lustschloss, auf dem Friedhof und sogar auf der Müllhalde. Mit großer Begeisterung nutzte der Nachwuchs die Möglichkeiten, die sich online bieten. Nun wagen die Nachwuchsjournalisten den Schritt in die Tageszeitung.

Unterhaltsam, witzig, jung und frech ist #käuflich auf SÜDKURIER-Online, in den Sozialen Netzwerken und ab 16. November in Ihrer Tageszeitung.



### #käuflich im Internet

Wie können Geschichten im Internet erzählt werden? Welche multimedialen Formen gibt es, um Informationen zu vermitteln? Texte, Bilder, Videos, interaktive Grafiken, Illustrationen oder Audiomitschnitte – die Bandbreite der Möglichkeiten ist groß. #käuflich umfasst rund zwei Dutzend Reportagen aus der Region. Ungewöhnliche Inhalte – außergewöhnlich aufbereitet.

Abonnenten von SÜDKURIER Digital haben unbegrenzten Zugriff auf alle Inhalte des Dokuments [www.suedkurier.de/kaeufllich](http://www.suedkurier.de/kaeufllich). Darüber hinaus ist das Projekt auch in den Sozialen Medien präsent. Bei Facebook ([facebook.com/kaeufllich](https://www.facebook.com/kaeufllich)), Twitter ([@kaeufllich](https://twitter.com/kaeufllich)) und Instagram ([kaeufllich](https://www.instagram.com/kaeufllich)) haben Nutzer die Möglichkeit, Einblicke in die Projektphase von #käuflich zu bekommen.

ZICHNUNGEN: LUISA RISCHÉ / GESTALTUNG: STEFANIE KERSTAN



Daniel Rickenbacher hat lange nach einem Weg gesucht, seine Sexualität zu leben. ILLUSTR. LUISA RISCHÉ

## Sex ohne Barrieren

**#käuflich (Folge 1):** Ein Tabuthema: Menschen mit Behinderung haben sexuelle Bedürfnisse. Wo Liebe schwierig ist und es oft keinen Zugang zu Bordellen gibt, bieten Sexualbegleiter Zärtlichkeiten oder Geschlechtsverkehr ohne Berührungsanstöße. Einzige Barriere: Ihre Kunden müssen zahlen

VON ANNA STOMMEL

Ein Piepsen kündigt es an: Daniel Rickenbacher möchte etwas sagen. Basch wühlen seine Finger die Worte auf der Tastatur seines Sprachcomputers aus. „Ich war noch nie in dich verliebt, sorry“, wirft eine Roboterstimme in den Raum. Daniel lacht bei diesen Worten hell auf, wirft den Kopf zurück – und streckt seine Arme in Richtung der blonden Frau, die neben ihm sitzt. Die Frau ist Isabelle Kölbl. Rein rechtlich ist sie eine Prostituierte. Isabelle Kölbl aber nennt sich selbst Sexualbegleiterin. Das heißt, sie bietet sexuelle Dienstleistungen speziell für Menschen mit Behinderung an. Und Daniel Rickenbacher ist ihr Kunde.

Daniel Rickenbacher ist 22, er kommt aus Illgau im Schwetzer Kanton Schwyz und ist in seinem Alltag auf verschiedene Hilfen angewiesen: Er braucht einen Rollstuhl, um sich fortzubewegen. Er braucht den Sprachcomputer, um sprechen zu können. Und er braucht Frauen wie Isabelle, sagt er. Denn viel zu lange habe er, der wegen eines Sauerstoffmangels bei der Geburt spasmodisch behindert ist, seine Sexualität nicht ausleben können. Isabelle Kölbl ist für Rickenbacher deshalb viel mehr als eine Prostituierte: Das erste Date war für den jungen Mann wie ein Befreiungsschlag.

### Liebe

Bei einer Diskussionsrunde zum Thema Liebe sind Isabelle Kölbl und Daniel Rickenbacher gemeinsam vor Publikum angetreten, um über ihre Verbindung zu sprechen. Sie referierten über gesellschaftliche Akzeptanz, Finanzierungsmodelle und gesetzliche Regelungen. Ihre Argumente sehen Sie im Video im #käuflich-Dossier. Außerdem: Lesen Sie, wie das Internet und die digitalen Möglichkeiten Prostitution verändern.

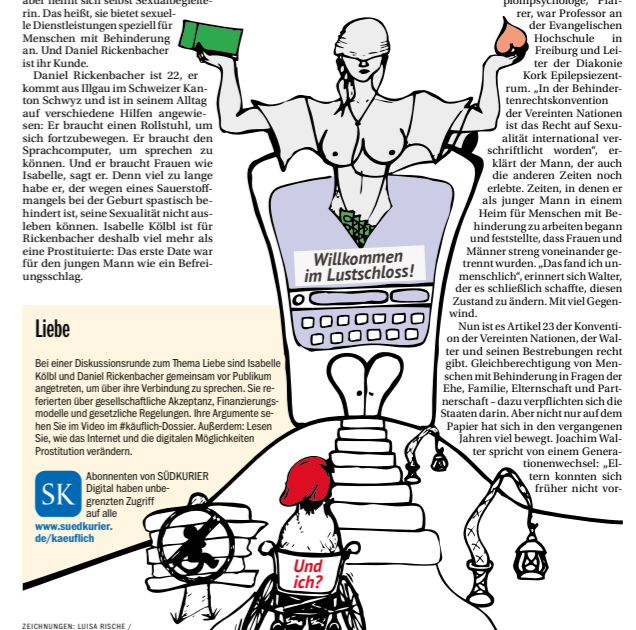
Abonnenten von SÜDKURIER Digital haben unbegrenzten Zugriff auf alle Inhalte des Dokuments [www.suedkurier.de/kaeufllich](http://www.suedkurier.de/kaeufllich).

ZICHNUNGEN: LUISA RISCHÉ / GESTALTUNG: STEFANIE KERSTAN

Wegen dieser Ängste bezeichnet er den Weg bis zum ersten Treffen als steinig. Was dann kam, sei wie ein Traum gewesen: „Ich durfte endlich Mann sein, gestreichelt werden, geküsst werden. Ich war ein Mann. Und nicht ein Mann mit einer starken Behinderung.“ Nicht nur seelisch, sondern auch physisch gehe es ihm bei und nach den Treffen besser: „Durch die Dates lösen sich die Spastiken“, sagt Rickenbacher. Behinderung und Sexualität – das war lange nicht zusammen denkbar. Zwangssterilisationen, Mehrbettzimmer in Heimen oder Medikamente, das diese Themen einander finden konnten. Aber die Zeiten, in denen satt und sauber als Maßstab in der Pflege galt, sind vorbei. Teilhabe lautet die neue Losung – auch in Sachen Sexualität, sagt Joachim Walter. Die sei nämlich ein Grundrecht. Walter ist Di-

plompsychologe. Pfarrer, war Professor an der Evangelischen Hochschule in Freiburg und Leiter der Diakonie Kork Epilepsiezentrum. „In der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen ist das Recht auf Sexualität international verankert“, erklärt der Mann, der auch die anderen Zeiten noch erlebt hat. In denen er als junger Mann in einem Heim für Menschen mit Behinderung zu arbeiten begann und feststellte, dass Frauen und Männer streng voneinander getrennt wurden. „Das fand ich unmenschlich“, erinnert sich Walter, der es schließlich schaffte, diesen Zustand zu ändern. Mit viel Gegenwind.

Nun ist es Artikel 23 der Konvention der Vereinten Nationen, der Walter und seinen Bestrebungen recht gibt. Gleichberechtigung von Menschen mit Behinderung in Fragen der Ehe, Familie, Elternschaft und Partnerschaft – dazu verpflichteten sich die Staaten darin. Aber nicht nur auf dem Papier hat sich in den vergangenen Jahren viel bewegt. Joachim Walter spricht von einem Generationenwechsel: „Eltern konnten sich früher nicht vor-



**Kontakt:**  
Stefan Lutz, Chefredakteur, Telefon: 07531/999-1213, E-Mail: [stefan.lutz@suedkurier.de](mailto:stefan.lutz@suedkurier.de)

# Reportagen vom gemieteten Acker



**Die Redakteurin mietet ein kleines Stück Land am Rande der Großstadt und fängt an, dort eigenes Gemüse zu ziehen. An ihren Bemühungen lässt sie die Leser teilhaben. In einer Serie schreibt sie über Lust und Frust beim Kleingärtnern und wird von der Leserschaft mit zahlreichen Ideen und Tipps unterstützt.**

Duisburg ist für viele noch immer die alte Montan-Stadt mit dampfenden Schloten. Deshalb überraschte die Nachricht, als ein Landwirt Ende 2015 ankündigte, einen Teil seiner Ackerfläche an Hobbygärtner zu vermieten.

In ihren Reportagen lässt sich die Redakteurin beim Pflanzen, Hacken, Jäten und Ernten über die Schulter schauen, erzählt von der Freude über die ersten Kartoffeln oder vom Versagen, wenn die Tomaten nicht angehen.

Neben den Geschichten im Print erscheinen online ergänzende Features, beispielsweise ein Quiz, bei dem Leser testen können, ob sie in der Lage sind, auf Fotos Unkraut von zartem Gemüse zu unterscheiden.

WAZ-Redakteurin Fabienne Piepiora greift zu und mietet eine Parzelle. In der Serie „Fabis Scholle“ macht sie fortan ihre Versuche, Mühen und Irrtümer auf dem Mietacker öffentlich: Wie werden Tomaten gesetzt? Welche der rund 3.000 Sorten sind für den Ackerbau geeignet? Warum werden die Gurken, die daneben stehen, so mickrig?

Die Redakteurin berichtet nicht nur über ihre eigenen Erfahrungen. Sie schreibt Porträts über andere Kleingärtner und Mitgärtner und erzählt, was sie antreibt. Auf einer Panorama-Seite gibt sie einen Überblick über Hofläden. Außerdem gibt sie Rezeptetipps.

Eine Serie, die den Landtrend im Lokalen aufgreift und auf sehr persönliche und informative Weise umsetzt.

Angereichert wird die Serie mit Fakten, etwa, dass es noch 71 landwirtschaftliche Betriebe in Duisburg gibt, und Informationen darüber, wie Landwirtschaft in der Großstadt funktioniert. Auch die Bodenbelastung spielt in einer Stadt wie Duisburg eine Rolle – verbunden mit der Frage, ob man sein eigenes Gemüse auch essen darf.

Die Resonanz auf ihre Geschichten ist groß. Leser geben Hinweise, was man aus Dicken Bohnen alles zaubern kann oder wie man seine Ernte am besten einmacht.

Wegen des großen Interesses lädt Fabienne Piepiora denn auch zu einem Lesertreffen auf dem Acker ein und fachsimpelt mit den Besuchern. Auch der Landwirt, der den Acker vermietet, beteiligt sich und veranstaltet eine exklusive Hofführung.

**Stichworte**

- ▶ Aktionen
- ▶ Ernährung
- ▶ Garten
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kontinuität
- ▶ Landwirtschaft
- ▶ Service
- ▶ Test
- ▶ Verbraucher

**Kontakt:**  
 Fabienne Piepiora, Redakteurin, Telefon: 0203/9926-3165, E-Mail: f.piepiora@waz.de



Gemüsemäßig ist die Schollenbesitzerin bisher gut durchs Jahr gekommen. FOTO: TANJA PICKARTZ

## Für die Ernte danken

Kürbis, Zucchini, Salat auf der Scholle: Im Gespräch erinnert Rolf Schragmann, Pastor in Serm und Mündelheim, an die Aktualität des guten Brauchs

Von Fabienne Piepiora

Die Ernte auf Fabis Scholle ist natürlich nicht vergleichbar mit der eines echten Bauern. Gemüsemäßig hat mich der Miet-Acker allerdings gut durch die Saison gebracht. Oft hatte ich sogar etwas übrig und konnte Bekannte und Kollegen mitversorgen. Oft gab's Salat und Zucchini statt Blumen. Und auch wenn das Feld erst in ein paar Wochen wieder an Bauer Blumenkamp zurück gegeben wird, ist es an der Zeit, Erntedank zu feiern. Der Termin liegt traditionell am ersten Oktober-Wochenende. Pastor Rolf Schragmann ist für die katholische Gemeinde St. Dionysius in Mündelheim und Serm zuständig. Außerdem betreut er noch die Stadtteile Hüttenheim und Ungelsheim. Im Gespräch erinnert er an den Hintergrund des Erntedank-Festes und welche Bedeutung der Tag in der heutigen Überfluss-Zeit hat.

**SERIE**  
**Fabis Scholle**  
 Serm, das Dorf in der Großstadt  
 Es wird Herbst  
**Erntedank**  
 Die Hoffläden

vor den Termin zu verlegen. Wir glauben an Gott, den Schöpfer, der die Welt erschaffen hat und bedanken uns, dass es das ganze Jahr genug zu essen gab.  
**Feiern Sie in der Kirche St. Dionysius?**  
 Nein, wir haben schon am vergangenen Sonntag eine sehr schöne Messe auf dem Holtumer Hof gefeiert. Es wurde ein Altar mit allerlei Feldfrüchten aufgebaut. Der Gospelchor und die Bläsergruppe haben die Messe musikalisch gestaltet und unser Sermer Kindergarten hat ein Lied gesungen. Es waren rund 300 Personen dabei. Das sind schon deutlich mehr als sonst zum Gottesdienst kommen. Nach der Messe hat sogar die Kartoffelkönigin, die ja auch in Serm wohnt, vorbeigeschaut.

**Haben die Menschen in den dörflichen Stadtteilen Serm und Mündelheim einen anderen Bezug zur Kirche?**  
 Er ist im Duisburger Süden noch etwas stärker als in vielen städtischen Regionen. Es gibt hier sicher auch ein ausgeprägteres Bewusstsein für den Stadtteil. Aber die Bindung an die Kirche hat hier ebenfalls abgenommen.

**Viele kaufen ihr Obst und Gemüse im Supermarkt ein und haben gar keinen Bezug zur Landwirtschaft.**

Auch dafür kann man danke sagen, denn die Kartoffeln mussten ja auch angebaut und geerntet werden.  
**Für die Bauern war es dieses Jahr schwierig. Der Juni zu nass, der September zu trocken.**  
 Wir feiern trotzdem Erntedank, aber wir haben ja auch die Möglichkeit, zu bitten, dass es im nächsten Jahr vielleicht besser wird. Erntedank hat in Zeiten wie diesen noch eine andere Bedeutung. Wir sollten in Deutschland auch daran denken, dass wir seit 70 Jahren ohne Krieg leben. Es gibt andere Teile in der Welt, wo die Menschen Hunger leiden und sterben und Krieg erleben.

**Sie selbst haben einige Zeit als Militärseelsorger gearbeitet. Hat sich ihr Bezug zu Krieg und Frieden geändert?**

Nein, Frieden war mir schon immer wichtig. Ich bin gefragt worden, ob ich mir dieses Amt vorstellen könnte. Meine Aufgabe war es, die katholische Kirche zu repräsentieren und für die Soldaten ein offenes Ohr für religiöse und andere Probleme zu haben. Der Militärdienst bringt für die Soldaten Besonderheiten mit sich, die es in normalen Gemeinden so vielleicht nicht gibt.

**Sind Sie froh, jetzt im friedlichen Mündelheim zu arbeiten?**

Ich habe mich in der Tat gefreut, nach diesen zwölf Jahren wieder ein wenig sesshafter zu werden und fühle mich in Mündelheim und im Duisburger Süden sehr wohl.



Pastor Rolf Schragmann feierte mit vielen Besuchern einen Erntedank-Gottesdienst auf dem Holtumer Hof. FOTO: LAIRS FRÖHLICH

**Gottesdienst auf dem Rosenhof**

■ **Wer selbst** einen Erntedank-Gottesdienst miterleben möchte, hat dazu am kommenden Sonntag, 2. Oktober, die Gelegenheit. In Kooperation mit der evangelischen Bonhoeffer-Gemeinde Marxloh-Obermarxloh findet auf dem Rosenhof ein Gottesdienst zum Erntedank statt. Eingeladen

sind große und kleine Besucher.

■ **Pfarrerin Birgit Brügge** hält den Gottesdienst, für den der Rosenhof der Familie Rademacher hübsch geschmückt wird. Der Hof befindet sich an der Kaiser-Friedrich-Straße 377 in Röttgersbach. Los geht's um 11 Uhr.

**Folgen Sie uns durchs Gartenjahr**

■ **Vor zehn Jahren** ist Fabienne Piepiora von Velbert nach Duisburg gezogen und längst ein überzeugtes Stadtkind. Was in der eher ländlich gelegenen Kleinstadt praktisch war: Der Opa hatte einen Garten. Für frisches Gemüse war gesorgt. Sie selbst war damals noch zu klein, um

schon eigenes Gemüse oder Obst anzubauen.

■ **Nun versucht** sie es selbst. In der Serie „Fabis Scholle“ können Sie lesen, ob die Bemühungen von Erfolg gekrönt sind. Folgen Sie uns, liebe Leser, durchs Gartenjahr.

# Plattform für engagierte junge Menschen

**Junge Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, tun nicht nur etwas für ihren Verein oder ihre Initiative. Sie übernehmen Verantwortung für die Gesellschaft. Die Redaktion sucht engagierte junge Leute, gibt ihnen eine Plattform und macht sie zum Vorbild für Gleichaltrige.**

Viele junge Leute engagieren sich ehrenamtlich in einem Verein oder Verband, einer Partei oder Initiative oder ohne Organisation, etwa in der Flüchtlingshilfe. Die wenigsten tauchen in der Öffentlichkeit auf. Das will die Zeitung ändern. Sie will aufzeigen, wie wichtig es für die Zukunftsfähigkeit von Regionen ist, dass die jungen Menschen in die sozialen Strukturen einbezogen werden. Mit ihrer Aktion „Junges Engagement – mit dem Herzen dabei“ will die Redaktion das bürgerschaftliche Engagement junger Menschen würdigen.

Die Redaktion startet einen Aufruf auf allen Kanälen: Engagierte junge Leute im Alter von 16 bis 29 Jahren sollen sich bewerben oder jemanden vorschlagen. Mehr als ein Dutzend Bewerber werden ausgewählt und in der Print-Ausgabe wie auch online mit einer großen Geschichte und Videobeiträgen vorgestellt. Sie zeigen die Vielfalt des jungen Engagements: eine junge Frau, die eine Nachmittagschule für Flüchtlingskinder aufbaut,

eine andere, die Jugendliche für den DLRG-Rettungseinsatz ausbildet, Dorfjugendliche, die sich für den Aufbau eines Jugendtreffpunkts starkmachen, Schüler, die eine Fahrradwerkstatt für finanziell benachteiligte Menschen aufbauen. Andere engagieren sich im Sportverein, der Feuerwehr, der Karnevalsgarde, setzen sich für Toleranz und Inklusion in der Stadt, in der Betreuung von Flüchtlingen oder älteren Menschen ein.

Die Lieblingskandidaten werden über eine Online-Abstimmung und von einer Jury ermittelt. Am Ende gibt es sechs Sieger, die bei einer großen Feier ausgezeichnet werden. Dazu sind alle Nominierten eingeladen mitsamt Freunden, Verwandten und Vertretern der Initiativen, in die sich junge Menschen einbringen.

Das Projekt wird von dem Volontär Niklas Preuten betreut. Er entwickelt das Konzept und die Formate für die crossmediale Präsentation. Er schreibt die Vorstellungsstücke und produziert

die Videos, promotet die Umfrage in sozialen Netzwerken und moderiert am Preisverleihungsabend.

Die Aktion macht deutlich, dass die Ehrenamtlichen die Seele der Gesellschaft sind und ihr Engagement unbezahlbar ist. Die Zeitung bringt sich mit der Aktion in der jungen Zielgruppe eindrucksvoll ins Gespräch.

Alle digitalen Inhalte unter: [wp.de/junges-engagement](http://wp.de/junges-engagement)

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Forum
- ▶ Gesellschaft
- ▶ Heimat
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Marketing
- ▶ Multimedia
- ▶ Vereine



PARA3\_Sa



### STANDPUNKT

Von Niklas Preuten

## Vielen Dank für das vielfältige Engagement

Sie kommen aus der Schule, stellen zu Hause ihre Tasche ab und stehen nur wenige Minuten später bei klirrender Kälte als Trainer auf dem Fußballplatz. Sie sind vor der Arbeit Babysitter, nach der Arbeit Nachhilfelehrer und sowieso immer erreichbar für die geflüchteten Familien. Sie erreichen als Erste den Unfallort, arbeiten in Vorstandsämtern im Schützenverein und halten so das Dorfleben lebendig. Jugendliche und junge Erwachsene engagieren sich auf vielfältige Weise ehrenamtlich in Arnsberg und Sundern. So unterschiedlich ihre Aufgaben auch sind, manches vereint sie.

Da ist der Mut. Mut, früh im Leben Verantwortung zu übernehmen. Nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere. Da ist auch die Ausdauer. Ausdauer, sich länger als nur ein paar Wochen zu engagieren. Die jungen Ehrenamtler in Arnsberg und Sundern denken nicht in kurzfristigen Projekten, sie setzen sich über Jahre ein. Das bedeutet Verlässlichkeit und Kontinuität für die Vereine und Organisationen.

Da ist zudem Zurückhaltung. Zurückhaltung, sich nicht in den Vordergrund spielen zu wollen. Viele der anfallenden Aufgaben erledigen die Ehrenamtlichen seine Anerkennung auszusprechen und den Siegern zu gratulieren.

Zu diesen Siegern gehört auch Sebastian Niggemann, der – rein zu-

# Oeventroper drücken dem „Jungen Engagement“ ihren Stempel auf

Siegerin und Zweitplatzierte unseres Wettbewerbs stammen aus Arnsbergs Osten

Von Torsten Koch

Arnsberg. Wenn sich der Fokus auf das Ehrenamt richtet, gibt es eigentlich nur Gewinner – doch weil es sich beim „Jungen Engagement“ unserer Zeitung – in Kooperation mit den Unternehmen Veltins und innogy – um einen Wettbewerb handelt, muss es auch einen „ersten Gewinner“ geben. Der wiederum ist eine „Sie“ und kommt aus Oeventrop. Laura Stein lag im Voting für unseren Ehrenamtspreis 2017 weit vorn, und konnte auch die Jury überzeugen – in der Addition bedeutete das den ersten Platz.

### „Mädchen für alles“ beim TuS

Die 18-Jährige betreut die D-Juniorinnen des TuS Oeventrop, ist für die Fußball-Abteilung des Vereins außerdem als Organisatorin und Ansprechpartnerin unverzichtbar. Sie ist ein Vorbild für (junges) ehrenamtliches Engagement. Sie sei „mit ganzem Herzen dabei“, würdigte Torsten Berninghaus in seiner Laudatio auf die Preisträgerin deren unermüdliches Acker für „ihren“ TuS. Der stellvertretende Chefredakteur der Westfalenpost hatte es sich erneut nicht nehmen lassen, persönlich in die Kulturschmiede nach Arnsberg zu kommen, um den jungen Ehrenamtlichen seine Anerkennung auszusprechen und den Siegern zu gratulieren.

Zu diesen Siegern gehört auch Sebastian Niggemann, der – rein zu-



Die jungen Engagierten auf den Plätzen vier bis sechs (von links): Tatjana Tillmann (DLRG Sundern), das Trainerteam der Tanzsterne des TV Arnsberg und Malte Sittig (Computer-Lerntreff Arnsberg).

füllig – ebenfalls aus Oeventrop kommt und den zweiten Platz belegt. Der 26-Jährige trat erst im Alter von 18 Jahren in die Feuerwehr ein. In Oeventrop engagiert er sich u.a. für Brandschutzzerziehung und -aufklärung in Kindergärten und Grundschulen. Außerdem hat er sich – „mit hoher Kompetenz“, so die Jury – dem Aufbau einer Kinder-Feuerwehr in Oeventrop und Rumbeck verschrieben. Wie wichtig dem Familienvater das „Junge Engage-

ment“ ist, zeigt seine bloße Anwesenheit am Freitagabend in der Kulturschmiede: Im Feuerwehrgerätehaus in Oeventrop sollte eigentlich zeitgleich seine Beförderung zum Brandmeister gefeiert werden! Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

### Aus Fremden wurden Freunde

Dritte im Bunde der „Treppchen-Erklärer“ ist eine junge Frau aus Müschede: Johanna Stodt setzt sich im „Eulendorf“ für Flüchtlingsfamilien ein. Die 24-Jährige lernt dort mit syrischen Kindern Deutsch. Warum sie die eigene, rare Freizeit Fremden schenkt? „Ich würde mich auch über Hilfe freuen, wenn ich in einen anderen Kulturkreis komme“, antwortet Johanna Stodt. Außerdem sind die „Fremden“ längst ihre Freunde geworden...

Das Siegetreppchen nur knapp verpasst haben auf den Plätzen vier bis sechs Malte Sittig (Vierter – der Zehnklässler vom Computer-Lerntreff Arnsberg führt Senioren in die Welt der modernen Technik ein), das Quartett Katharina Pohlmann,

Jennifer Paech, Caroline Schleep und Sina Grinebaum (Fünfte, sie betreuen den Tanz-Nachwuchs beim TV Arnsberg) sowie Tatjana Tillmann (Sechste, sie arbeitet ehrenamtlich für die DLRG-Ortsgruppe Sundern). Alle 13 Nominierten haben etwas gemeinsam: Sie tun mit bemerkenswerter Selbstverständlichkeit Dinge, die nicht selbstverständlich sind, wie Torsten Berninghaus treffend formulierte.

### Weiterhin nominiert – und ebenfalls vorbildlich engagiert:

Fo(u)r Repair (kostenlose Fahrradwerkstatt in Hüsten), Westenfelder Nachwuchs (baut den Jugendraum unter dem Kindergarten um), Jugendcaritas (wirbt aktiv für mehr Toleranz in Arnsberg), Yaurub Elkadamani (Mitglied der Flüchtlingsinitiative „Neue Nachbarn Arnsberg“), Christian Kiesler (First Responder und Flüchtlingshelfer aus Hellefeld), Adeline Asolli (führt beim RC Sorspsee die Jüngsten ans Volleyballspielen heran) sowie Christin Kordes (trainiert Juniorengarde der KG Flotte Kugel).

SAMSTAG | 21. JANUAR 2017

## ZEITUNG FÜR ARNSBERG

### STIMMEN

„Diese von Ihrer Zeitung initiierte Veranstaltung in der Kulturschmiede bietet jungen Menschen die Chance, mit ihrem Engagement endlich einmal an die breite Öffentlichkeit zu treten.“

Martina Gerdes, Arnsberg

„Die Idee gefällt mir sehr, sehr gut, dem jungen Engagement hier in der Kulturschmiede eine große Plattform zu geben. Das ist wirklich eine schöne Sache.“

Peter Kaiser, Sundern

„Die Idee für eine solche Veranstaltung bzw. für solches Voting ist hervorragend. Zudem werden so Innovationen geweckt, weil die jungen Menschen spüren, dass ihre Arbeit anerkannt wird.“

Werner Friedhoff, Westenfeld



Auf Platz 2: Sebastian Niggemann aus Oeventrop engagiert er sich u.a. für Brandschutzzerziehung.



Auf dem 3. Platz: Johanna Stodt setzt sich im „Eulendorf“ Müschede für Flüchtlingsfamilien ein.

### Dritte Auflage des Wettbewerbs – nach 2013 und 2015

■ Zum dritten Mal nach 2013 und 2015 hat unsere Zeitung in Kooperation mit der Brauerei Veltins und der neuen RWE-Tochtergesellschaft „Innogy“ zur großen Preisverleihung in die Arnsberger Kulturschmiede (Einlass ab 18 Uhr) eingeladen.

■ Die Nominierten im Alter zwischen 16 und 29 Jahren zeigen,

wie vielfältig ehrenamtliches Engagement in Arnsberg und Sundern ist.

■ Den Liveticker der Veranstaltung zum Nachlesen finden Sie online unter [www.wp.de/jungesengagement2017](http://www.wp.de/jungesengagement2017). Viele Fotos vom Abend stehen im Internet auf [www.wp.de/arnsberg](http://www.wp.de/arnsberg)

### Online-Voting und drei verschiedene Jurys entscheiden

Arnsberg. Bis zum 31. Dezember 2016 konnten Stimmen für die Kandidaten abgegeben werden. Das Ergebnis dieser Online-Abstimmung zählt zu 50 Prozent. Weitere 50 Prozent haben die unabhängig voneinander und ohne Kenntnis der Online-Abstimmung wertenden Jurymitglieder unserer Zeitung und der beiden Kooperationspartner zur Sieger-Ermittlung beigesteuert. Das Online-Voting wurde äußerst rege geklickt – am Ende standen dort 12 000 Stimmen zu Buche! Weitere 25 000 Besuche der verschiedenen Artikel und Videos kennzeichneten das „Junge Engagement“ als ein sehr attraktives Event.

## Buntes Rahmenprogramm rundet gelungenen Abend ab

Nachwuchsband „Under the Basement“ sorgt für fetzige Musik. Arnsberger Tanzsterne lassen Bühne der „Schmiede“ erzittern

Arnsberg. So bunt, vielfältig und attraktiv wie das Engagement der nominierten Kandidaten war auch das Rahmenprogramm der dritten Auflage des „Jungen Engagements“.

Für Musik sorgte die Nachwuchsband „Under the Basement“. Die Jungs von USB überraschten mit einem erstaunlich breiten Repertoire – vom jazzigen „Summertime“ über „I am all over it“ bis hin zum Sting-Klassiker „Englishman in New York“.

Schwungvoll moderiert von Redaktionsleiter Martin Haselhorst, nahm die Veranstaltung mit über 100 Gästen in der Kulturschmiede rasch Fahrt auf.

In drei Videoblocks wurden die insgesamt 13 nominierten Ehrenamtler und ihr Engagement pfiffig präsentiert. Die Regularien des Wettbewerbs wurden noch einmal erläutert, bevor es dann ans „Eingemachte“ ging – von unten nach oben wurden die vorderen Platzierten nach und nach auf die Bühne geholt – und mit Laudatien geehrt.

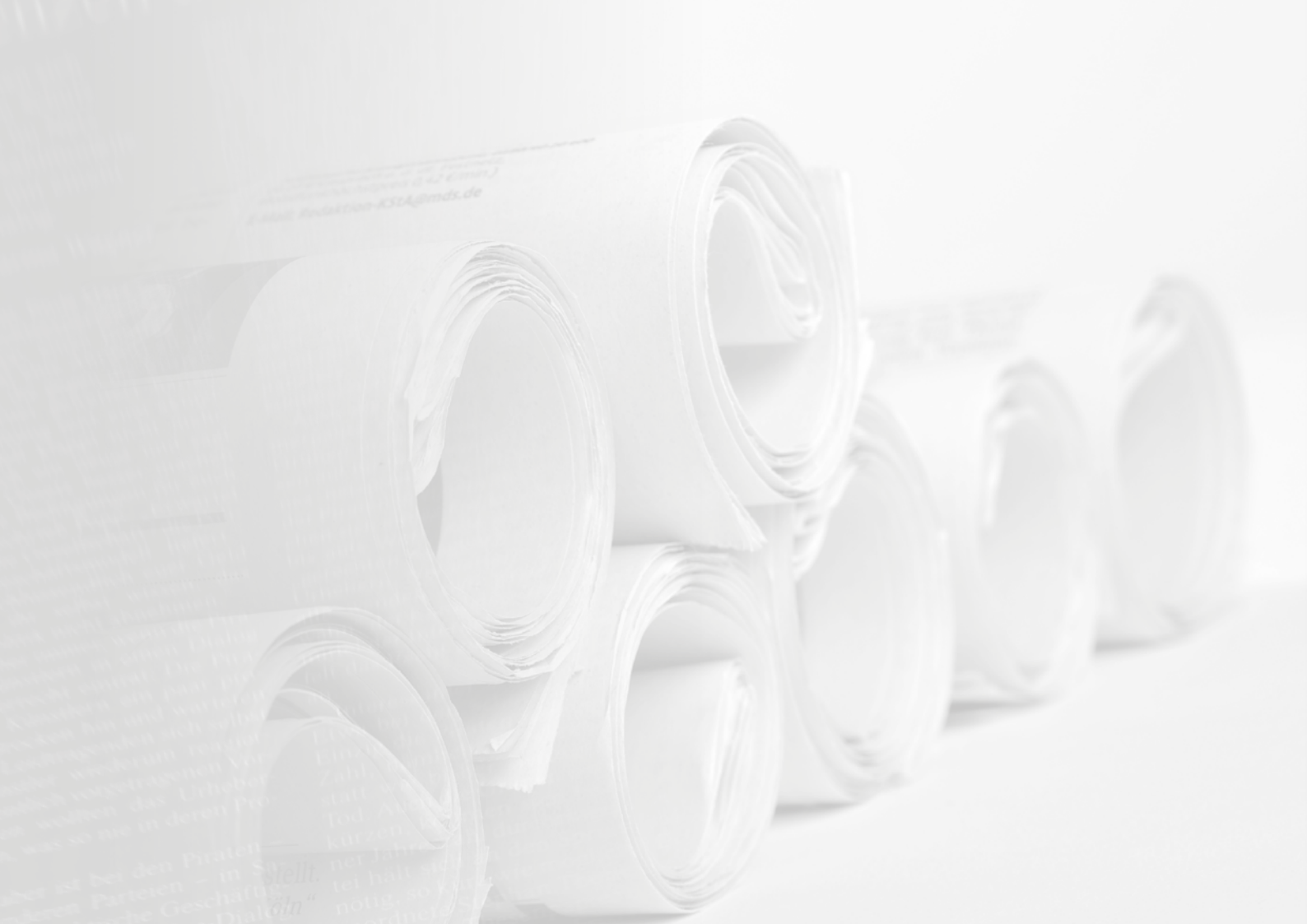
Gegen 20.30 Uhr näherte sich die Stimmung dann dem Höhepunkt – und die Siegerin wurde präsentiert.

Doch nach dem „offiziellen Teil“ war noch lange nicht Schluss: Bei Fingerfood und weiteren fetzigen Musiktiteln klang ein gelungener Abend nur langsam aus.



Eine gelungene Lobeshymne auf das Sauerland: Die „Tanzsterne“ des TV Arnsberg bezauberten mit einer tollen Bühnenshow in originellen Kostümen.

**Kontakt:**  
Martin Haselhorst, Redaktionsleiter, Telefon: 02931/898120, E-Mail: [m.haselhorst@westfalenpost.de](mailto:m.haselhorst@westfalenpost.de)



## Tipps und Orientierung steigern den Nutzwert

*Ob beim Einkaufen oder im Garten, bei der Kita-Suche oder der Rentenberechnung – die Menschen suchen nach Orientierung. Gute Lokaljournalisten beherzigen das und stehen ihren Leserinnen und Lesern als Ratgeber zur Seite. Sie testen Dienstleistungen und Produkte, befragen Experten oder beschreiben ihre Erfahrungen im Selbstversuch. Und sie bitten ihre Leser um Hilfe und reichen Tipps und Rezepte weiter. Kleine Erklärstücke, knappe Infoblocks oder interaktive Online-Grafiken kommen besonders gut an und steigern den Nutzwert des Mediums enorm. Umfassender Service bietet aktive Lebenshilfe.*

- ▶ Preisträger 2016
- ▶ Politik lokal
- ▶ Wirtschaft lokal
- ▶ Kultur lokal
- ▶ Sport lokal
- ▶ Gesellschaft lokal
- ▶ Panorama lokal

## **SERVICE LOKAL**



### LOKALES

Für die 14-jährige  
endete in der  
heit so manch  
tour mit ihrer  
nen im Frust. Weil es  
das allen so gut gefie  
nicht in ihrer Grö  
Schwimmbad ist sie  
mitgegangen. Sie  
schämt, wollte abf  
kungen aus dem  
Denn das 1,63 Me  
chen brachte im  
gramm auf die V  
sucht sie, in der  
nik „Am Nicolai  
sch „Bürgerha

# Große Öko-Vorsätze, kleine Erfolge

**Die Reporterin will ihr Leben ändern und etwas für die Umwelt tun. Sie versucht, Verpackungen zu vermeiden, Energie und Wasser zu sparen, mit Kastanien die Kleidung zu reinigen. Ein Jahr lang begleitet sie diesen Prozess, der alle Lebensbereiche umfasst, mit einer Serie.**

Die Vorsätze sind groß. Die Reporterin Miriam Opresnik will ein ökologisches Leben führen, zusammen mit ihrem Mann und den beiden Kindern. Sie will weniger Verpackungen benutzen, Energie und Wasser sparen, ökologisch putzen und waschen, weniger Auto fahren, einen Biogarten anlegen, ökologisch korrekt Ferien machen, sich klimafreundlich ernähren und kleiden und sich auch noch im grünen Ehrenamt engagieren.

So weit die Theorie. In der Praxis des Familienalltags schmelzen die hohen Ziele jedoch alsbald zusammen. Verpackungsfrei einkaufen erweist sich als nahezu unmöglich, vor allem wenn die Kinder nicht auf ihre Lieblingsprodukte verzichten wollen. Die Stromfresser im Haus lassen sich nicht einfach abschalten. Bei der Umstellung der Ernährung streikt die Familie. Beim Radfahren geht ihr schnell die Luft und die Lust aus.

Dennoch bleibt die Reporterin dran, erzählt über ihre Fehlschläge offen und humorvoll. Sie beschreibt, wie leicht sie und die Familie in die Konsum- oder Bequemlichkeitsfalle tappen. Und sie macht klar, dass ein ökologischeres Leben nicht nur Willenskraft, sondern auch Durchhaltevermögen braucht und dass die Umstellung nur in kleinen Schritten funktioniert.

Doch auch sie bringen was. Denn am Ende des Jahres sieht ihre Bilanz dann doch nicht so schlecht aus. Verpackungen und Strom wurden eingespart, weniger Auto gefahren, im Garten Wildblumen statt Züchtungen angepflanzt, der Fleischkonsum verringert, weniger neue Kleidung angeschafft und der Müll sauber getrennt.

Und allein die Entscheidung, Urlaub in Mecklenburg zu machen anstatt nach Mallorca zu fliegen, sparte so viel CO<sub>2</sub>, wie ein Mensch in Indien im ganzen Jahr verursacht.

Hamburger Abendblatt

### Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Energie
- ▶ Ernährung
- ▶ Garten
- ▶ Kontinuität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Service
- ▶ Technik
- ▶ Umwelt
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft

### Kontakt:

Berndt Röttger, stv. Chefredakteur, Telefon: 040/55 44-71 013, E-Mail: roettger@abendblatt.de

Sonnabend/Sonntag, 30./31. Januar 2016

## WIRTSCHAFT

Hamburger Abendblatt 7



Ich werde grün

Statt zu vorverpacktem Obst greift Miriam Opresnik jetzt zu loser Ware  
Istock, Michael Raue

# Das kommt mir nicht in die Tüte

**Neue Serie. Ich werde grün. Abendblatt-Reporterin Miriam Opresnik will ihr Leben ändern und etwas für die Umwelt tun – ein Jahr lang. Im ersten Teil versucht sie, Verpackungen zu vermeiden. Kein einfaches Unterfangen, wie sie im Supermarkt merkt**

Ach du grüne Neune! Das geht ja gut los! Die Probleme fangen schon vor dem ersten Einkauf an. Beim Schreiben der Einkaufsliste. Meine Tochter Carlotta, 6, wünscht sich die Wicky-Wurst vom Discounter (natürlich verpackt), ihr dreijähriger Bruder Claas den „kleinen Käse“ (Mini-Babybels, sogar doppelt- und dreifach verpackt) und mein Mann seine Actimel (sechs Mini-Flaschen à 100 Milliliter). Verpackungsvermeidung sieht anders aus. Aber grüne Vorsätze hin oder her: Auf seine Lieblingsprodukte will er erst einmal niemand verzichten. Ich eigentlich auch nicht. Tue es aber dann natürlich trotzdem – im Sinne des Projekts. Also greife ich statt zu einzeln verpackten Cappuccino-Tütchen (zehn Folienbeutel in einer Pappschachtel) zu einer großen Dose, nehme statt der Minütüten mit Tiefkühlgemüse (sechs Plastikbeutel à 150 Gramm im Maxibeutel) einen Megapack und entscheide mich gegen die geliebten 0,33-Liter-Cola-Zero-Flaschen im Sechserpack und stattdessen für zwei Maxi-Flaschen. Gar nicht so schwer, etwas für die Umwelt zu tun.

Denke ich stolz. Allerdings hält das Hochgefühl nur ungefähr 30 Sekunden lang. Bis ich zu der Frischtheke ankomme. Vermutlich das erste Mal, seit die Grillsaison vorbei ist. Ja, ich meine die im Sommer! Denn sonst gibt es bei uns meistens vorverpackte Wurst und Käsewaren. Irgendwie hat sich das in den vergangenen Jahren so eingeschlichen. Klar, totaler Verpackungsirrsinn! Allein bei 80 Gramm Schinken fallen 21 Gramm Plastikabfall an. Doch damit soll jetzt Schluss sein. So der Vorsatz. Lange halten wird er allerdings nicht.

Für den Verpackungsbericht bin ich bestens vorbereitet. Mit Tupperdosen in verschiedenen Größen. Toller Plan! Leider geht er aber nicht auf. Denn die Verkäuferin darf die mitgebrachten Dosen nicht annehmen und befüllen. „Aus hygienischen Gründen“, sagt sie und spricht von Kontamination. Bitte was? „Könnte ja sein, dass Ihr Behälter nicht sauber ist, sondern irgendwelche Bakterien hat, die dann hierher übertragen werden“, erklärt sie und wickelt die Wurst stattdessen in ein beschichtetes Stück Papier ein. Für jede meiner vier Sorten nimmt sie ein neues Papier und verpackt anschließend alles in einem dünnen Plastikbeutel. So richtig umweltfreundlich kommt mir das jedoch nicht vor. Also neuer Versuch! Beim nächsten Mal bitte ich darum, alle Wurstsorten nur in ein Papier einzuwickeln. Gesagt, getan!

Allerdings wird zwischen die verschiedenen Sorten jetzt eine Plastikfolie gelegt (damit der Geschmack der einen Wurst nicht auf den Geschmack der anderen Wurst abfährt, wie ich erfahren muss) und jedes Mal zum Abwiegen ein neues Stück Papier auf die Waage gelegt – und anschließend weggeschmissen. Es ist wie in einem Lottosketch. Aber irgendwie nicht lustig. Eher zum grün und blau ärgern. Denn mein geplantes Verpackungsfaßten lässt sich nicht so realisieren wie geplant. Außerdem bekomme ich

jedes Mal einen Schock, wenn an der Fleischtheke das Preisschild ausgedruckt wird. Das größte Problem ist aber die Haltbarkeit. Vor allem, wenn man nur einmal pro Woche einkaufen geht und die Frischwurst aber nach wenigen Tagen schiefwird. Spätestens dann mag niemand aus unserer Familie mehr Salami und Co. essen und die Reste landen im Müll – was unsere Öko-Bilanz schwer belastet. Es hilft nicht. Es muss ein Kompromiss her: für die erste Hälfte der Woche kaufen wir Frischwurst und verzichten auf die Plastikfolien zwischen den verschidlenen Wurstsorten. Für die zweite Woche kaufen wir allerdings vorverpackte Wurstwaren. Klar ist aber natürlich: Wenn wir wirklich was für die Umwelt tun wollen, müssen wir nicht nur die Verpackungen reduzieren – sondern unseren Fleisch- und Wurstkonsum allgemein. Aber dazu in ein paar Wochen mehr!

Und was die Wünsche der Kinder angeht: Wir haben uns selbst Geschickter auf Wurst- oder Käsebrötchen. Mit Augen aus kleinen Tomaten-Hälften, großen Gurken-Nasen und einem für zwei Maxi-Mund. Nach Wicky-Wurst und Mini-Käse hat seitdem niemand mehr gefragt.

Alles Anfang ist schwer. Sagt man. Verpackungsfaßten kann man damit allerdings nicht gemeint haben. Denn das wäre eine dreiste Untertreibung. Ich würde stattdessen von strapaziös sprechen. Mühselig. Heißel. Vertrackt. Unbefriedigend. Vielleicht sogar qualvoll! Dabei hört sich anfangs alles so leicht an.

als die ersten Äpfel aus der Tüte auf den Boden fallen. Also zwei Tüten. Außerdem zwei weitere für die Orangen (gleiches Problem wie bei den Äpfeln, anscheinend korrespondierend eckige Tüten und rundes Obst nicht miteinander). Hinzu kommt eine Tüte für die Weintrauben, eine für die Tomaten und eine für die Zwiebeln. Auf Karotten und Kartoffeln verzichte ich erst mal. Das passt ja nun gar nicht von der Größe.

Angewidelt ist es irgendwo wiederwertbare Obsttaste geben – doch bis ich die gefunden habe, häufen sich jede Woche mehr Papiertüten nach dem Einkauf bei uns zu Hause an. Denn obwohl ich mir jedes Mal vornehme, die beim nächsten Mal wieder mit in den Supermarkt zu nehmen, vergesse ich sie trotzdem immer wieder. Und es kommt noch schlimmer. Beim Versuch, in den Papiertüten den Biomüll aus dem Haus zur Tonne zu transportieren, weicht das Papier auf, die Tüte reißt, und die Essensreste klatschen auf den Boden.

Doch damit nicht genug. Nach dem umständlichen Einkauf und der missglückten Wiederverwertung muss ich auch noch erfahren, dass diese Papiertüten eigentlich nicht viel besser als Abreißbeutel sind. Darüber klärt mich Katharina Istel, Referentin für nachhaltigen Konsum, vom Naturschutzbund Deutschland (Nabu) auf. „Die Ökobilanz von Kunststofftüten ist besser als die einer Papiertüte“, sagt Istel und erklärt, dass man für die Herstellung von Papiertüten sehr viel Energie, Wasser und Chemie braucht. Ihr Appell: „Entscheidend ist nicht nur, welche Tüte genutzt wird – sondern wie oft man sie nutzt“, sagt Istel, die Abreißbeutel aus dem Supermarkt im Badezimmer zum Müllsammeln nutzt. Aber was ihr noch viel wichtiger ist: „Jede dieser Tüten ist umweltverträglicher als wenn man vorverpacktes Obst in Kunststoffschalen mit

immer Einwegflaschen“, sagt Dirk Petersen und appelliert an mich, auch auf die regionale Herkunft der Getränke zu achten. Je weiter die Getränke transportiert würden, desto höher die Umweltbelastung. Ganz schön kompliziert! Vielleicht sollte ich auf Leitungswasser umsteigen?

Schluss! Aus! Ende! Der erste Monat ist um. Vieles hat dann doch noch geklappt. Wir verzichten auf Mini-Verpackungen bei Joghurts, Puddings, Würstchen und Süßigkeiten, holen Kartoffeln sowie Eier im Hofladen und bringen leere Eierkartons und Honiggläser zurück zum Bauernhof, Coffee-to-go-Becher oder Salate zum Mitnehmen kommen mir gar nicht mehr in die Tüte. Aber lebe ich deshalb jetzt grün? Nein, leider nicht. Noch lange nicht. Vielleicht bin ich ein bisschen grüner geworden. Aber ich habe gemerkt, dass man nicht von heute auf morgen sein Leben komplett ändern kann. Dass es Zeit braucht, alte Gewohnheiten umzuwerfen. Und zwar nicht nur den Müll. Oder ein Jahr. Sondern ein Leben lang. Es geht nicht mehr nur um einen Artikel. Oder um das Experiment. Es geht um mehr. Um die Umwelt.

**11.700 Tüten pro Minute**

Mehr als 16 Millionen Tonnen Verpackungen fallen hierzulande jährlich an. Die durchschnittliche Menge pro Bürger ist in den vergangenen zehn Jahren um 25 Kilogramm – auf rund 212 Kilo.

**Etwa 76 Plastiktüten pro Jahr** verbraucht jeder Bundesbürger. Das sind rund sechs Milliarden Tüten im Jahr – oder circa 11.700 Tüten pro Minute. Für die Herstellung einer Plastiktüte braucht man etwa acht Esslöffel Erdöl.

**207 Einwegplastikflaschen** verbraucht jeder Deutsche im Schnitt pro Jahr. Mehr als 50 Prozent des Mineralwassers wird inzwischen bei Aldi und Lidl verkauft. Ein einziger Mineralwasserkasten mit zwölf grünen Mehrwegplastikflaschen (0,75 Liter), die durchschnittlich 53-mal wiederbefüllt werden, ersetzt rund 480 PET-Einwegflaschen mit einem Liter Inhalt. (nik/h)

**Einige Serie in zwölf Teilen**

1. Verpackungen (30. Januar)
2. Energie & Wasser (27. Februar)
3. Hausputz & Körperpflege (26. März)
4. Mobilität (30. April)
5. Im Garten (28. Mai)
6. Urlaub (25. Juni)
7. Ernährung (30. Juli)
8. Kleidung (27. August)
9. Mülltrennung (24. September)
10. Grünes Ehrenamt (23. Oktober)
11. Weinwirtschaft & Co. (28. November)
12. Elektrogeräte (31. Dezember)

Stelle von Plastik auf Glas um – und belaste damit meine Öko-Bilanz

Ich komme einfach auf keinen grünen Zweig. Kaufe statt des Zehnerpacks Tempo-Taschentücher eine 100er-Box – und bekomme zu hören, dass man eigentlich nur Stofftaschentücher nehmen sollte. Nehme statt Joghurt im Plastikbecher die im Mehrweg-Glas, decke mich mit Konserven im Glas statt mit Blechdosen ein und kaufe zum ersten Mal in meinem Leben Milch in einer Flasche – und erfahre, dass meine Glas-Mission zwar gut gemeint, aber nicht unbedingt gut für die Umwelt war. „Entscheidend für die Öko-Bilanz ist nicht die Verpackung, sondern, wo die Produkte herkommen“, sagt Dirk Petersen, Umweltpolizeiter der Verbraucherzentrale Hamburg. „Man kann lieber einen Joghurt im Plastikbecher nehmen, der aus der Region kommt – als einen Joghurt im Glas, der quer durch Deutschland transportiert, werden muss“, so Petersen. Die Erklärung liegt zwar nicht auf der Hand, aber in

# Fragen und Antworten zur Zukunft der Rente

**Das System der Alterssicherung ist in einer Schiefelage. Doch was heißt das für unser Zusammenleben? Welche Lösungsansätze bieten Politik und Gesellschaft? Was sagt die Statistik und was bedeutet das für jeden Einzelnen? In ihrer Serie gibt die Redaktion Antworten auf diese und viele andere Fragen.**

Sechs Wochen lang befasst sich die Zeitung in einer 30-teiligen Serie intensiv mit der Zukunft der Rente. In großen Reportagen und Features, Interviews und Streitgesprächen, Grafiken und Erklärstücken beleuchtet die Redaktion das Thema umfassend.

Dabei steht immer der Servicecharakter im Vordergrund: Alle Fragen, die sich die Menschen im Land zu diesem Thema stellen, sollen beantwortet oder zumindest die Fakten dazu dargelegt werden.

So erklärt eine Doppelseite mit Grafiken die Mechanik des Generationenvertrags und die Folgen des demografischen Wandels. Eine Infografik zeigt, wie man einen Rentenbescheid liest. Ein Feature erzählt aus dem Leben von drei Frauen, die die Verlierer im Rentensystem sind. Norbert Blüm und seine Enkelin treffen sich zum Generationengespräch. Porträts erklären,

warum Rentner länger arbeiten wollen – und manchmal müssen. Ein vergleichender Überblick fasst zusammen, was die Parteien beim Thema Rente vorhaben.

Hinzu kommen zahlreiche Servicestücke, etwa zur Besteuerung der Rente, zu Einbußen durch Kindererziehung oder zu den Möglichkeiten der privaten Vorsorge. Fachbegriffe werden in einem umfangreichen Renten-ABC erläutert. Und wer weitere Fragen hat, dem steht eine Expertenrunde in einer Telefonaktion der Zeitung Rede und Antwort.

Die Serie „Die Zukunft der Rente“ wird federführend von einer Redakteurin und einer Volontärin organisiert und von etwa 15 Redakteuren umgesetzt. Alle Ressorts der Zeitung sind mit einbezogen und steuern Geschichten bei. Alle Beiträge werden online in einem Renten-Dossier zusammengefasst.

MANNHEIMER  
**MORGEN**

Die Zeitung macht aufmerksam auf Problemfelder, die alle Generationen betreffen, und liefert den Leserinnen und Lesern ein breites Informations- und Servicepaket.

**Stichworte**

- ▶ Aktionen
- ▶ Alter
- ▶ Interaktiv
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Politik
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Zukunft

**Kontakt:**

Dirk Lübke, Chefredakteur, Telefon: 0621/392-1339, E-Mail: [chefredaktion@mamo.de](mailto:chefredaktion@mamo.de)

Arbeit: Stefan Bumm programmiert mit 74 Jahren beim Walldorfer Softwarekonzern SAP / Rückholprogramm für Experten im Seniorenalter seit Anfang des Jahres

# „Ich hatte einfach Lust weiterzumachen“

Von unserem Redaktionsmitglied  
**Matthias Kros**

**MANNHEIM.** Stefan Bumm ist 74 Jahre alt. Nicht unbedingt das typische Alter eines Softwareentwicklers, sollte man meinen. Aber Bumm hat noch lange nicht genug. Der Diplom-Mathematiker ist zwar seit 2007 pensioniert. „Doch ich hatte einfach noch Lust weiterzumachen“, erklärt er. „Die Arbeit hat mir immer viel Spaß gemacht und ich war sehr erfolgreich.“

Auch die SAP wollte und will auf den Mitarbeiter ungern verzichten. Denn Bumm ist hoch spezialisiert auf eine komplexe Schnittstelle zwischen der SAP-Software und Datenbanken von Fremdanbietern. Mit jeder neuen Version der Datenbanken muss auch die Schnittstelle angepasst werden. Im Herbst ist das wieder der Fall und der Mathematiker soll für Kundenanfragen bereitstehen, falls es Probleme geben sollte.

**Meistens ein Tag die Woche**

Und so hat Bumm auch zehn Jahre nach der Pensionierung noch einen festen Platz in seiner Abteilung am SAP-Standort St. Leon-Rot – auch wenn er ihn mittlerweile recht flexibel ausfüllt. „Meist arbeite ich nur noch einen Tag in der Woche“, erklärt der 74-Jährige. Fremd fühle er sich trotzdem nicht, sagt er, die Kollegen hätten seit seiner Pensionierung kaum gewechselt. Die Fluktuation in der Abteilung sei schon früher gering gewesen. „Da sind richtige Freundschaften entstanden.“ freut sich Bumm. Sogar an seinen freien Tagen fahre er manchmal zum Mittagessen in die SAP-Kantine, um die Kollegen zu treffen – dafür kommt Bumm extra von seinem Wohnort Karlsruhe.

Aber warum tut er sich den Arbeitsstress überhaupt noch an und genießt nicht einfach das Leben? Träumt er nicht wie andere Rentner von der monatelangen Wohnmobiltour durch Europa? „Ich bin schon immer ein gewisser Eigenbrötler gewesen“, lacht Bumm, „und mache einfach lieber etwas Gemütliches.“ Außerdem habe er schon viel von der Welt gesehen. Für ihn sei jeden-



falls klar, dass es die Arbeit ist, die ihn jung halte. „Das habe ich gemerkt, als ich zwischendurch mal eine Weile nicht gearbeitet habe.“

**Hausmann war keine Perspektive**  
Zudem hätten bei seiner Entscheidung, weiterzumachen, auch private Dinge eine Rolle gespielt: „Meine Frau ist deutlich jünger als ich und als ich 65 wurde, hatte sie noch viele Arbeitsjahre vor sich.“ Deshalb habe er sich entschieden, mindestens noch so lange zu arbeiten wie seine Frau. „Und wenn es mit SAP nichts geworden wäre, dann hätte ich eben etwas anderes gemacht, vielleicht promoviert.“ Jedenfalls habe er kein Hausmann werden wollen. „das ist nichts für mich, das stand fest.“

Allerdings sei seine Rückkehr zunächst nicht einfach gewesen, erinnert sich Bumm, der 1993 bei SAP angefangen hatte. Zunächst schlossen beide Seiten wiederholt Jahresverträge ab, anschließend arbeitete er sogar zeitweise als Selbstständiger für die Walldorfer. Erst seitdem SAP Anfang dieses Jahres ein „Senior-Expert-Service“ genanntes Programm aufgelegt hat, läuft sein Schaffen wieder in geregelten Bahnen.

„Dieses Programm richtet sich an Kollegen, die mit einem Mindestalter von 60 Jahren bei uns ausgeschieden sind und Interesse haben, noch etwas weiterzuarbeiten“, erklärt Wolfgang Fassnacht, Personalchef von SAP Deutschland. Sie könnten in einer speziellen Datenbank anhand ihrer Fähigkeiten ein individuelles Profil kreieren. Abteilungen mit



Stefan Bumm an seinem Arbeitsplatz am SAP-Standort St. Leon-Rot. Seine Aufgabe konnte bislang kein jüngerer Kollege übernehmen.

BILD: ROTHE

entsprechendem Bedarf könnten darin fungieren.

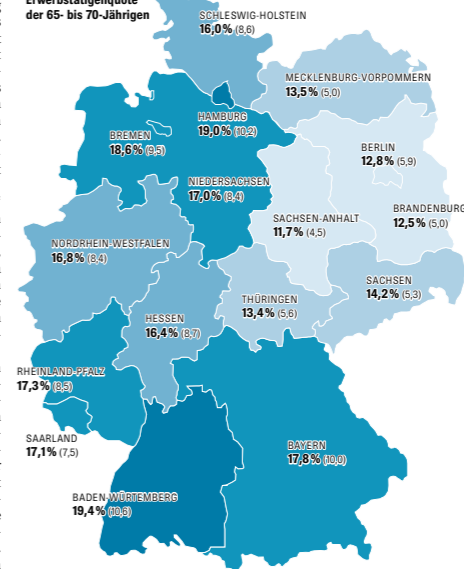
Werden sich beide Seiten einig und weist die Abteilung nach, dass niemand aus der Stammbesetzung den Job übernehmen kann, erstellt die SAP für den „Senior Expert“ einen befristeten Arbeitsvertrag. „Das kann dann einen Einsatz von einem Tag pro Woche bis zu sechs Monaten am Stück bedeuten“, so Fassnacht. Die Bezahlung richte sich unter anderem nach dem früheren Gehalt des „Rückkehrers“.

SAP setzt die „Senior Experts“ beispielsweise bei auslaufenden Produkten ein. „Da macht es für junge Kollegen nicht unbedingt Sinn, sich für solche Software noch extra ausbilden zu lassen.“ Stattdessen könnten frühere Beschäftigte, die während ihrer aktiven Zeit mit dem Produkt vertraut waren, noch einmal zum Zuge kommen.

Rund 50 Ex-Mitarbeiter hätten sich bislang in der Datenbank registriert, so der Personalchef, eine einstellige Zahl sei bereits wieder im Unternehmen aktiv. Diese Zahl werde bestimmt noch steigen, ist er sicher. Die Einstiegschancen junger Bewerber werde das aber nicht schmälern. „Wir werden in Deutschland auch in diesem Jahr wieder eine hohe dreistellige Zahl an neuen Mitarbeitern einstellen“, sagt Fassnacht. Dennoch sei das Programm auch ein Signal gegen den aktuellen „Hype“ um die jungen Talente: „Wir wollen

**Immer mehr Rentner arbeiten**

Erwerbstätigenquote der 65- bis 70-Jährigen



Werte für 2015 (Werte für 2000)

**Auch Rentner dürfen arbeiten**

Generell können Beschäftigte auch im Rentenalter weiterarbeiten. Die Rente wird erst ausbezahlt, wenn ein entsprechender Antrag gestellt wurde. Wer freiwillig weiterarbeitet, muss allerdings weitere Abgaben in die Sozialversicherung bezahlen – gleichzeitig kann er auf diese Weise seine Rentensprüche noch weiter erhöhen.

Auch Rentner, die ihre Rente bereits ausgezahlt bekommen, dürfen grundsätzlich so viel hinzuverdienen, wie sie wollen. Nach Angaben der Deutschen Rentenversicherung ist Voraussetzung dafür lediglich, dass die sogenannte Regelaltersgrenze erreicht ist.

„Es wird dann nichts von der Rente abgezogen“, erklärt ein Sprecher. Die Regelaltersgrenze wird derzeit schrittweise von 65 auf 67 Jahre angehoben. Entscheidend ist der jeweilige Geburtsjahrgang.

Allerdings muss der Arbeitgeber auch für arbeitende Rentner den üblichen Beitrag in die Rentenkasse abführen, nur der Arbeitnehmer bleibt beitragsfrei. Dafür werden die eingezahlten Beiträge aber nicht dem Rentner individuell gutgeschrieben, sondern kommen der gesamten Solidargemeinschaft zugute. Laut Rentenversicherung gibt es derzeit Überlegungen, dass arbeitende Rentner freiwillig eigene Beiträge in die Ren-

tenkasse einbezahlen und so ihre Ansprüche kontinuierlich erhöhen können.

Anders sieht die Sache für Rentner aus, die ihre Rente ausbezahlt bekommen, obwohl sie die Regelaltersgrenze noch nicht erreicht haben. Sie dürfen nur 450 Euro pro Monat hinzuverdienen. Als Ausnahme werden nur zwei Monate im Jahr gewährt, in denen jeweils 900 Euro verdient werden dürfen (zum Beispiel, wenn Urlaubs- oder Weihnachtsgeld ausgezahlt wird). Wer mehr als 450 Euro monatlich hinzuverdient, muss pauschale Abzüge bei der Rente in Kauf nehmen – was große Nachteile mit sich bringen kann.

die Entwicklung in allen Altersgruppen fördern und älteren Mitarbeitern die Chance auf einen weniger jähen Abschied eröffnen.

Das findet auch die Arbeitnehmersseite gut: „Senior-Expert-Service wurde vom Betriebsrat der SAP SE mitverhandelt und gestaltet. Es ist ein ausgezeichnetes Programm, um in vielen Berufsjahren erworbenes Wissen und Erfahrungen im Unternehmen zu behalten“, sagt der Betriebsratsvorsitzende Klaus Merx. Schwerpunkte der Senior Experten seien die Projektarbeit beim Kunden, der Wissenstransfer über etablierte Techniken sowie Mentoring. Jüngere Kollegen wollten dagegen eher die neuen zukunftssträchtigen Plattformen und Techniken erlernen. „Daher sehen wir hier keine Konkurrenzsituation oder eine Verschlechterung der Karrierechancen für die jüngeren Kollegen.“

**Auch Roche und BASF aktiv**

Auch andere große Unternehmen der Region reaktivieren bereits Rentner: Um dem demografisch bedingten Fachkräftemangel zu begegnen, könne „auch die Beschäftigung von Ruhestandlern ein Instrument sein“, erklärt beispielsweise eine Sprecherin des Chemiekonzerns BASF. Bereits heute beschäftige man „Ruhestandler auf Einzelfallbasis“. Hierbei könne es sich um Fachkräfte handeln, deren Wissen im Zusammenhang mit Projekten wertvoll ist.

„Gegenwärtig stellen solche Beschäftigungen nach dem Eintritt in den Ruhestand aber eher die Ausnahme dar“, sagt die Sprecherin. Dies könne sich aber ändern, falls es neue gesetzliche Rahmenbedingungen – etwa bei der Hinzuverdienstgrenze für Ruhestandler – gebe.

Auch beim Pharmakonzern Roche in Mannheim werden Beschäftigte im Bedarfsfall und bei Interesse des Mitarbeiters nach dem Ausscheiden in die Rente eingebunden, sagt eine Sprecherin. Einzelfälle gebe es bereits. Zudem habe Roche mit dem „Langzeitkonto 2.0“ ein Modell, um den Eintritt in die Rente gleitend zu gestalten, indem die Arbeitszeit langsam reduziert wird.

Dossier unter [morgenweb.de/rente](http://morgenweb.de/rente)



# Hilfe für Eltern bei der Suche nach einem Kitaplatz

**Eltern, die in Stuttgart einen Kitaplatz suchen, sind oft verzweifelt. Es gibt viel zu wenige Plätze für Kinder unter drei Jahren. Außerdem sind Mütter und Väter im Dschungel der Anbieter und Behörden überfordert. Die Zeitung schlägt hier eine Bresche und sorgt mit ihrem Kita-Kompass für Orientierung.**

„Chaos“, „undurchschaubares Verfahren“, „ellenlange Wartelisten“, „Dutzende Bewerbungen“ – solche Stichworte hört die Redaktion, wenn sie Eltern fragt, wie sie die Kitaplatzsuche für Kinder unter drei Jahren in Stuttgart erleben.

Derzeit fehlen rund 3.500 Betreuungsplätze für diese Altersgruppe in der Landeshauptstadt. Zusätzlich erschwert wird die Suche, weil kaum jemand bei der Vielzahl von Anbietern und Betreuungsformen sowie einem schwer durchschaubaren Bewerbungssystem durchblickt.

Die Idee des multimedialen Kitakompasses ist es, diese Situation nicht nur aufzuzeigen, sondern Eltern bei der Platzsuche zu unterstützen.

In einzelnen Kapiteln können sich Mütter und Väter unter anderem in Videos, Grafiken und animierten Erklärstücken informieren: Welche Betreuungsformen und -anbieter gibt es (zum Beispiel Elterninitiativen, kirchliche Kitas, alternative Konzepte)? Wie setze ich meinen Rechtsanspruch durch? Wie bewerbe ich mich richtig und welche Kosten kommen auf mich zu?

Außerdem geben Eltern, die bereits einen Platz für ihr Kind gefunden haben, Tipps für die Suche, oder erzählen, was hinter den unterschiedlichen Konzepten (zum Beispiel Waldorf, Tagesmutter) steckt.

An der Umsetzung sind zwei Redakteure, ein Praktikant, eine Grafikerin und ein Programmierer beteiligt. Das Angebot ist eines der ersten Projekte im selbst entwickelten CMS des neuen Ressorts Multimediale Reportagen, das für die Webseiten von Stuttgarter Zeitung und Stuttgarter Nachrichten arbeitet.

Aus der Nutzerschaft gibt es positive Rückmeldungen, aber auch Anregungen, zum Beispiel für weitere Betreuungsangebote, die die Redaktion aufnimmt und einarbeitet.

Der Kitakompass wird zum Start in den Print-Ausgaben mit Texten zum Thema begleitet und wird mittlerweile als Zusatzangebot im Print und online verlinkt, wann immer das Betreuungsthema hochkocht. Um das Angebot aktuell zu halten, werden die Zahlen und Infos im Kitakompass regelmäßig überarbeitet.

STUTTGARTER  
ZEITUNG

STUTTGARTER  
NACHRICHTEN

Das serviceorientierte Projekt ist für die Eltern eine übersichtliche und alltagstaugliche Handlungshilfe.

Links:

<http://reportage2.stuttgarterzeitung.de/kitakompass>

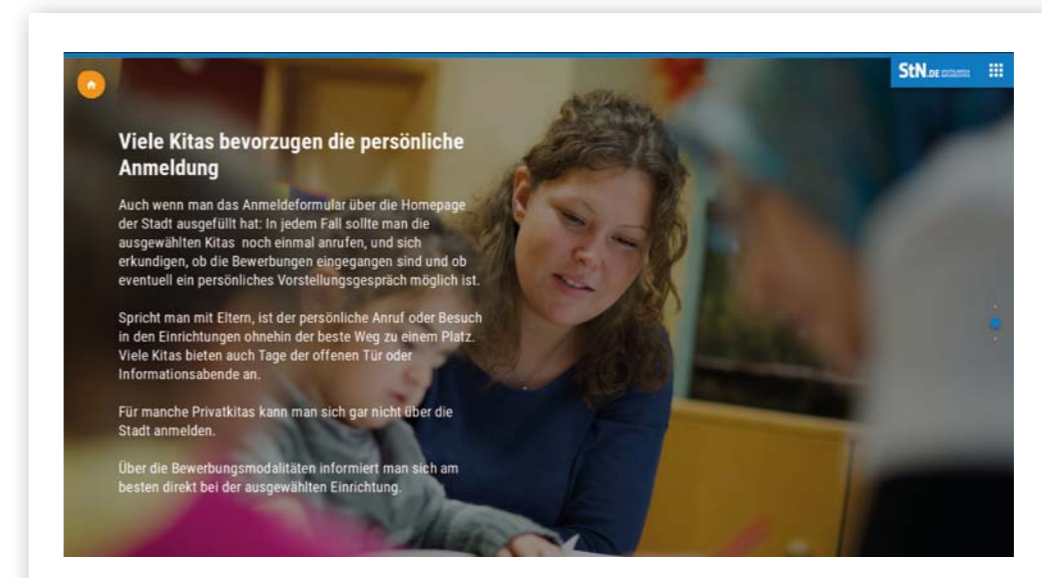
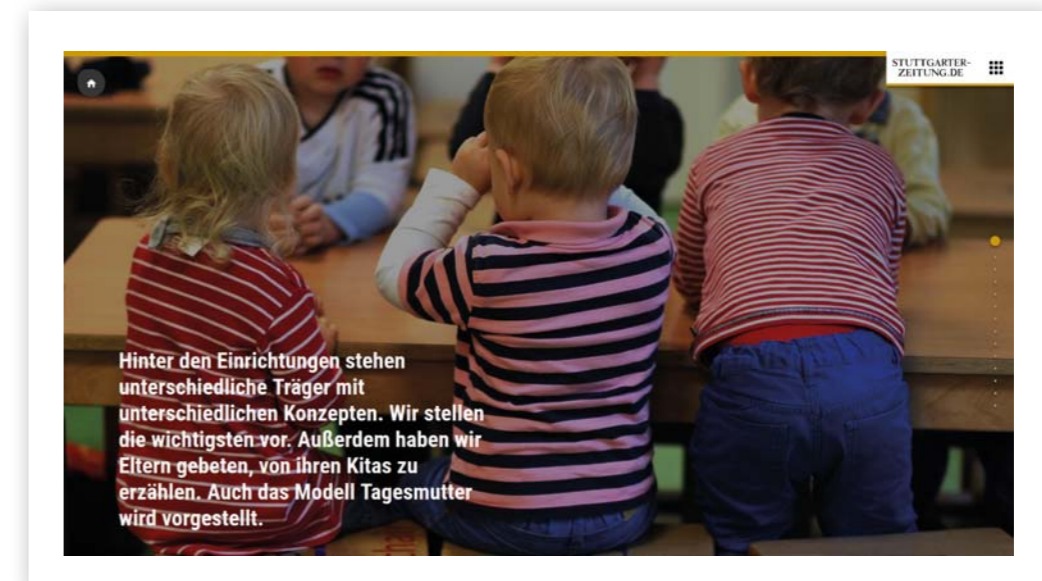
<http://reportage2.stuttgarternachrichten.de/kitakompass>

## Stichworte

- ▶ Anwalt
- ▶ Interaktiv
- ▶ Kinder und Jugend
- ▶ Layout
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher

## Kontakt:

Stefanie Zenke, Ressortleiterin Multimediale Reportagen, Telefon: 0711/7205-1142, E-Mail: [stefanie.zenke@stzn.de](mailto:stefanie.zenke@stzn.de)



# Warum der Bus mal zu spät und mal zu früh kommt

DER TAGESSPIEGEL

**Viele Berliner schimpfen über den unpünktlichen öffentlichen Nahverkehr. Doch der Unmut ist nur zum Teil berechtigt, wie die Journalisten in ihrer Datenauswertung zeigen. Die Menschen können in der Multimedia-Geschichte sehen, wo sie auf den Bus warten müssen – oder auch nicht.**

„Typisch BVG. Die kriegen es einfach nicht hin.“ Solch ein Vorwurf ist von leidgeprüften Benutzern der Berliner Verkehrsbetriebe oft zu hören. Und er ist oft ungerecht. Denn an vielen Verspätungen ist einfach die Großstadt schuld. Hohes Verkehrsaufkommen, Unfälle und Staus, zugeparkte Bus-spuren – schon gerät der Fahrplan aus dem Takt.

In ihrem Webprojekt „Warum kommt der Bus zu spät?“ sind Journalisten des Tagesspiegels gemeinsam mit einem Mobilitätsforscher des Urban Complexity Lab an der FH Potsdam dem Thema auf den Grund gegangen. Sie haben die Live-ÖPNV-Daten des Verkehrsverbunds Berlin-Brandenburg (VBB) sechs Wochen lang von Mitte Januar bis Ende Februar minütlich gesammelt und ausgewertet.

Durch die ungewöhnliche Zusammenarbeit zwischen dem Programmierer aus einem Stadtforschungsteam und zwei Redakteuren lässt sich erstmals haltestellengenau zeigen, wo die Menschen im Winter oft ungewöhnlich lange auf den Bus warten.

Diese Daten setzt die Redaktion in Beziehung zur gefühlten Unpünktlichkeit einiger innerstädtischer Buslinien, die de facto oft gar nicht so unpünktlich sind.

In der Analyse werden die konkreten und grundsätzlichen Ursachen von Verspätungen in der Großstadt beschrieben. Dabei zeigt sich auch, dass gerade Bus und Tram häufiger zu früh kommen, was für die Fahrgäste oft noch schlimmer ist.

Die Ergebnisse der Auswertung setzen die Webdesigner und Journalisten online in interaktive Karten und Tabellen um. Wer eine Linie anklickt, sieht, wie viel Prozent der Busse und Bahnen im Testzeitraum an den einzelnen Haltestellen zu früh oder zu spät kamen. Visualisiert wird unter anderem auch, zu welchen Zeiten Busse, Trams, S- und U-Bahnen aus dem Takt geraten. Dazu gibt es ein großes Feature, das die Ursachen, die Zwänge und Lösungsmöglichkeiten beleuchtet.

Auf den Datenvisualisierungen ist schnell zu sehen: Nur zu absoluten Hochzeiten und nur auf sehr stark genutzten Linien fährt die Mehrzahl der Busse mit Verspätung. Den Rest der Zeit sind die Busse und Trams in Berlin in der absoluten Mehrheit der Fälle pünktlich, oft sogar minutengenau.

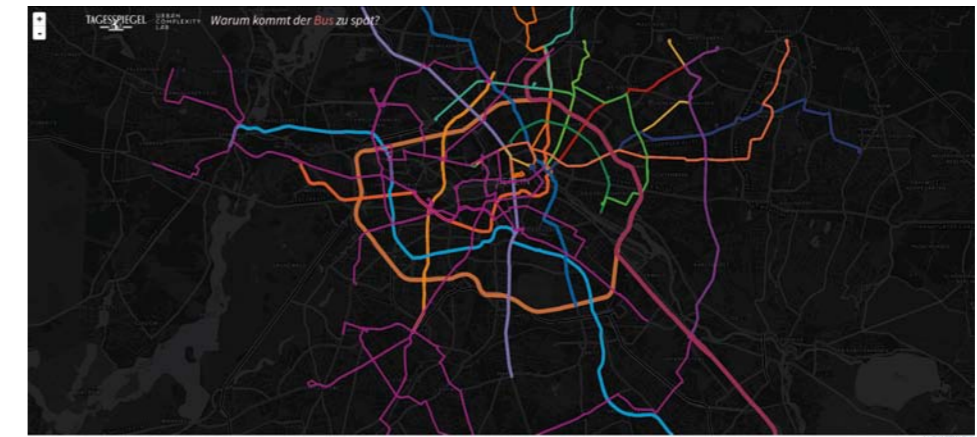
Link:  
<http://haltestelle.tagesspiegel.de/>

### Stichworte

- ▶ Alltag
- ▶ Hintergrund
- ▶ Interaktiv
- ▶ Layout
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Verbraucher
- ▶ Verkehr

### Kontakt:

Johannes Schneider, Kulturredaktion/Mehr Berlin, Telefon: 030/29021-14249,  
E-Mail: [johannes.schneider@tagesspiegel.de](mailto:johannes.schneider@tagesspiegel.de)



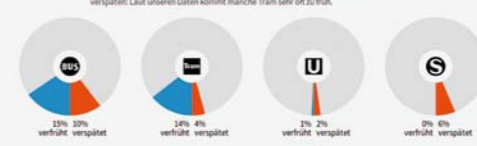
Warum kommt der Bus zu spät? ... »Janz Britz ist zu...« ruft irgendwer hinter seinem Halbbreis aus Bildschirms ins weitläufige Großraumbüro hinein. Dieser Tag im Februar wird wohl kein guter in der Praktikantenbilanz der BVG. Aber er ist allemal noch lang genug für Rettungsversuche. Dafür sitzen die Kollegen ja in der Leitstelle in Berlin-Lichtenberg, im »Kompetenzzentrum Oberflächen«, wie es in der BVG-Büroziele heißt. Auf ihren gegenüberliegenden Wänden hängen die 23 Mitarbeiter in All-Grün-Uniformen, wie für Busse und Straßenbahnwagen, aber die Kräfte kommen... »Ja!«

Wir haben die jeweils meistgenutzten Linien von Tram, Bus, U- und S-Bahn in Berlin auf ihre Pünktlichkeit untersucht. Wenn Sie eine Linie anwählen, sehen Sie, wieviel Prozent der Busse und Straßenbahnen pünktlich von Station zu Station kommen.



Das höhere Verkehrsaufkommen in der Stadt, der Hauptverkehr, wie die BVG sie nennt, bremsen aber nicht nur Busse aus. Je höher die Taktfrequenz der Verkehrsmittel, desto stärker die Dominanz im Falle von Behinderungen. Selbst die U-Bahn hat in diesen Zeiten ab und zu Verspätungen. Sie hat dann jedoch nur mit der höheren Zahl zuzugewandener Fahrgäste zu kämpfen, nicht mit den anderen Verkehrsteilnehmern – das geschlossene System erwies sich als Bismarckvorteil.

Unsere Datenanalysen zeigen sehr deutlich, dass sowohl Verspätungen als auch Verfrühungen in der Rush-Hour rasant ansteigen. Je mehr Verkehr, desto unübersehbarer werden die Straßen, desto mehr bedrängen sich auch Verlangsamung vorauffahrender und Beschleunigung nachfolgender Fahrzeuge. Auch die Tram hat zu diesen Zeiten zu kämpfen, vor allem dort, wo sie nicht auf separater Trasse am Stau vorbeifahren kann. Noch interessanter aber als die Tatsache, dass sich auch Trams verspätet: Laut unseren Daten kommt manche Tram sehr oft zu früh.



**Auf der Standspur der Egoisten**

Hört man den geduldigen Erklärungen der drei BVG-Planer in ihrem silbernen Büroraum zu, klingt es, als bliebe Pünktlichkeit im Berliner ÖPNV für alle Zeiten ein Traum. Dabei ist der Busverkehr in Berlin schon jetzt relativ pünktlich – wie auf den Datenvisualisierungen schnell zu sehen ist. Nur zu absoluten Hochzeiten und nur auf sehr stark genutzten Linien fährt die Mehrzahl der Busse mit Verspätung. Den Rest der Zeit sind die Busse und Trams in Berlin in der absoluten Mehrheit der Fälle pünktlich, oft sogar minutengenau. An allen Bus- und Tramhaltestellen, die wir sechs Wochen lang beobachtet haben, waren 22 Prozent der Abfahrten unpünktlich. Nimmt man die von uns gemessenen Abfahrten von U- und S-Bahn hinzu, die von einem weitestgehend geschlossenen System profitieren, noch hinzu, sind es sogar nur 17 Prozent verspätete Abfahrten auf allen Linien.

Weg damit, Privatleute, die Haltestellen blockieren, landen schief auf dem Haltestellenrand. Abschnelligkeit.



Dazu ist theoretisch längst klar, wie Busse und Bahnen noch pünktlicher werden könnten. »Das größte Problem ist kein technisches«, sagt Thomas Faust. Und sein Kollege Olaf Brühl fügt hinzu: »Es ist unsere Elterngeschichte, in der Regelübertritte zum Normalfall geworden sind.« Während früher Busstoppen durchaus respektiert worden seien, sei es inzwischen immer mehr Ausfahrgeschäft, wenn der Parken vor der Haltestelle hundert Buspassagiere zu spät zur Arbeit kommen lässt. Dieser Punkt ist die am einfachsten vermeidbare Ursache für Verspätungen – wenn es politisch gewollt wäre. Gegen die anderen häufigen Verspätungsursachen wie Feuerweh- oder Rettungsmaßnahmen würde dagegen wohl kaum ein vernünftiger Mensch etwas machen wollen.

Da sich wohl auch am Egoismus einzelner vorerst wenig ändern wird, gibt es letztlich drei Ansatzpunkte. Der erste: Man verabschiedet sich von der Vorstellung fester Fahrpläne. In London oder Paris werden schon lange die

# Leser nehmen Anteil am veganen Selbstversuch



**Das Internet ist voller Erfolgsgeschichten von Veganern. Doch was steckt dahinter? Die Volontärin macht einen vierwöchigen Selbstversuch und berichtet davon auf allen Kanälen. Die eigenen – durchaus gemischten – Erfahrungen unterfüttert sie mit Fakten und Experteninterviews.**

Die Idee für das „Vegan-Experiment“ trägt Liviana Jansen schon lange mit sich herum. Sie lebt seit Jahren vegetarisch, aber auch die Produktionsbedingungen von Milch, Eiern, Käse und Co. sieht sie oftmals kritisch. Hinzu kommen die viel verbreiteten Erfolgsgeschichten von Menschen, die schon lange vegan leben. Und gilt Veganismus nicht als Weg, um den Hunger auf der Welt zu beseitigen?

Also auf zum Selbstversuch. Wie schwer ist es, auf alles Tierische zu verzichten? Was macht das mit Körper, Geist und Seele? Und wie lässt sich die vegane Ernährung in den Alltag integrieren?

Ihre vier Wochen ohne tierische Produkte begleitet die Volontärin mit einer crossmedial angelegten Serie, die sie selbst konzipiert und umsetzt. Die Beiträge erscheinen in den Print-Ausgaben der Zeitung und auf den Online-Kanälen – mit jeweils an das Medium angepasstem Inhalt.

Die Artikel werden im Internet mit Videos und interaktiven Tools begleitet. Zudem postet sie täglich auf Instagram und Facebook Bilder, Rezepte und Videobotschaften und bindet die Videos zusätzlich in den YouTube-Kanal des Verlags ein.

Um das „Vegan-Experiment“ nicht als reinen Selbstversuch zu gestalten, recherchiert die Volontärin Fakten zur Ernährung und zu den verschiedenen Produkten, führt Interviews mit Experten und besucht unter anderem eine Veganer-Messe und einen Veganer-Stammtisch in der Region. Durch die Interaktion der Leser (online und offline), Kommentare und Likes auf Facebook und Instagram entwickelt sich die Serie fortwährend weiter.

Die Publikumsresonanz ist viel größer, als die Volontärin erwartet hat. Viele Leser nehmen auf der Homepage oder in Facebook-Kommentaren Anteil, einige geben Tipps, etwa zu Rezepten oder veganen Käsesorten, oder wünschen der Protagonistin Durchhaltevermögen.

Nach Ende der vier Wochen ist Jansens Fazit durchwachsen. Auf alle tierischen Produkte will sie vorerst nicht verzichten. Und sie will auch nicht so dogmatisch sein. Sie wird Teilzeit-Veganerin.

Link zur Serie: [www.zvw.de/vegan](http://www.zvw.de/vegan)

### Stichworte

- ▶ Aktionen
- ▶ Ernährung
- ▶ Gesundheit
- ▶ Hintergrund
- ▶ Interaktiv
- ▶ Multimedia
- ▶ Recherche/Investigation
- ▶ Service
- ▶ Test
- ▶ Verbraucher

### Kontakt:

Liviana Jansen, Volontärin, Telefon: 07151/566-269, E-Mail: [liviana.jansen@zvw.de](mailto:liviana.jansen@zvw.de)

# Waiblingen

B 1  
Nummer 257 – WNS1  
Samstag, 5. November 2016

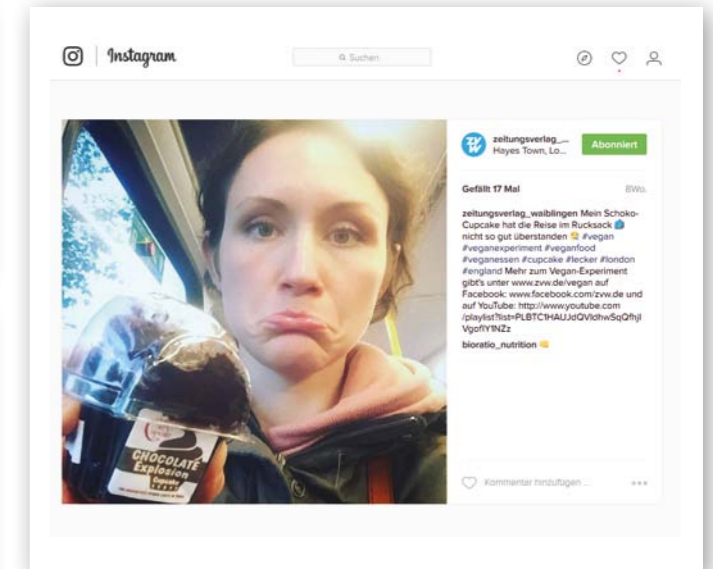
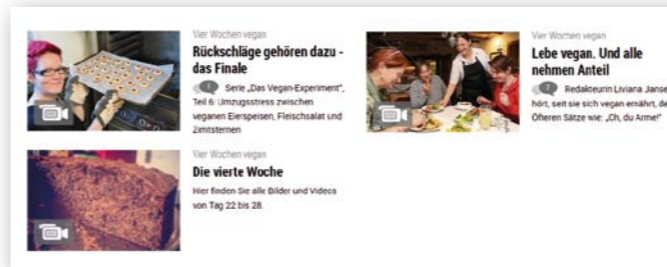


Tofu, Möhren, Tomaten, Linsen, Grünkern, Kürbis und Nüsse – so soll also meine Kost die nächsten vier Wochen lang aussehen: Rein pflanzlich.

Bild: Schneider

## Selbstversuch: Vier Wochen vegan

Serie „Das Vegan-Experiment“, Teil 1: Unser Redaktionsmitglied Liviana Jansen verzichtet einen Monat lang auf Tierisches



# Register der Stichworte

## Aktionen

Seiten: 16, 28, 32, 40, 58, 60, 92, 96, 112, 116, 118, 132, 134, 140, 146

## Alltag

Seiten: 32, 52, 64, 74, 86, 120, 124, 126, 128, 138, 144

## Alter

Seiten: 48, 110, 140

## Anwalt

Seiten: 16, 48, 58, 60, 76, 82, 118, 142

## Arbeitswelt

Seiten: 44, 48, 52, 76, 78, 80, 86

## Ausländer

Seiten: 16, 64, 66, 68, 76, 86, 104, 106, 124

## Demokratie

Seiten: 16, 60

## Drittes Reich

Seite: 20

## Ehrenamt

Seiten: 110, 116, 118, 134

## Energie

Seiten: 58, 80, 82, 138

## Ernährung

Seiten: 84, 132, 138, 146

## Flüchtlinge

Seiten: 12, 16, 64, 66, 68, 104, 118, 120

## Forum

Seiten: 28, 40, 58, 60, 112, 114, 118, 134

## Garten

Seiten: 132, 138

## Geschichte

Seiten: 20, 52, 126

## Gesellschaft

Seiten: 16, 60, 64, 66, 68, 78, 86, 94, 100, 104, 106, 110, 114, 116, 124, 126, 128, 130, 134

## Gesundheit

Seiten: 28, 48, 58, 82, 84, 110, 120, 146

## Gewalt

Seiten: 36, 66, 68, 106

## Heimat

Seiten: 12, 40, 52, 60, 74, 82, 92, 94, 96, 102, 116, 118, 120, 124, 126, 128, 132, 134

## Hintergrund

Seiten: 20, 36, 44, 48, 58, 62, 64, 74, 76, 78, 82, 84, 86, 90, 106, 110, 144, 146

## Inklusion

Seite: 100

## Integration

Seiten: 12, 16, 40, 64, 104, 118

## Interaktiv

Seiten: 28, 32, 40, 60, 96, 102, 106, 112, 114, 116, 120, 130, 132, 134, 140, 142, 144, 146

## Kinder und Jugend

Seiten: 12, 96, 124, 134, 142

## Kommunalpolitik/Politik

Seiten: 16, 58, 60, 62, 64, 66, 82, 90, 112, 118, 126, 140

## Kontinuität

Seiten: 62, 66, 68, 76, 82, 84, 90, 118, 132, 138

## Kriminalität

Seiten: 36, 66, 68, 84

## Kultur

Seiten: 40, 90, 92, 94, 96, 116, 124

## Landwirtschaft

Seiten: 84, 120, 132

## Layout

Seiten: 12, 20, 52, 64, 106, 114, 116, 128, 130, 142, 144

## Lebenshilfe

Seiten: 24, 28, 100, 110, 114, 138, 140, 142, 144

## Marketing

Seiten: 28, 40, 92, 96, 118, 134

## Menschen

Seiten: 12, 32, 44, 52, 64, 94, 100, 110, 114, 124, 126, 128, 130

## Multimedia

Seiten: 12, 28, 40, 52, 80, 92, 96, 102, 106, 114, 116, 120, 130, 134, 142, 144, 146

## Recherche / Investigation

Seiten: 12, 20, 28, 36, 48, 58, 62, 66, 68, 76, 78, 80, 82, 84, 86, 90, 110, 112, 120, 130, 140, 142, 144, 146

## Service

Seiten: 24, 28, 44, 58, 60, 80, 100, 102, 110, 132, 138, 140, 142, 144, 146

## Schule

Seite: 96

## Sport

Seiten: 100, 102, 104, 106, 124

## Technik

Seiten: 80, 138

## Test

Seiten: 132, 146

## Umwelt

Seiten: 24, 58, 82, 84, 86, 112, 138

## Unterhaltung

Seiten: 32, 40, 92, 94, 96, 114, 116, 128, 130

## Verbraucher

Seiten: 24, 28, 74, 80, 84, 86, 124, 132, 138, 140, 142, 144, 146

## Vereine

Seiten: 100, 102, 104, 106, 116, 134

## Verkehr

Seiten: 24, 52, 112, 120, 144

## Wächteramt

Seiten: 36, 62, 90

## Wahlen

Seite: 60

## Wirtschaft

Seiten: 44, 62, 74, 76, 78, 80, 82, 84, 86, 112, 124, 138, 140

## Wissenschaft

Seiten: 28, 110

## Wohnen

Seiten: 80, 112, 120

## Zukunft

Seiten: 24, 60, 64, 80, 112, 120, 140

# preisgekrönt

# ... und fast preisgekrönt

## DER PREIS

Der Preis richtet sich exklusiv an die größte Zielgruppe unter den Tageszeitungsjournalisten. Die Auszeichnung wird seit 1980 jährlich vergeben. In die Auswahl kommen nur Redaktionen und Journalisten, die bürgernahe Konzepte umsetzen, schwierige Themen aufgreifen, sich zum Anwalt der Leser machen oder engagierten Service bieten. Seit 2013 wird zusätzlich ein Sonderpreis für Volontärsprojekte ausgelobt.

Der Deutsche Lokaljournalistenpreis hat sich längst als einer der wichtigsten Medienpreise Deutschlands etabliert. Dies liegt vor allem an der unabhängigen Jury, die seit Anbeginn journalistische Qualität und keine Gesinnung auszeichnet. Bernd Neumann, Staatsminister und Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien, nannte ihn „die wohl bedeutendste Auszeichnung für Regionalzeitungen im deutschsprachigen Raum“. Chefredakteure bezeichnen ihn als „Ritterschlag für die ganze Redaktion“.

## DIE REIHE

Die „Rezepte für die Redaktion“ sind elementarer Bestandteil des Deutschen Lokaljournalistenpreises. Ziel ist es, alle preisgekrönten Geschichten und Konzepte aus einem Preisjahrgang zu dokumentieren und die Herangehensweise und die Macher vorzustellen. Zusätzlich werden auch jene Einsendungen gewürdigt, an denen eine Auszeichnung nur knapp vorbeigegangen ist.

Der Basisband der „Rezepte für die Redaktion“ entstand 2005 zum 25-jährigen Jubiläum des Preises. Auf 456 Seiten dokumentiert das Buch Bestes und immer noch Nachahmenswertes aus 25 Jahren Preisgeschichte. Diese Zusammenschau war möglich, weil die Konrad-Adenauer-Stiftung von Anbeginn jeden Preisjahrgang mit einer Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten Arbeiten begleitet hat.

Diese Tradition setzen die „Rezepte für die Redaktion“ Jahr für Jahr fort. Sie tragen dazu bei, gute Ideen und zukunftsweisende Konzepte bekannt zu machen. Die Rezeptesammlung ist zum einen ein praktisches Arbeitsbuch für den Redaktionsalltag, zum anderen eine Einladung an die Kolleginnen und Kollegen, miteinander ins Gespräch zu kommen und sich über lokalen Qualitätsjournalismus auszutauschen.

## DIE HERAUSGEBER

Heike Groll (Jahrgang 1965) ist Leitende Redakteurin in der Chefredaktion der Volksstimme aus Magdeburg und zuständig für Personalentwicklung in der Redaktion sowie für redaktionelles Projektmanagement. Zuvor war sie nach dem Journalistikstudium in Dortmund bei der Leipziger Volkszeitung, bei der Initiative Tageszeitung/„drehscheibe“ in Bonn und dem Fränkischen Tag in Bamberg tätig. Seit 2015 ist sie Sprecherin der Jury.

Robert Domes (Jahrgang 1961) ist freier Journalist und Autor. Er war 17 Jahre lang Lokalredakteur der Allgäuer Zeitung, zuletzt als Redaktionsleiter. Seit 2002 arbeitet er selbständig in der Betreuung journalistischer Projekte und Fachbücher sowie als Referent und Dozent in der Aus- und Fortbildung für Journalisten. Er schreibt als Autor für verschiedene Medien und veröffentlicht eigene Romane.







# AUSSCHREIBUNG 2017

Über Ihre Serie spricht die ganze Stadt? Ihre Aktion bringt die Region in Bewegung? Sie bringen lokale Themen groß raus, auf allen Kanälen? Dann zeigen Sie es uns: Bewerben Sie sich für den

## Deutschen Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung

### Preiswürdig sind:

- Beiträge zu beliebigen lokalen Themen
- kontinuierliche Berichterstattung
- multi- und crossmediale Konzepte von lokalen Themen
- Beispielhafte Initiativen und Aktionen
- Konzepte und Serien
- Visuelle Umsetzungen von lokalen Themen
- Investigative Recherchen

Die Konrad-Adenauer-Stiftung vergibt den Journalistenpreis seit 1980 jährlich. Sie zeichnet Journalisten und Redaktionen aus, die Vorbildliches für den deutschen Lokaljournalismus geleistet haben, ob in Print- und/oder digitalen Medien. Sie spricht nicht nur gut ausgerüstete Großstadtreaktionen an, auch Lokalredaktionen mit knapper Besetzung bekommen ihre faire Chance. Bei der Preisvergabe berücksichtigt die Jury diese Unterschiede in der redaktionellen Ausstattung.

Der **Sonderpreis für Volontärsprojekte** richtet sich an junge Journalisten. Sie können sich bewerben mit ihren Ideen, Texten und Projekten, vor allem solche mit einem interaktiven Ansatz – zum Beispiel mit Veranstaltungen, Online-Foren und Leserkontakten aller Art.

Die Arbeiten müssen in der Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 2017 in einer in Deutschland erscheinenden Zeitung veröffentlicht worden sein. Jahresübergreifende Serien, die zwar in 2016 begonnen wurden, von denen der größte Teil aber in 2017 abgedruckt wurde, sind ebenfalls teilnahmeberechtigt.

### Einsendeschluss ist der 31. Januar 2018.

Autoren können sich mit einem oder mehreren Beiträgen bewerben. Das Bewerbungsportal ist ab dem **15. November 2017** auf [www.kas.de/lokaljournalistenpreis](http://www.kas.de/lokaljournalistenpreis) geschaltet.

**1. Preis 6.000,- EUR**

**2. Preis 3.000,- EUR**

### Sonderpreis für Volontärsprojekte: 2.000 EUR

Für weitere Preise in verschiedenen Kategorien (z.B. Leser-Blatt-Bindung, Reportage, Sonderveröffentlichungen) stehen Preisgelder in einer Gesamthöhe von 10.000 Euro zur Verfügung.



Konrad  
Adenauer  
Stiftung

Susanne Kophal  
Leiterin Eventmanagement  
Konrad-Adenauer-Stiftung  
10907 Berlin

Telefon: 030/26996-3216  
Telefax: 030/26996-3237  
[susanne.kophal@kas.de](mailto:susanne.kophal@kas.de)

[www.kas.de](http://www.kas.de)